g: 413, 2

EM.

g 413, 2

30.2816
2

II. 5.

e

Christoph L. Müller.

Des
Philoſophen von Sansſouci
ſämtliche
Werke.

Zweiter Band.

Neuüberſezt.

Müller

Mit Königlich Preuſſiſcher und Kurfürſtlich Sächſiſcher allergnädigſter Freiheit.

Berlin,
bei Arnold Wever.
1782.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Antimachiavel

oder

Verſuch einer Kritik

über den

Fürſten

des

Nic. Machiavel.

Bekant gemacht im Jahre 1740.

Vorbericht.

In der Moral iſt Nic. Machiavel's Fürſt das, was Spinoza's Werk in der Theologie iſt. Spinoza untergrub die Grundfeſten des Glaubens, und ſtrebte nach nichts Geringerm, als das Gebäude der Religion umzuſtürzen; Machiavel verderbte die Politik und unterfing ſich's, die Gebote der geſunden Moral zu vernichten. Die irrigen Säze von jenem betrafen nur blos Gegenſtände der Spekulation, die von dieſem aber Gegenſtände des thätigen Lebens. Gleichwol unterblieb's nicht, daß die Gottesgelahrten nicht Lärm blieſen, gegen Spinoza'n die Waffen ergriffen, ſein Werk in beſter Form widerlegten, uud die Ehre der

Gotheit gegen ſeine Angriffe behaupteten, indes daß Machiavel von einigen Moraliſten nur harſeliret wurde, und ſich ungeachtet ſelbiger, und ungeachtet ſeiner ſchädlichen Moral, auf dem Lehrſtul der Politik bis zu unſern Zeiten erhalten hat.

Ich wage es, die Vertheidigung der Menſchlichkeit gegen dies Ungeheuer zu unternemen, das ſelbige ausrotten wil, wage es, Vernunft und Gerechtigkeit, Sophiſmen und Laſtern entgegenzuſtellen, und mit meinen Betrachtungen über den Prencipe des Machiavel's von Kapittel zu Kapittel fortzuſchreiten, damit man das Gegengift gleich neben dem Gifte finde.

Ich habe dieſen Prencipe des Machiavel's ſtets für eins der gefärlichſten Bücher angeſehn, die ſich in der Welt verbreitet haben. Es iſt ein Buch, das natürlicherweiſe in die Hände der Fürſten, und derer fallen mus, die an der Politik Geſchmak finden; und nichts iſt leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, deſſen Herz und Urtheilskraft noch nicht ge-

bildet genug ſind, das Gute vom Böſen rich- tig zu unterſcheiden, durch Maximen verderbt wird, die ſeinen Leidenſchaften ſchmeicheln.

Wenn es aber unrecht iſt, die Unſchuld einer Privatperſon zu Grunde zu richten, die nur geringen Einflus in Welthåndel hat, ſo iſt es um ſo ſchådlicher, Fürſten zu verder- ben, welche Vőlker beherſchen, Recht und Gerechtigkeit handhaben, Beiſpiele davon ih- ren Unterthanen aufſtellen, und durch ihre Güte, Seelengrőſſe und Mildthåtigkeit leben- dige Ebenbilder der Gotheit ſein ſollen.

Die Ueberſchwemmungen, welche die Lånder verwüſten, der Wetterſtral, welcher Stådte ein- åſchert, die Peſt, welche die Provinzen entvől- kert, ſind für die Welt nicht ſo ſchådlich, als die gefårliche Moral und die ungezåhmten Leidenſchaften der Kőnige. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeitlang, verwüſten nur einige Gegenden, und dieſe Verluſte, wie- wol ſie ſchmerzhaft ſind, laſſen ſich wieder erſezen, allein die Verbrechen der Kőnige

 berei-

bereiten weit längere Leiden, und zwar über ganze Völkerſchaften.

So wie Könige die Macht haben, Gutes zu thun, wenn ſie wollen, eben ſo hängt es von ihnen ab, Böſes zu thun, wenn ſie's beſchloſſen haben; und wie ſehr betauernswert iſt nicht die Lage der Völker, wenn ſie vom Misbrauch der höchſten Gewalt alles zu befürchten haben, wenn ihre Güter dem Geize des Fürſten ihre Freiheit ſeinen Launen, ihre Ruhe ſeinem Ehrgeize, ihre Sicherheit ſeiner Treuloſigkeit und ihr Leben ſeiner Grauſamkeit ausgeſezt ſein? Das iſt das tragiſche Gemälde eines Staats, worin ein Fürſt regierte, ſo wie ihn **Machiavel** zu bilden geſonnen iſt.

Ich darf dieſen Vorbericht nicht ſchlieſſen, ohne von denen ein Wort zu ſagen, die der Meinung ſind, **Machiavel** ſchreibe mehr das, was Fürſten thun, als was ſie thun ſolten. Dieſer Gedanke hat vielen gefallen, weil er ſatyriſch iſt.

Diejenigen, die einen ſo entſcheidenden Ausſpruch gegen die Souveräns gefält haben, ſind

unſtreitig durch die Beiſpiele einiger böſen Für-ſten verführt worden, die zu Machiavel's Zei-ten lebten, und von ihm angeführt werden, und durch das Leben einiger Tirannen, welche ein Schandflek der Menſchheit geweſen ſind. Ich bitte dieſe ſcharfe Tadler, zu erwägen, daß da die Verführung auf dem Throne ſehr mächtig iſt, eine mehr denn gewönliche Tugend dazu gehört, ſelbiger zu widerſtehn, und daß es des-halb nicht Wunder iſt, wenn unter einer ſo zal-reichen Klaſſe, wie die der Fürſten iſt, ſich Schlechte unter Guten befinden. Unter den Römiſchen Kaiſern, worunter man Nerone, Kaligulas, Tibere zält, erinnert ſich der Erd-kreis mit Vergnügen der durch ihre Tugenden geheiligten Namen eines Titus, eines Trajan's und der Antonine.

Demnach iſt es ſchreiende Ungerechtigkeit, einem ganzen Orden das beizulegen, was nur einzelnen Gliedern daraus zukomt.

Man ſolte in der Geſchichte nur die Namen der guten Fürſten aufbewahren, und die der andern ſamt ihrer Unthätigkeit, ihren Ungerech-

tigkeiten und Laſtern auf ewig erſterben laſſen. Die Geſchichtsbücher würden dadurch freilich ſehr verringert werden, allein der Menſchheit würde dadurch Nuzen erwachſen, und die Ehre in der Geſchichte zu leben, ſeinen Namen künftigen Jahrhunderten und der Ewigkeit überliefern, würde nur der Lohn der Tugend ſein; Machiavel's Werk würde nicht mehr die Schulen der Politiker mit ſeinem Gifte anſtekken, man würde die Widerſprüche verachten, worin er ſtets mit ſich ſelbſt fält; und die Welt würde überzeugt werden, daß die wahre Politik der Könige, die ſich einzig und allein auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte gründet, in allem Betracht dem unzuſammenhängenden und greuelvollen Syſteme vorzuziehn iſt, das Machiavel dem Publikum vorzulegen die Unverſchämtheit gehabt hat.

Erſtes Kapittel.

Wie vielerlei Arten Fürſtenthümer es giebt, und wie man zu ſelbigen gelangen kan.

Will man von einer Sache gründlich urtheilen, ſo mus man vor allen ihre natürliche Beſchaffenheit ergründen, bis zu dem Urſprung der Dinge hinaufſteigen, um ſo viel wie möglich die erſten Anfänge kennen zu lernen, alsdan fält es leicht, das Fortſchreiten und die etwanigen Folgen daraus herzuleiten. Ehe demnach Machiavel den Unterſchied der Staaten beſtimte, hätte er, meines Bedünkens, den Urſprung der Fürſten unterſuchen, und die Gründe auseinanderſezen ſollen, welche freie Menſchen dazu vermögen konten, ſich Herren zu geben.

Vielleicht würde in einem Buche, in welchem man ſich's vorgenommen, Laſter und Tirannei zu predigen, ſich's nicht geſchikt haben, deſſen zu erwähnen, was zur Zernichtung derſelben dienen ſolte. Vielleicht würde es aus Machiavel's Munde gar ſonderbar geklungen haben, wenn er geſagt hätte: Die Völker hätten ihrer Sicherheit und Erhaltung halber für nötig gefunden, Richter zu erkieſen, um ihre Zwiſtigkeiten zu ſchlichten, Beſchüzer, ſie im Beſiz ihrer Güter wider ihre Feinde zu erhalten, Oberherren, um ihr verſchiednes Intreſſe in einem einzigen algemeinen zu vereinigen; ſie hätten anfänglich diejenigen aus ihrem Mittel gewählt gehabt, die ſie die Weiſeſten, Billigſten, Uneigennüzigſten, Menſchlichſten und Tapferſten geglaubt hätten.

Sonach mus Gerechtigkeit, würde man geſagt haben, das Hauptaugenmerk eines Fürſten ſein; ſonach mus er die Wolfahrt ſeines Volks jedem andern Intereſſe vorziehen. Wo bleiben alsdan die Entwürfe des Eigennuzes, der Hoheit, des Ehrgeizes und des Deſpotismus? Der Fürſt, findet ſich's, weit entfernt unumſchränkter Gebieter der Völker zu ſein, die unter ſeiner Botmäſſigkeit ſtehn, iſt nichts weiter als der erſte Hausgenoſſe.

Da

Da ich mir vorgenommen habe, dieſe verderblichen Grundſäze Stük vor Stük zu widerlegen, ſo behalte ich mir vor, davon zu reden, ſo wie die Materie eines jeden Kapittels dazu Anlas geben wird.

Indes mus ich überhaupt ſagen, daß dasjenige, was ich von dem Urſprung der Selbſtherſcher beigebracht habe, die Handlung der Thronräuber viel ungeheurer macht, als ſie ſein würde, wenn man blos ihre Gewaltthätigkeit betrachtete; denn ſie handeln ſchnurſtraks gegen die Abſicht der Völker, die ſich nur ihrer Beſchüzung halber Oberherren gegeben, und ſich ihnen nur unter dem Beding unterworfen haben: anſtat daß ſie durch Gehorſam gegen einen Thronräuber ſich ſelbſt und all' ihr Haabe aufopfern, um den Geiz und alle Launen eines Tirannen zu ſtillen. Es giebt alſo nur drei rechtmäſſige Arten Herr eines Landes zu werden, entweder durch Erbfolge oder durch die Wahl eines dazu berechtigten Volks oder durch Erobrung einiger feindlichen Länder in einem rechtmäſſig unternomnen Kriege.

Ich erſuche diejenigen, für die ich dies Werk beſtimme, dieſe Anmerkungen über das erſte Kapittel

pittel des Machiavel's nicht zu vergeſſen, weil ſie gleichſam der Zapfen ſind, auf dem ſich alle meine folgenden Betrachtungen umdrehen werden.

Zweites Kapittel.

Von Erbfürſtenthümern.

Die Menſchen haben für alles, was alt iſt, eine gewiſſe Ehrfurcht, die hart am Aberglauben gränzt; und kömt das Erbrecht zu der Macht hinzu, die das Alterthum über die Menſchen hat, ſo giebt es kein Joch, das ſtärker wäre, und das man leichter trüge. Sonach bin ich weit entfernt, dem Machiavel abzuſtreiten, was jederman ihm einräumen wird, daß Erbkönigreiche am leichteſten zu beherſchen ſind.

Ich will blos hinzufügen, daß Erbfürſten in ihrem Beſiz durch die genaue Verbindung befeſtigt werden, die ſich zwiſchen ihnen und den mächtigſten Häuſern ihres Landes befindet, davon der gröste Theil ſeiner Güter und Gröſſe dem Hau-

Hauſe des Landesfürſten zu danken hat, und deren Glük von des Fürſten ſeinem ſo unzertrenlich iſt, daß ſie ſelbiges nicht können fallen laſſen, ohne wahrzunemen, daß ihr Sturz die zuverläſſige und notwendige Folge hiervon ſein würde.

Zu unſern Zeiten tragen die zalreichen Truppen und mächtigen Armeen, welche die Fürſten in Friedens- ſo wie in Kriegszeiten, auf den Beinen halten, noch ſehr Vieles zur Sicherheit des Staats bei. Sie halten den Ehrgeiz der benachbarten Fürſten im Zaume; ſind bloſſe Schwerter, welche die andern in der Scheide halten.

Doch es iſt nicht genug, daß der Fürſt, wie Machiavel ſagt, di ordinaria induſtria ſei, ich wolte noch, daß er ſein Volk glüklich zu machen bedacht wäre. Ein zufriednes Volk wird an keine Empörung denken; ein glükliches iſt um den Verluſt ſeines Fürſten, der zugleich ſein Wolthäter iſt, beſorgter, als dieſer es um die Vermindrung ſeiner Macht ſein kan. Nie würden die Holländer ſich wider die Spanier empört haben, wäre die Tirannei der Spanier nicht ſo auſſerordentlich hoch geſtiegen, daß die Holländer nicht unglüklicher werden konten, als ſie waren.

Das Königreich Neapel und Sicilien ſind mehr denn einmal von den Spaniern an den Kaiſer und vom Kaiſer wieder an die Spanier gekommen; ihre Eroberung iſt immer ſehr leicht geweſen, weil beider Regierung ſehr ſtrenge war, und dieſe Völker in ihren neuen Herren jedesmal Befreier zu finden glaubten.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen Neapolitanern und den Lothringern! Als dieſe eine andre Regierung zu erkennen genötigt waren, ſchwam ganz Lothringen in Thränen; bedauerte es den Verluſt der Abſtämlinge jener Herzoge, die ſo viele Jahrhunderte hindurch im Beſiz dieſes blühenden Landes geweſen ſind, und worunter viele ſich durch ihre Güte ſo viel Achtung erworben haben, daß ſie Königen zum Muſter zu dienen wert wären. Noch war das Andenken des Herzog Leopold's den Lothringern ſo theuer, daß, als ſeine Witwe Lüneville zu verlaſſen genötigt war, ſich alles Volk vor ihrem Wagen auf die Kniee warf und man mehr denn einmal ihre Pferde aufhielt; man hörte nichts denn Klagen, ſahe nichts denn Thränen.

Drittes Kapittel.

Von vermiſchten Fürſtenthümern.

Das funfzehnte Jahrhundert, worin Machiavel lebte, hatte noch einigen Roſt der Barbarei an ſich. Damals wurde der traurige Ruhm der Länderbezwinger und jene auffallende Thaten, die durch ihre Gröſſe eine gewiſſe Ehrfurcht erwekken, der Sanftmut, der Billigkeit, der Huld und allen Tugenden vorgezogen; jezt ſeh ich, daß man die Menſchlichkeit allen Eigenſchaften eines Ländererobrers vorzieht, und nicht mehr den Wahnſin hat, durch Lobſprüche grauſame Leidenſchaften anzufeuern, welche die Zerſtörung der ganzen Welt verurſachen.

Ich möchte wol wiſſen, was einen Menſchen bewegen könne, ſich gros zu machen? Und mit was für Grund er den Vorſaz faſſen kan, ſeine Macht auf das Elend und den Untergang andrer Menſchen zu bauen? Und wie er ſich berühmt zu machen wähnen kan, da er nichts als Unglükliche macht? Die neuen Eroberungen eines Suveräns machen ſeine bisher beſesnen Staaten nicht wolhabender, noch reicher, ſeine Völker ziehn davon

kei-

keinen Nuzen, und er irrt ſich, wenn er dadurch glüklicher zu werden ſich einbildet. Wie viel Fürſten haben nicht durch ihre Feldherren Länder einnemen laſſen, die ſie nie ſehen? Dies ſind alsdan gewiſſermaaſſen nur eingebildete Eroberungen, die für die Fürſten, welche ſie verrichten laſſen, nur wenig Wirklichkeit haben. Das heist, Viele unglüklich machen, um den Eigenſin eines Einzigen zu befriedigen, der es oft nicht einmal verdiente, bekant zu ſein.

Doch ſezen wir den Fal, dieſer Länderbezwinger unterwerfe die ganze Welt ſeiner Botmäſſigkeit, wird er auch dieſe ganze überwundne Welt beherſchen können? So ein groſſer Fürſt er auch iſt, ſo iſt er dennoch nur ein ſehr begränztes Weſen; kaum wird er den Namen aller ſeiner Provinzen behalten können, und ſeine Gröſſe wird nur dazu dienen, ſeine wirkliche Kleinheit in ein recht helles Licht zu ſtellen.

Nicht die Gröſſe des Landes, das ein Fürſt beherſcht, bringt ihm Ehre, nicht einige Meilen Boden mehr machen ihn berühmt; ſonſt würden diejenigen die achtungswürdigſten ſein, welche die mehrſten Hufen Landes beſizen.

Machiavel's Irthum in Anſehung des Ruhms der Länderbezwinger konte zu ſeiner Zeit algemein ſein, doch ſeine Bosheit war es gewis nicht; indem nichts ſo abſcheulich iſt, als gewiſſe Mittel, die er zur Erhaltung der gemachten Eroberungen vorſchlägt.

Genau unterſucht, wird nicht eines darunter gerecht oder billig ſein. Man mus, ſagt dieſer boshafte Mann, das Fürſtengeſchlecht ganz ausrotten, das vor Eurer Eroberung geherſcht hat. Kan man dergleichen Vorſchriften wol leſen, ohne vor Abſcheu und Unwillen mit den Zähnen zu knirſchen und einen Schauder zu fühlen? Das heist alles, was in der Welt ehrwürdig und heilig iſt, mit Füſſen treten, dem Eigennuz Thür und Thor zu allen Laſtern öfnen.

Wie? wenn ſich ein Ehrſüchtiger mit Gewalt der Länder eines Fürſten bemächtigt hat, ſol er berechtigt ſein, ihn meuchlings hinrichten oder vergiften zu laſſen? Doch eben dieſer Länderbezwinger führt durch eine ſolche That einen Gebrauch in der Welt ein, der nicht anders als zu ſeinem Verderben ausſchlagen kan: ein ehrſüchtigerer und geſchikterer Mann, denn er, wird ihm Gleiches mit Gleichem vergelten, ſeine Länder überfallen,

an ſich reiſſen und ihn ſo grauſam hinrichten, wie er ſeinen Vorfahr.

Machiavel's Jahrhundert liefert hiervon nur zu viel Beiſpiele. Sieht man den Pabſt Alexander den Sechsten ſeiner Laſter halben nicht auf dem Punkt abgeſezt zu werden, ſeinen abſcheulichen Kebsſohn Ceſar Borgia alles deſſen beraubt, was er zuſammengeraft hat, und elendiglich ſterben? Den Galeatius Sforzia mitten in der Kirche zu Mailand gemeuchelmordet, den Thronräuber Ludwig Sforzia in Frankreich in einem eiſernen Kefig den Geiſt aufgeben, die Prinzen von York und Lancaſter ſich wechſelſeitig aufreiben, die Griechiſchen Kaiſer einer den andern meuchelmorden, bis endlich die Türken ihre Verbrechen nuzten, und ihrer ſchwachen Macht den Garaus ſpielten.

Giebt's heut zu Tage unter den Chriſten weniger Revolutionen, ſo kömt's daher, weil die Grundſäze einer geſunden Moral ſich weiter auszubreiten beginnen, weil die Menſchen ihren Geiſt mehr angebaut haben, und deswegen weniger wild ſind, und vielleicht hat man das den Gelehrten zu danken, die Europa geſchliffen gemacht haben.

Ma-

Machiavel's zweite Maxime iſt, der Erob= rer ſol ſeine Reſidenz in ſeinen neuen Staaten aufſchlagen. Grauſam iſt das nicht, und ſcheint in einigem Betracht ſogar ganz gut; doch mus man erwägen, daß die meiſten Staaten groſ= ſer Fürſten ſo liegen, daß ſie deren Mittelpunkt nicht wol verlaſſen können, ohne daß es der ganze Staat empfindet; ſie ſind die erſte Grundurſach der Thätigkeit in dieſem Körper, können ſonach den Mittelpunkt deſſelben nicht verlaſſen, ohne daß die äuſſerſten Theile ſehr geſchwächt werden.

Die dritte politiſche Maxime iſt: Kolonien nach den neueroberten Ländern zu ſenden, um ſich dadurch ihrer Treue zu verſichern. Der Autor ſtüzt ſich auf den Gebrauch der Römer, bedenkt aber nicht, daß wofern die Römer mit ihren Kolonien nicht zugleich Legionen in die eroberten Provinzen geſchikt hätten, ſie ſelbige bald würden eingebüst haben; bedenkt nicht, daß auſſer dieſen Kolonien und dieſen Legionen, ſich die Rö= mer noch Bundesgenoſſen zu machen wusten. Die Römer in den glüklichen Zeiten der Republik wa= ren die weiſeſten Räuber, die je die Erde ver= wüſtet haben; ſie erhielten das mit Klugheit, was ſie mit Ungerechtigkeit erwarben; doch endlich ging

es dieſem Volke, wie es allen Räubern geht, die Reihe des Unterdrüktwerdens kam an ſie.

Unterſuchen wir jezt, ob dieſe Kolonien, wegen deren Einſezung **Machiavel** ſeinen Fürſten ſo viele Ungerechtigkeiten begehen macht, ob dieſe Kolonien, ſag' ich, ſo nüzlich ſind, als der Verfaſſer vorgiebt. Entweder Ihr ſchikt mächtige Kolonien in die neueroberten Länder, oder aber ſchwache. Sind ſelbige mächtig, ſo entvölkert Ihr Euern Staat beträchtlich, und verjagt Eure neue Unterthanen, welches Eure Macht ſchwächt: ſind die Kolonien ſchwach, ſo werden ſie Euch ſchlecht im Beſiz ſchüzen: mithin werdet Ihr diejenigen unglüklich machen, die Ihr verjagt, ohne viel Nuzen davon zu ziehn.

Man thut folglich beſſer Truppen in die Länder zu ſchikken, die man ſich eben unterworfen hat, welche wegen der Manszucht und guten Ordnung die Völker nicht unter die Füſſe treten, noch den Städten läſtig fallen können, wohin man ſie als Beſazung legt. Dieſe Politik iſt die beſte, doch konte ſie zu **Machiavel's** Zeiten nicht bekant ſein: die Souveräns unterhielten keine groſſe Kriegsheere; ihre Truppen waren meiſtentheils nur zuſammengeraftes Geſindel, das gemeiniglich

nur

nur von Gewaltthätigkeiten und Raubereien lebte; man wuste damals nicht, was das war, beſtändig zu Friedenszeiten Truppen in Sold zu haben, hatte keinen Begrif von Provianthäuſern, von Kaſernen, und andern Einrichtungen, wodurch man einen Staat in Friedenszeiten gegen ſeine Nachbaren, ja ſelbſt gegen die zu ſeinem Schuz in Sold genommenen Truppen in Sicherheit ſtelt.

Ein Fürſt mus ſeine Nachbaren die kleinen Fürſten an ſich ziehn und beſchüzen, indem er Zwietracht unter ſie ausſäet, um diejenigen zu erhöhen oder zu erniedrigen, die er will. Das iſt Machiavel's vierte Maxime; und ſo machte es Clodovāus, der erſte barbariſche König, der Chriſt ward.

Einige nicht minder grauſame Fürſten haben dies nachgeahmt. Doch welch ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſen Tirannen und einem Biedermanne, der Vermitler zwiſchen dieſen kleinen Fürſten ſein, ihre Zwiſtigkeiten friedlich und ſchiedlich beilegen, durch ſeine Redlichkeit und durch die Merkmale einer volkomnen Unpartheilichkeit gegen ſie und einer gänzlichen Uneigennüzigkeit ihr Ver-

trauen gewinnen würde. Seine Klugheit würde ihn zum Vater und nicht zum Unterdrükker ſeiner Nachbaren machen, und ſeine Gröſſe ſie beſchirmen, nicht verſchlingen.

Ueberdies iſt es wahr, daß Fürſten, die andre Fürſten mit Gewalt haben erheben wollen, ſich ſelbſt geſtürzt haben. Unſer Jahrhundert hat hiervon zwei Beiſpiele geliefert. Das eine iſt Karl der Zwölfte, der den Stanislaus auf den Polniſchen Thron hob, und das andre iſt noch neuer.

Ich ſchlieſſe ſonach, daß der Thronräuber nie Ruhm verdiene, daß das menſchliche Geſchlecht Meuchelmorde ſtets verabſcheuen wird, daß Fürſten, die gegen ihre neue Unterthanen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten begehen, die Gemüter Aller von ſich abwenden, nicht gewinnen werden; daß es nicht möglich iſt, das Laſter zu rechtfertigen, und daß alle diejenigen, die ihm eine Apologie halten wollen, ſo unrichtig vernünfteln werden, wie Machiavel. Die Kunſt zu vernünfteln gegen das Wohl der Menſchheit gebrauchen, heist ſich mit einem Schwerte verwunden, das uns nur zu unſrer Vertheidigung iſt gegeben worden.

Viertes Kapittel.

Warum Darius Reich nach dem Tode Alexander's, der es eingenommen, ſich nicht empört hat.

Um den Genius der Nazionen recht zu beurtheilen, mus man ſie miteinander vergleichen. Machiavel zieht in dieſem Kapittel eine Parallel zwiſchen den Türken und Franzoſen, die in ihren Gebräuchen, Sitten und Meinungen ſehr von einander verſchieden ſind; unterſucht die Gründe, welche die Erobrung des Türkiſchen Reichs ſchwer, ſeine Erhaltung hingegen leicht machen, ſo wie er das anmerkt, was zu einer gar nicht ſauern Unterjochung Frankreichs beitragen kan, und das, was ſelbiges mit beſtändigen Unruhen anfüllend, der Ruhe des Beſizers unaufhörlich drohet.

Der Verfaſſer nimt die Sachen nur aus Einem Geſichtspunkte; hält ſich nur bei der Regierungsform auf; ſcheint zu glauben, daß die Macht des Türkiſchen und Perſiſchen Reichs nur auf die algemeine Sklaverei dieſer Völker und auf die Erhebung eines Mannes, der ihr Haupt iſt, gegrün-

gründet ſei; iſt der Meinung, daß ein uneingeſchränkter, wolbefeſtigter Deſpotismus für einen Fürſten das ſicherſte Mittel ſei, ungeſtört zu regieren, und ſeinen Feinden nachdrüklich zu widerſtehn.

Zu **Machiavel's** Zeiten ſahe man in Frankreich die Groſſen und Edlen noch als kleine Oberherren an, welche die Macht des Fürſten einigermaaſſen theilten; dies gab zu Zwieſpalt Anlas, dies verſtärkte die Parteien, und beförderte öftere Empörungen. Gleichwol weis ich nicht, ob der Grosſultan nicht eher der Entthronung ausgeſezt iſt, als ein König von Frankreich. Der Unterſchied zwiſchen ihnen iſt, daß ein Türkiſcher Kaiſer gemeiniglich von den Janitſcharen erdroſſelt wird, und daß die Könige von Frankreich, die umkamen, von Mönchen ſind gemeuchelmordet worden, oder von Ungeheuern, durch Mönche gebildet.

Allein **Machiavel** ſpricht in dieſem Kapittel mehr von algemeinen Staatsveränderungen, als von beſondern Fällen; er hat zwar einige Triebfedern einer ſehr zuſammengeſezten Maſchine erraten, ſcheint mir aber die Haupttriebfedern nicht unterſucht zu haben.

Die

Die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche, der Nahrungsmittel und der Erziehung der Menſchen macht ihre Art zu leben und zu denken völlig verſchieden. Daher der Unterſchied zwiſchen einem Italieniſchen Mönch und einem Sineſiſchen Gelehrten. Das Temperament eines tiefdenkenden aber hypokondriſchen Engländers iſt von dem hochfahrenden Mute eines Spaniers völlig verſchieden; und der Franzos hat ſo wenig Gleichheit mit dem Holländer, als der lebhafte Affe mit der phlegmatiſchen Schildkröte.

Man hat zu allen Zeiten bemerkt, daß der Genius der morgenländiſchen Völker in feſter Anhänglichkeit an ihren Gebräuchen und alten Sitten beſteht, von welchen ſie faſt nie abgehn. Ihre von der Europäiſchen ſtark abweichende Religion verpflichtet ſie zudem einigermaſſen, das Unternemen derer, die ſie Ungläubige nennen, nicht zum Nachtheil ihrer Herren zu begünſtigen, und ſorgfältig alles das zu vermeiden, was ihrer Religion ſchaden, und ihre Regierungsform umſtürzen könte. Dies macht bei ihnen die Sicherheit des Throns mehr, als die des Monarchen; denn dieſer Monarch wird oft entthront, das Reich aber nie zu Grunde gerichtet.

Der Genius der Franzöſiſchen Nazion, von der Muſelmänner ihrem ganz verſchieden, war völlig oder wenigſtens zum Theil an den häufigen Revolutionen in dieſem Königreiche Schuld. Leichtſin und Unbeſtändigkeit machen den Karakter dieſer liebenswürdigen Nazion aus. Sie iſt unruhig, ausgelaſſen und ſehr geneigt, alles überdrüſſig zu werden; ihre Veränderungsliebe hat ſich in den ernſteſten Dingen ſogar geäuſſert. Es ſcheint, daß jene von den Franzoſen gehaſſ'te und hochgeachtete Kardinäle, die dieſes Reich nach einander beherſchten, Machiavel's Maximen benuzt haben, die Groſſen niederzudrükken, und der Kentnis des Nazionalgenius ſich bedienten, jene häufigen Ungewitter abzuleiten, womit der Leichtſin der Unterthanen die Könige unaufhörlich bedrohte.

Die Politik des Kardinals Richelieu hatte keinen andern Zwek, als die Groſſen zu erniedrigen, um die Macht des Königs zu erhöhen, und ſie in allen Theilen des Staats zum Grunde zu legen; dies gelang ihm ſo wol, daß heut zu Tage keine Spuren in Frankreich von dem Anſehn und der Macht der Groſſen und Edlen mehr zu finden ſind, welche ſelbige, nach der Meinung der Könige, misbrauchten.

Der

Der Kardinal Mazarin trat in Richelieu's Fustapfen: er fand vielen Widerſtand, drang aber dennoch durch. Er brachte das Parlament um ſeine mehrſten Vorrechte, ſo daß es heutiges Tages ein bloſſer Schatten iſt, dem es unterweilen einfält, ſich einzubilden, er könne wol einen Körper vorſtellen, den man aber gemeiniglich ſeinen Irthum bereuen macht.

Die nämliche Politik, welche die Miniſter den unumſchränkten Deſpotismus in Frankreich einzuführen bewog, lehrte ſie den Kunſtgrif, den Leichtſin und die Unbeſtändigkeit der Nazion zu amüſiren, um ſie minder gefärlich zu machen. Tauſenderlei nichtsbedeutende Beſchäftigungen, Kleinigkeiten und Vergnügungen änderten den Genius der Franzoſen; ſo daß eben die Menſchen, die den groſſen Cäſar ſo lange bekämpft hatten, die unter den Kaiſern ſo oft das Joch abſchüttelten, die zur Zeit der Valois Ausländer zur Hülfe riefen, die ſich gegen Heinrich den Vierten verbündeten, unter den Regentſchaften ihrer Könige kabalirten; eben dieſe Nazion, ſage ich, iſt zu unſern Tagen mit nichts weiterm beſchäftigt, als dem reiſſenden Strom der Mode zu folgen, ſehr ſorgfältig ihre Neigungen zu ändern, heute zu

verachten, was ſie geſtern bewunderten, Unbeſtändigkeit und Leichtſin in all' ihrem Thun zu äuſſern, Liebſchaften, Wohnörter, Zeitvertreibe und Thorheiten abzuwechſeln. Dies iſt noch nicht alles; denn mächtige Kriegsheere und eine sehr groſſe Anzal Feſtungen ſichern den Beſiz dieſes Reichs ſeinen Souveräns auf immer, und ſie haben jezt ſo wenig innerliche Kriege zu befahren, als Angriffe von ihren Nachbaren.

Fünftes Kapittel.

Wie man in den Städten und Fürſtenthümern regieren müſſe, die vor ihrer Erobrung nach eigenthümlichen Geſezen beherſcht wurden.

Nach Machiavel's Meinung giebt's kein ſicherers Mittel einen Freiſtaat, den man erobert hat, zu erhalten, als — deſſen Zerſtörung. So hat man ſicher keine Empörung zu fürchten. Ein Engländer begieng vor einigen Jahren zu London die Thorheit, ſich zu entleiben; auf dem Tiſche

fand

fand man ein Biljet, worin er ſeine That recht⸗ fertigte und meldete, er habe ſich blos deshalb das Leben genommen, um nie krank zu werden. Das iſt der Fall eines Fürſten, der einen Staat zu Grunde richtet, um ihn nicht zu verlieren. Ich ſage dem Machiavel nichts von Menſchlich⸗ keit, das hieſſe dieſe Tugend entweihen; man kan Machiavel'n mit ſeinen eignen Waffen be⸗ ſtreiten, mit eben dem Eigennuz, der die Seele ſeines Buchs, der Gott der Politik und des Verbrechens iſt.

Ihr ſagt, Machiavel, ein Fürſt müſſe ein freies Land, das er erobert hat, zerſtören, um es ſichrer zu beſizen; aber antwortet mir, weshalb hat er dieſe Erobrung unternommen? Zur Ver⸗ mehrung ſeiner Macht und ſich furchtbar zu ma⸗ chen, werdet Ihr ſagen. Eben das wolt ich hö⸗ ren, um Euch zu beweiſen, daß er durch Befol⸗ gung Eurer Maximen ganz das Gegentheil thut, denn dieſe Erobrung koſtet ihm viel, und nachher richtet er das einzige Land zu Grunde, das ihn für ſeine Verluſte entſchädigen konte.

Ihr werdet mir einräumen, daß ein verheer⸗ tes und von Einwohnern entblöstes Land einen Fürſten nicht mächtig machen könne. Ich glaube,

daß

daß ein Monarch, der die geräumigen Wüſten Lybiens und Barca's beſäſſe, um nichts furchtbarer ſein würde, und daß eine Million Panter, Löwen und Krokodille nicht einer Million Unterthanen, reicher Städte, ſchifreicher Häfen, gewerbſamer, kunſtfleiſſiger Bürger, diſziplinirter Truppen und aller Erzeugniſſe eines wolbevölkerten Landes gleich wiegt. Jederman geſtehet ein, daß die Macht eines Staats nicht in dem weiten Umfang ſeiner Gränzen beſteht, ſondern in der Zal ſeiner Einwohner.

Vergleichet Holland mit Rusland; Ihr ſehet dort nichts als moraſtige und unfruchtbare Inſeln aus dem Schooſſe des Ozean's emporſteigen, einen kleinen Freiſtaat, der nur achtundvierzig Meilen in der Länge und vierzig in der Breite hat; allein dieſer kleine Körper iſt ganz Nerve: ein unermesliches Volk bewohnt ihn, und dieſes gewerbſame kunſtfleiſſige Volk iſt ſehr mächtig und ſehr reich, hat das Joch der Botmäſſigkeit Spanien's abgeſchüttelt, welches damals die furchtbarſte Macht Europens war. Der Handel dieſer Republik erſtrekt ſich bis an die äuſſerſten Enden der Welt: ſie nimt ihren Plaz unmittelbar nach den Königen ein; kan zu Kriegszeiten ein Heer von

fünf-

funfzigtauſend Mann unterhalten, eine zalreiche und wolgerüſtete Flotte ungerechnet.

Werfet dagegen Euren Blik auf Rusland, und Ihr werdet ein unermesliches Land gewahr; eine Welt, die dem Erdkreis gleicht, als er aus dem Chaos gezogen wurde. Dies Land gränzt auf der einen Seite an die Grostatarei und Indien, auf der andern an's ſchwarze Meer und Ungarn; ſeine Gränzen erſtrekken ſich bis an Polen, Lithauen und Kurland; Schweden ſtöst nordweſtwärts an selbiges. Rusland kan dreihundert Teutſche Meilen in der Breite betragen, und mehr denn fünfhundert in der Länge; das Land iſt fruchtbar an Getraide und allen nötigen Lebensmitteln, beſonders um Moskau herum und gegen die Kleintatarei zu; indes enthält es bei all' dieſen Vortheilen nicht mehr als höchſtens funfzehn Millionen Einwohner.

Dieſe Nazion, die jezt in Europa Figur zu machen anfängt, iſt an Land- und Seemacht um nichts gröſſer als Holland, und ſteht an Reichthum und Hülfsquellen weit unter jenem Freiſtaat.

Die Stärke eines Staats beſteht nicht in dem weiten Umfange des Landes, noch in dem Beſiz

weitſchichtiger Wüſteneien, ſondern in dem Reichthum und in der Menge der Einwohner. Sonach iſt es dem Intereſſe eines Fürſten gemäs, ein Land zu bevölkern, es blühend zu machen, und nicht es zu verheeren, es zu Grunde zu richten. Erwekt Machiavel's Bosheit Grauſen, ſo erregt ſein Räſonnement Mitleid; und er hätte beſſer gethan, richtig räſonniren zu lernen, als ſeine abſcheuliche Staatskunſt beibringen zu wollen.

Ein Fürſt mus ſeine Reſidenz in einer neueroberten Republik aufſchlagen. Das iſt die dritte Maxime des Verfaſſers; ſie iſt gemäſſigter, als die andern; ich habe aber im dritten Kapittel bereits die Schwierigkeiten angezeigt, die ſich ihr entgegenſezen.

Meines Bedünkens kan ein Fürſt nach Erobrung einer Republik, die er zu bekriegen gerechte Urſachen gehabt hat, ſich damit begnügen, ſie geſtraft zu haben, und ihr ſodann die Freiheit wiedergeben; ſo werden freilich wenige denken. Diejenigen, die hierin andrer Meinung ſind, könten ſich dadurch in dem Beſiz ihrer neuen Erobrungen erhalten, daß ſie ſtarke Beſazungen in die Hauptfeſtungen derſelben legten, und übrigens das Volk ſeiner völligen Freiheit genieſſen lieſſen.

Wie

Wie thöricht wir ſind, alles erobern zu wollen, gleich als hätten wir Zeit alles zu beſizen, und als wenn unſerm Daſein kein Ziel geſezt wäre, unſre Zeit verfliegt zu ſchnell, und oft da man für ſich ſelbſt zu arbeiten glaubt, arbeitet man für unwürdige oder undankbare Nachfolger.

Sechstes Kapittel.

Von den neuen Staaten, die ein Fürſt durch ſeine Tapferkeit und durch ſeine eigne Waffen erwirbt.

Wären die Menſchen ohne Leidenſchaften, ſo wäre es dem Machiavel zu verzeihen, ihnen welche geben zu wollen; es wäre ein neuer Prometheus, der das himliſche Feuer raubte, um damit Maſchinen zu beſeelen. Das iſt aber nicht der Fall, denn kein Menſch iſt ohne Leidenſchaften. Sind ſelbige gemäſſigt, ſo ſind ſie die Seele der Geſelſchaft; läst man ihnen aber den Zügel ſchieſſen, ſo ſind ſie die Zerſtörer derſelben.

Von all den Regungen, die unſre Seele tirannisiren, iſt keine für die, welche ihren Trieb fühlen, ſchädlicher, der Menſchheit zuwider laufender, und der Ruhe der Welt nachtheiliger als unmäſſiger Ehrgeiz, als ausſchweiſende Begier nach Afterruhm.

Ein Privatmann, der das Unglük hat, mit dergleichen Neigungen geboren zu ſein, iſt mehr elend als thöricht. Er iſt fühllos für's Gegenwärtige, und lebt und webt nur in der Zukunft; nichts in der Welt kan ihn befriedigen, und der Wermut des Ehrgeizes miſcht ſtets ſein Bitteres in das Süſſe ſeiner Vergnügungen.

Ein ehrgeiziger Fürſt iſt unglüklicher als ein Privatmann; denn da ſeine Thorheit mit ſeiner Gröſſe im Verhältnis ſteht, ſo iſt ſie um ſo ausſchweifender, ungelehriger und unerſätlicher. Wenn Ehre und Gröſſe die Nahrung der Leidenſchaft von Privatperſonen iſt, ſo nähren Provinzen und Königreiche den Ehrgeiz der Monarchen; und da es leichter iſt, Bedienungen und Aemter zu erhalten als Königreiche zu gewinnen, ſo können Privatperſonen ſich noch eher befriedigen als Fürſten.

Ma-

Machiavel ſtelt ihnen als Beiſpiele vor, Moſes, Cyrus, Romulus, Theſeus und Hieron; man kônte dieſen Katalog leicht mit denjenigen vergrôſſern, die beſondre Sekten geſtiftet haben, als Mahomet in Aſien, Manco Kapac in Amerika, Odin in Norden, ſo viele andre Sektenſtifter auf dem ganzen Erdkreis: die Jeſuiten zu Paraguay werden mir erlauben, ihnen hier auch ein Plâzchen anzuweiſen, das ihnen nicht anders als rûhmlich ſein kan, da ſie neben Geſezgebern zu ſtehn kommen.

Die Unredlichkeit, womit der Verfaſſer bei der Anfûhrung dieſer Beiſpiele zu Werke geht, verdient gerûgt zu werden; es iſt gut, alle Feinheiten und Rânke dieſes Verfûhrers aufzudekken.

Machiavel zeigt den Ehrgeiz in ſeinem ſchônſten Lichte (wenn er anders eins hat;) er ſpricht nur von Ehrgeizigen, die vom Glûk ſind unterſtûzt worden, beobachtet aber ein genaues Stilſchweigen von denen, welche die Opfer ihrer Leidenſchaften geworden ſind. Das heist, die Welt hinter's Licht fûhren, und man kan nicht in Abrede ſein, daß Machiavel in dieſem Kapittel den Scharletan des Laſters macht.

Warum fügt er bei Erwähnung des Geſezgebers der Juden, des erſten Beherſchers von Athen, des Erobrers vom Mediſchen Reiche, des Stifters von Rom, deren Erfolg ihren Entwürfen entſprach, nicht das Beiſpiel einiger unglüklichen Parteianführer hinzu, um zu zeigen, daß wenn Ehrgeiz einige Menſchen emporhebt, er die gröste Anzal derſelben in's Verderben ſtürzt.

Wurde Johan von Leiden, das Oberhaupt der Wiedertäufer, nicht mit glühenden Zangen gezwikt, gebrant und zu Münſter in einem eiſernen Kefig aufgehängt? Wenn Kromvel glüklich war, wurde nicht ſein Sohn entthront? Hat er nicht ſeines Vaters Leichnam ausgraben, und damit den Galgen ſchmükken ſehn? Sind nicht drei oder vier Juden, die ſich ſeit Jeruſalem's Zerſtörung für den Meſſias ausgaben, unter den äuſſerſten Martern hingerichtet worden? Und war nicht das Ende des Lezten von ihnen, daß er Küchenjunge bei dem Grosſultan ward, nachdem er war Muſelman geworden? Wenn Pipin ſeinen König mit päbſtlicher Genemigung entthronte, iſt nicht Guiſe der Benarbte, der den ſeinigen mit eben der Genemigung entthronen wolte, gemeuchelmordet worden? Zält man nicht

mehr

mehr denn dreiſſig Sektenſtifter und mehr denn tauſend andre Ehrgeizige, die eines gewaltſamen Todes ſtarben?

Ueberdies dünkt mich, daß **Machiavel** den Moſes ziemlich unüberlegt neben Romulus, Cyrus und Theſeus hinſtelt. Moſes war entweder von Gott begeiſtert, oder war es nicht. War er's nicht (was ſich gar nicht annemen läst) ſo könte man ihn nicht anders als einen Betrüger anſehn, der ſich Gottes beinahe ſo bediente, wie die Poeten ihrer Götter, als Maſchine, wenn's an einer Entwiklung fehlt. Moſes beſas überdies ſo wenig Geſchiklichkeit (von ihm als ſchlichten Menſchen geſprochen) daß er vierzig Jahre lang das Jüdiſche Volk einen Weg führte, den er in ſechs Wochen bequem zurüklegen können; er hatte die Einſichten der Aegypter wenig benuzt, und war in dem Betracht dem Romulus, Theſeus und dergleichen Helden weit nachzuſezen. War Moſes von Gott begeiſtert, wie man's denn aus Allem ſieht, ſo kan man ihn nur als das blinde Werkzeug von Gottes Allmacht betrachten, und der Führer der Juden war in der Rükſicht als Menſch, weit unter dem Stifter des Römiſchen Reichs, dem Perſiſchen Helden und denen Mo-

narchen, die durch ihre eigne Tapferkeit und durch ihre eigne Kräfte gröſſere Thaten verrichteten, als der andre durch den unmittelbaren Beiſtand Gottes ausführte.

Ich geſtehe es überhaupt und ohne Vorurtheil, daß viel Genie, Mut, Geſchiklichkeit und Gewantheit dazu gehört, den Männern gleich zu kommen, von denen wir eben geſprochen haben; doch ob der Beiname tugendhaft ihnen zukömt, weis ich nicht. Tapferkeit und Geſchiklichkeit finden ſich ſo gut bei Straſſenräubern als bei Helden; der Unterſchied zwiſchen beiden beſteht darin, daß der Länderbezwinger ein erlauchter Räuber iſt, und der andre nur ein Wicht von dunkler Herkunft; der eine trägt für ſeine Gewaltthätigkeiten Lorbeern davon, der andre aber den Strang.

Dem iſt zwar nicht ohne, daß man jedesmal, wenn man Neurungen in die Welt einführen will, ſich tauſenderlei Hinderniſſe wird entgegenbäumen ſehn, und daß ein Prophet an der Spize eines Heeres wird mehrere Proſelyten machen, als wenn er blos mit Beweisgründen zu Felde zieht.

Dem iſt zwar nicht ohne, daß die chriſtliche Religion, als ſie ſich nur durch Wortſtreitigkeiten er-

erhielt, ſchwach und unterdrükt war, und ſich in Europa nur erſt ausbreitete, nachdem man ihretwegen viel Blut vergoſſen hatte; nicht minder aber wahr iſt es, daß manche Meinungen und Neurungen ohne viele Mühe ſind in Gang gebracht worden. Wie viel Religionen, wie viel Sekten ſind ohne alle Widerſezlichkeit eingeführt worden! Nichts vermag Neurungen mehr Anſehn und Achtung zu verſchaffen als Fanatismus; und meines Bedünkens hat Machiavel über dieſe Materie in zu entſcheidendem Ton geſprochen.

Mir iſt noch übrig einige Anmerkungen über das Beiſpiel des Hieron von Syrakus zu machen, das Machiavel denen vorlegt, die ſich durch Beihülfe ihrer Freunde oder ihrer Truppen emporheben wollen.

Hieron ſchafte ſeine Freunde und ſeine Soldaten ab, die ihm zur Ausführung ſeines Vorhabens beförderlich geweſen waren, und ſchafte ſich neue Freunde, neue Truppen an; ich behaupte Machiavel'n und allen Undankbaren zum Troz, daß Hieron's Politik nichts getaugt hat, und daß es viel klüger iſt, ſich auf Truppen zu verlaſſen, deren Tapferkeit man aus Erfahrung

kent, und Freunden, deren Treue man geprobt hat, als auf Unbekante, deren man nicht verſichert iſt. Ich überlaſſe es den Leſern dies Räſonnement weiter fortzuſezen; all' denjenigen, die Undankbarkeit verabſcheuen, und glüklich genug ſind, die Freundſchaft zu kennen, wird es nicht an Stof fehlen.

Indes mus ich den Leſern anraten, auf die verſchiednen Bedeutungen wol zu merken, die Machiavel den Worten giebt. Man laſſe ſich nicht irren, wenn er ſagt: ohne Gelegenheit erſtirbt die Tugend. Das heist bei ihm, ohne günſtige Umſtände können Betrüger und Waghälſe ihre Talente nicht brauchen. Das Laſter iſt der Schlüſſel, womit man einzig und allein alle Dunkelheiten unſers Autors deſchifriren kan.

Ueberhaupt ſcheint mir's, (damit ich dies Kapittel ſchlieſſe) iſt die einzige Gelegenheit, wo ein Privatmann ſich bis zur Königswürde emporſchwingen kan, nur die, wenn er in einem Wahlkönigreiche geboren iſt, oder wenn er ſein Vaterland befreiet hat.

Sobiesky in Polen, Guſtav Waſa in Schweden, die Antonine zu Rom, das ſind

die

die Helden dieſer beiden Arten. Cäſar Borgia ſei das Muſter der Machiavelliſten, das meinige iſt Marcus Aurelius.

Siebentes Kapittel.

Von neuen Fürſtenthümern, die man durch fremde Waffen oder durch Glük erwirbt.

Man vergleiche den Fürſten des Herrn von Fenelon mit dem des Machiavel, und man wird im erſten den Karakter des redlichen Mannes ſehen, Güte, Gerechtigkeit, Billigkeit, mit Einem Worte alle Tugenden in ſehr hohem Grade; er ſcheint eins jener reinen Weſen zu ſein, deren Weisheit die Aufſicht über die Regierung der Welt aufgetragen iſt; und in dem Leztern wird man nichts denn Bosheit, Betrug, Treuloſigkeit, Verräterei und alle Laſter finden, mit Einem Worte, es iſt ein Ungeheuer, das die Hölle kaum zu erzeugen vermögend iſt.

Wenn man den Telemach liest, ſcheint ſich unſre Natur der Aengel ihrer zu nähern, liest man aber Machiavel's Fürſten, ſo ſcheint ſie der Natur der Teufel näher zu rükken. Cäſar Borgia, Herzog von Valentinois, iſt das Muſter, wonach unſer Verfaſſer ſeinen Fürſten bildet, und den er zum Muſter denjenigen vorzuſchlagen die Unverſchämtheit hat, die ſich durch ihre Freunde oder ihre Waffen in der Welt emporſchwingen wollen.

Es iſt demnach höchſt notwendig, den Cäſar Borgia recht kennen zu lernen, um ſich von dem Helden und deſſen Lobredner einen Begrif zu machen.

Es giebt kein Verbrechen, was Cäſar Borgia nicht begangen hätte; er lies ſeinen Bruder, ſeinen Nebenbuler in Ehre und Liebe, beinahe unter den Augen ſeiner Schweſter meuchelmorden; er lies die Schweizer des Pabſt's niedermezeln, aus Rache gegen einige Schweizer, die ſeine Mutter beleidigt hatten; er beraubte die Kardinäle und vermögende Leute, um ſeine Geldgier zu ſättigen; nam Romagna ſeinem rechtmäſſigen Beſizer Urbino weg; lies den grauſamen

Dor=

Dorco, ſeinen Untertirannen hinrichten; machte durch eine abſcheuliche Verräterei, daß zu Sinigaglia einige Fürſten meuchlings ermordet wurden, deren Leben er ſeinem Intereſſe nachtheilig glaubte; er lies eine Venediſche Dame erſäufen, die er gemisbraucht hatte. Wie viele Grauſamkeiten wurden nicht auf ſeinen Befel ausgeübt, und wer kan die ganze groſſe Menge ſeiner Schandthaten herrechnen! So war der Mann beſchaffen, den Machiavel allen groſſen Genien ſeiner Zeit und den Helden des Alterthums vorzieht, und deſſen Leben und Handlungen er würdig findet, denen zum Beiſpiel zu dienen, die das Glük erhebt.

Doch ich mus den Machiavel nicht ſo von weitem, ſondern ganz in der Nähe bekämpfen, um denjenigen, die ſo wie er denken, keine Auswege und ihrer Bosheit keinen Zufluchtsort mehr zu laſſen.

Cäſar Borgia gründete den Plan ſeiner Gröſſe auf die Uneinigkeit der Italieniſchen Fürſten. Um all' die Güter meiner Nachbaren an mich zu reiſſen, dachte er, mus ich ſie ſchwächen, und um ſie zu ſchwächen, mus ich ſie zuſammenhezen: das iſt die Logik der Böſewichter.

Vor-

Borgia wolte ſich einer Stüze verſichern: folglich muste Alexander der Sechste die Eheſcheidung Ludwig's des Zwölften bewilligen, damit er von ſelbigem Beiſtand erhielt. Auf die Art haben ſchon viele Politiker die Welt geäft, und waren nur mit ihren Vortheile beſchäftigt, indem ſie für das Beſte des Himmels eifrig zu arbeiten ſchienen. War Ludwig's des Zwölften Ehe von der Art, daß ſie aufgehoben werden muste, ſo hätte der Pabſt ſie aufheben müſſen, fals er dazu die Macht gehabt hätte; war ſie nicht von der Art, ſo hätte nichts in der Welt das Oberhaupt der Römiſchen Kirche dazu bewegen ſollen.

Borgia muste ſich Kreaturen machen, deshalb beſtach er die Faktion der Urbine. Doch ſuchen wir keine Verbrechen an dem Borgia auf, und verzeihen wir ihm dieſe Beſtechungen; wäre es auch nur deshalb, weil ſie wenigſtens eine Aftergleichheit mit Woltháten haben. Borgia wolte einige Prinzen aus den Häuſern Urbino, Vitelozzo, Oliveto, Fermo u. ſ. w. ſich vom Halſe ſchaffen, und **Machiavel** ſagt, er ſei ſo klug geweſen, und habe ſie nach Sinigaglia

kom-

kommen machen, wo er ſie durch Verräterei um-
bringen laſſen.

Die Redlichkeit der Menſchen misbrauchen, niederträchtiger Ränke, Verrats, Maineids, Meuchelmords ſich bedienen, das nent der Lehrer der Büberei Klugheit. Ich frage aber, ob das Klugheit iſt, wenn man den Menſchen zeigt, wie man treubrüchig, maineidig werden kan? Stost Ihr Treue und Redlichkeit erſt über den Haufen, macht Ihr Schwüre unkräftig, was für Währmänner der Treue der Menſchen wolt Ihr dann haben? Gebt Ihr Beiſpiele der Verräterei, ſo befahrt nur ſelbſt verraten zu werden; gebt Ihr Beiſpiele des Meuchelmords, ſo befahret die Hand Eurer Schüler.

Borgia machte den grauſamen Dorco zum Stathalter von Romagna, um einigen Unordnungen zu ſteuren; Borgia beſtrafte auf eine barbariſche Art an andern viel geringere Laſter, als die ſeinigen waren; der gewaltthätigſte unter allen Thronräubern, der falſcheſte unter den Maineidigen, der grauſamſte unter den Meuchelmördern und Vergiftern verdamt einige Spizbuben, einige unruhige Köpfe, die den Karakter ihres

neuen Herrn in Kleinen und nach ihrer gerin⸗gen Fähigkeit nachahmten, zu den gräslichſten Strafen.

Jener König von Polen, deſſen Tod ſeit Kurzem ſo viele Unruhen in Europa verurſacht, verfuhr der Vernunft und der Natur der Sache weit gemäſſer, und weit edler gegen ſeine Säch⸗ſiſche Unterthanen.

Die Geſeze Sachſens ſprachen jedem Ehebre⸗cher den Kopf ab; ich will hier den Urſprung dieſes barbariſchen Geſezes nicht unterſuchen, das ſich mehr mit der Eiferſucht der Italiener als mit der Geduld der Teutſchen zu reimen ſcheint.

Ein unglüklicher Uebertreter dieſes Geſezes wird zum Tode verurteilt; Auguſt ſolte das Urtel unterzeichnen; doch Auguſt fühlbar gegen die Regungen der Liebe und der Menſchlichkeit, begnadigte den Verbrecher, und ſchafte ein Geſez ab, das ihn ſelbſt ſtilſchweigend verdamte.

Dieſer König verfuhr wie ein gefühlvoller und menſchlicher Mann, Cäſar Borgia aber als ein wilder Tiran. Borgia läst in der Folge den grauſamen Dorco in Stükke hauen, der ſeine

Ab⸗

Abſichten volkommen erfült hatte, um ſich dem Volke beliebt zu machen, indem er das Werkzeug ſeiner Barbarei beſtrafte. Die Laſt der Tirannei iſt nie drükkender, als wenn der Tiran ſie in den Mantel der Unſchuld hüllen will, und wenn unterm Schatten der Geſeze Unterdrükkung ausgeübt wird.

Borgia, ſeine Vorſicht bis über den Tod des Pabſtes, ſeines Vaters hinauserſtrekkend, fing an all' diejenigen aus dem Wege zu räumen, deren Güter er geraubt hatte, damit der neue Pabſt ſich ihrer gegen ihn nicht bedienen könte. Das iſt die Stufenleiter des Laſters! Um verſchwenden zu können, mus man Vermögen haben; um es zu haben, mus man es denen rauben, die welches beſizen, und um es in Sicherheit zu genieſſen, mus man ſelbige aus dem Wege ſchaffen. So räſonniren Straſſenräuber!

Cäſar Borgia, um einige Kardinäle zu vergiften, ladet ſie zum Abendeſſen bei ſeinem Vater ein; aus Verſehn nimt der Pabſt und er ein vergiftetes Getränk dabei zu ſich; Alexander der Sechste ſtirbt davon, Borgia kömt durch, um ein elendes Leben zu ſchleppen. Würdiger Lohn der Giftmiſcher und Meuchelmörder!

Das

Das iſt die Klugheit, die Geſchiklichkeit, das ſind die Tugenden, die **Machiavel** zu loben nicht ſatt wird. Der berühmte Biſchof von Meaux, der geprieſne Biſchof von Nimes, der beredte Panegyriſt Trajan's hätten ihre Helden nicht höher preiſen können, als **Machiavel** den Cäſar Borgia.

Wäre ſeine Lobrede eine Ode, oder eine rhetoriſche Figur, ſo könte man bei Verabſcheuung ſeiner Wahl ſeine Spizfündigkeit loben; ſo aber iſt's ganz das Gegentheil; ſo iſt es eine politiſche Abhandlung, die auf die Nachwelt kommen ſoll; ein ſehr ernſthaftes Werk, worin **Machiavel** ſo unverſchämt iſt, Lobeserhebungen dem abſcheulichſten Ungeheuer beizulegen, das die Hölle je auf die Erde ausgeſpieen hat; das heist ſich kaltes Bluts dem Haſſe des menſchlichen Geſchlechts ausſezen.

Ach=

Achtes Kapittel.

Von denen, die durch Verbrechen Fürſten geworden ſind.

Ich bediene mich hier nur Machiavel's eigner Worte, um ihn zu beſchämen. Was könt' ich abſcheulichers von ihm ſagen, als daß er denjenigen Vorſchriften giebt, die durch Verbrechen zur höchſten Würde gelangen? Denn das iſt die Ueberſchrift dieſes Kapittels.

Wäre Machiavel beſtelt, auf einer hohen Schule von Böſewichtern über Laſter und Treuloſigkeit zu lehren, ſo würde man nicht erſtaunen, daß er ſolcherlei Materien abhandelte, ſo aber ſpricht er zu allen Menſchen, (denn ein Schriftſteller, der ſich drukken läst, theilt ſich der ganzen Welt mit) und hat es hauptſächlich mit denjenigen unter den Menſchen zu thun, welche die tugendhafteſten ſein ſollen, weil ſie zur Beherſchung der übrigen beſtimt ſind. Was iſt nun wol ſchändlicher und unverſchämter, als ihnen in Verrat, Maineid und Mord Unterricht zu geben? Es wäre vielmehr zum Beſten der Menſchen zu

wünſchen, daß ſolche Beiſpiele wie Agathokles und Oliviero di Fermo, die Machiavel anzuführen ſich ein Vergnügen macht, aller Welt auf immer unbekant blieben.

Das Leben eines Agathokles oder eines Oliviero di Fermo iſt vermögend in einem Menſchen, der ſchon natürlichen Trieb zur Bosheit hat, den gefärlichen Saamen aufgehn zu machen, den er, ohne ihn recht zu kennen, bei ſich führt. Wie viel junge Leute haben ſich nicht durch Romanenleſen den Verſtand ſo verdorben, daß ſie nicht anders ſehn und denken als Gandalin oder Medor?

Es liegt in der Denkart der Menſchen etwas Epidemiſches, wenn mir's erlaubt iſt, mich ſo auszudrükken, ſo daß ein Kopf immer den andern anſtekt. Jener auſſerordentliche Mann, jener abenteuernde König, der den alten Rittern ſo ähnlich war, jener herumziehende Held, deſſen zu weit getriebne Tugenden in Laſter ausarteten, Karl der Zwölfte, mit Einem Wort, trug von ſeiner zarteſten Kindheit an das Leben Alexander's des Groſſen bei ſich, und viele Leute, die dieſen Nordiſchen Alexander genau gekant haben, verſichern, daß Quintus Kurtius Polen verwüſtet habe, Stanislaus nach dem Vorbilde des Abdo-

lony-

lonymus König geworden ſei, und daß die Schlacht bei Arbela die Niederlage bei Pultawa veranlast habe.

Wird mir's wol vergönt ſein, von einem ſo groſſen Beiſpiel auf kleinere herabzukommen? Mich dünkt, wenn man mit der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes zu thun hat, daß Könige, indem der Unterſchied der Stände hinwegſchwindet, nur Menſchen ſind, und da alle Menſchen einander gleichen, ſo ſieht man nur auf die Eindrükke und Verändrungen überhaupt, die gewiſſe äuſſere Urſachen auf den menſchlichen Geiſt bewirken.

Ganz England weis, was ſich vor einigen Jahren zu London zutrug. Man führte daſelbſt ein ziemlich mittelmäſſiges Stük auf, die Räuber und Beutelſchneider betittelt. Der Inhalt deſſelben war eine Nachahmung von einigen liſtigen und behenden Diebesſtreichen. Beim Herausgehn aus dem Schauſpielhauſe wurden viele Perſonen den Verluſt ihrer Ringe, Tabaksdoſen und Uhren gewahr; und der Verfaſſer machte ſo ſchnel Schüler, daß ſie ſeine Lehren ſogar im Parterre ausübten. Meines Bedünkens, ein hinlänglicher Beweis, wie ſchädlich es iſt, ſchlechte Beiſpiele vor Augen zu ſtellen!

Machiavel's erſte Betrachtung über den Agathokles und über den Oliviero betrift die Urſachen, daß ſie ſich ihrer Grauſamkeiten ungeachtet in ihren kleinen Staaten erhielten. Er ſchreibt es dem zu, daß ſie dieſe Grauſamkeiten zu gehöriger Zeit verübt hätten. Mit Klugheit Barbar ſein, und der Lage der Sachen gemäs Tirannei ausüben, bedeutet bei dieſem Politiker plözlich und zugleich alle Gewaltthätigkeiten und Laſter verüben, die man ſeinem Intereſſe dienlich erachtet.

Laſſet diejenigen meuchlings hinrichten, die Euch verdächtig ſind, denen Ihr mistraut, und die ſich für Eure Feinde erklären; doch gehe Eure Rache nicht Schnekkenſchritt.

Machiavel billigt ſolche Handlungen, wie bei der Siciliſchen Veſper und der gräslichen Pariſiſchen Bluthochzeit geſchahen, wo Grauſamkeiten verübt wurden, wovor die Menſchheit ſchaudert. Dies Ungeheuer rechnet die Abſcheulichkeit dieſer Verbrechen für nichts, wenn ſie nur auf eine Art begangen werden, die dem Volke Dunſt in die Augen ſtreut, und die nur den Augenblik erſchrekt, da ſie friſch ſind; und giebt zum Grunde an, daß die Erinnerungen daran beim Volke leichter verſchwänden, als von ſolchen Grauſamkeiten, die

auf

auf einander folgen, und anhalten: als ob es nicht gleich ſchlimm wäre, tauſend Menſchen an Einem Tage hinzurichten, oder ſie zu verſchiednen Zeiten umbringen zu laſſen.

Das iſt aber nicht genug, Machiavel's abſcheuliche Moral zu Schanden zu machen, ſondern man mus ihn auch der Unwahrheit und eines unredlichen Verfahrens überführen.

Zuerſt ſo iſt es falſch, daß Agathokles, wie Machiavel berichtet, die Frucht ſeiner Miſſethaten in Frieden genoſſen; er iſt beinahe beſtändig in Krieg gegen die Karthager befangen geweſen; hat in Afrika ſogar ſein Heer verlaſſen müſſen, das nach ſeiner Entfernung ſeine Kinder niedermezelte, und er ſelbſt ſtarb an einem Gifttrank, den ihm ſein Enkel gab. Oliviero di Fermo kam durch Borgia's Treuloſigkeit um. Ein würdiger Lohn ſeiner Laſter! Und da dies ein Jahr nach ſeinem Thronraub geſchahe, ſchien ſein Fall ſo ſchnell, daß er dem durch ſeine Strafe zuvorgekommen zu ſein ſcheint, was der algemeine Has ihm zubereitete.

Das Beiſpiel des Oliviero di Fermo muste mithin vom Verfaſſer nicht angeführt werden,

weil es nichts beweiſet. Machiavel wünſchte, daß das Laſter glüklich ſein möchte, und ſchmeichelt ſich hierin einen triftigen Grund gefunden zu haben, ihm Kredit zu verſchaffen, oder wenigſtens einen Beweis, der ſich wol hören läst.

Doch nemen wir an, daß das Laſter mit Sicherheit könne ausgeübt werden, und daß ein Tiran ungeſtraft Bubenſtükke volführen könne, ohne je ein tragiſches Ende befürchten zu dürfen, ſo iſt er doch eben ſo unglüklich, da er ſich als ein Schandflek des menſchlichen Geſchlechts betrachten mus; da er nicht jenen innern wider ihn auftretenden Zeugen, das Gewiſſen erſtikken kan; da er jene lautrufende Stimme nicht zum Schweigen zu bringen vermag, die ſich vor den Thronen der Könige hören läst; da er jener traurige Folgen habenden Schwermut nicht entgehen kan, die ſeine Einbildungskraft erſchüttern, und ſein Henker in dieſer Welt ſein wird.

Man leſe das Leben eines Dionyſius, eines Tibers, eines Nero, eines Ludwig des Elften, eines Tirannen Baſilowitſch u. ſ. w. und man wird ſehen, daß dieſe gleich unſinnige und wütende Ungeheuer das unglüklichſte Ende von der Welt namen.

Der

Der Grauſame hat ein menſchenfeindliches, ſchwarzgallichtes Temperament; bekämpft er dieſe unglükliche Leibesbeſchaffenheit nicht von Jugend auf, ſo mus er notwendig eben ſo wütend als unſinnig werden. Wäre alſo auch keine Gerechtigkeit auf Erden und keine Gottheit im Himmel, ſo müsten dennoch die Menſchen um ſo mehr tugendhaft ſein, da die Tugend allein ſie vereinigt, und ihnen zu ihrer Erhaltung unumgänglich nötig iſt, das Laſter hingegen ſie nur unglüklich machen und zerſtören kan.

Neuntes Kapittel.

Von bürgerlicher Staatsverwaltung.

Kein Gefühl iſt von unſerm Weſen ſo unzertrenlich als das Freiheitsgefühl; von dem polizirteſten Menſchen an bis zu den barbariſchſten herab durchſtrömt es einen jeden: ohne Ketten geboren begehren wir auch ohne Zwang zu leben. Eben dieſer Geiſt der Unabhängigkeit und des Stolzes iſt es, der ſo viele groſſe Männer in der

Welt hervorgebracht, und zu den republikaniſchen Regierungen Anlas gegeben hat, die eine Art Gleichheit unter den Menſchen einführen, und ſie dem Naturſtande nähern.

Machiavel giebt in dieſem Kapittel gute Staatsmaximen für diejenigen, die ſich mit Bewilligung der Häupter einer Republik zur höchſten Macht emporſchwingen. Das iſt beinahe der einzige Fall, wo er erlaubt, ehrlicher Mann zu ſein; leider! aber iſt es ein ſich faſt nie eräugender Fall. Der republikaniſche Geiſt, auf ſeine Freiheit über die Maaſſen eiferſüchtig, ſchöpft aus allem Verdacht, was ihm Feſſeln anlegen kan, und lehnt ſich gegen den bloſſen Gedanken eines Gebieters auf. Man kent in Europa Völker, die das Joch ihrer Tirannen abgeſchüttelt haben, um der Freiheit zu genieſſen; man kent aber keine, die frei geweſen ſind, und die ſich aus Wilkühr in die Sklaverei begeben hatten.

Viele Republiken ſind durch die Folge der Zeit wieder unter den Deſpotismus zurükgefallen; es ſcheint ſogar daß dies ein unvermeidliches Uebel iſt, das ſie alle erwartet.

Denn wie ſolte eine Republik ewig all' den Urſachen widerſtehn, die ihre Freiheit untergraben?

ben? Wie den Ehrgeiz der Groſſen, die ſie in ihrem Schooſſe nährt, auf immer in Zaum halten können? Wie in der Länge auf die Verführungen und heimlichen Anſchläge ihrer Nachbaren und auf die Beſtechung ihrer Glieder Obacht haben können, ſo lange Eigennuz bei den Menſchen almächtig iſt? Wie kan ſie hoffen, ſich immer glüklich aus denen Kriegen zu ziehn, die ſie wird führen müſſen? Wie jenen für ihre Freiheit verdrüslichen Zeitumſtänden zuvorkommen? Jenen kritiſchen und entſcheidenden Augenblikken, jenen Glüksfällen, welche beſtochne und verwägne Menſchen begünſtigen?

Haben die Truppen ſchüchterne und feige Anführer, ſo wird ſie ein Raub ihrer Feinde, und ſind ihre Heerführer tapfre und kühne Männer, ſo ſind die im Frieden gefärlich, die im Kriege nüzlich waren.

Die Republiken haben ſich beinahe insgeſamt aus dem Abgrund der Tirannei auf den Gipfel der Freiheit emporgearbeitet, und ſind faſt insgeſamt wieder in Sklaverei zurükgeſtürzt. Eben die Athener, die zu den Zeiten des Demoſthenes den König Philip von Macedonien hart beleidigten, krochen vor Alexander'n. Eben die Rö-

mer, die nach Verjagung ihrer Könige die Kö=nigswürde verabſcheuten, litten nach Verlauf eini=ger Jahrhunderte, alle Grauſamkeiten ihrer Kai=ſer ganz geduldig; und eben die Engländer, die Karl den Erſten enthaupteten, weil er in ihre Rechte eingrif, beugten ihren ſtarren Mut unter der hochfahrenden Regierung ihres Protektors. Folglich ſind es nicht dieſe Republiken, die ſich Herren nach ihrem Belieben gegeben haben; ſon=dern unternemende Männer waren es, die, durch günſtige Umſtände unterſtüzt, ſich ſelbige wider ihren Willen unterwürfig gemacht haben.

Eben ſo wie Menſchen geboren werden, eine Zeitlang leben, und Krankheits oder Alters hal=ber ſterben, eben ſo entſtehen Republiken, blühen einige Jahrhunderte und gehen endlich wieder un=ter, entweder durch die Kühnheit eines ihrer Bürger oder durch die Waffen ihrer Feinde. Alle Dinge in der Welt haben ihre Zeit, alle Reiche, die grösten Monarchien ſogar die ihrige; die Frei=ſtaaten insgeſamt fühlen, daß dieſe Zeit kommen wird und ſehen jede zu mächtige Familie für den Saamen der Krankheit an, die ihnen dereinſt tötlich ſein wird.

Man

Man wird nie warhaft-freie Republikaner bereden können, ſich einen Oberherren zu geben, wäre es auch der beſte; denn ſie werden immer antworten: es iſt beſſer von den Geſezen abhängen, als von dem Eigenſinne Eines Menſchen.

Zehntes Kapittel.

Was der Maasſtab der Stärke aller Fürſtenthümer ſein mus.

Seit der Zeit, daß **Machiavel** ſeine Regierungskunſt eines Fürſten geſchrieben, hat ſich die Welt ſo ſehr geändert, daß man ſie faſt nicht mehr kennen kan.

Träte jezt wieder ein berühmter Feldherr Ludwig's des Zwölften auf, ſo würde ihm alles ganz wildfremd ſein; er würde ſehen, daß man mit unzälbaren Soldaten Krieg führt, die man im Felde kaum unterhalten kan, und die man ſowol in Friedens- als Kriegszeiten auf den Beinen hat, anſtat daß man zu ſeiner Zeit, zu den wichtigſten Streichen, und zu den gröſten Unternemungen

nur eine Handvoll Leute brauchte und nach geen⸗ detem Krieg die Truppen verabſchiedete. Stat jener eiſernen Kleidungen, jener Lanzen, Büchſen mit Rädern, würde er Uniformen, Monturen, Flinten, und Bajonnete finden, neue Methoden ſich zu lagern, Belagrungen, Treffen zu liefern und die Kunſt, den Truppen Unterhalt zu ver⸗ ſchaffen, die jezt ſo nötig iſt, wie ehemals die, den Feind zu ſchlagen.

Was würde aber **Machiavel** nicht ſelbſt ſa⸗ gen, wenn er die neue Geſtalt des Europäiſchen Staatskörpers ſehen könte und ſo viele groſſe Für⸗ ſten, die jezt in der Welt Aufſehn machen, und damals nicht das mindeſte? Die wolbefeſtigte Macht der Könige, die Art mit Souveräns Un⸗ terhandlung zu pflegen, und jenes Gleichgewicht in Europa, welches das Bündnis einiger anſehn⸗ lichen Fürſten hervorbringt, mittelſt deſſen man ſich den Ehrgeizigen widerſezt, und die Ruhe der Welt zu erhalten ſtrebet.

All' dieſe Dinge haben eine ſo durchgängige und algemeine Verändrung verurſacht, daß ſie die meiſten Maximen des **Machiavel's** auf unſre heutige Staatskunſt unanwendbar machen. Dies

zeigt hauptſächlich dies Kapittel. Ich mus einige Beiſpiele daraus anführen.

Machiavel nimt an: „daß ein Fürſt, der „ein groſſes Land und dabei viel Geld und Volk „hat, ſich durch ſeine eigne Kräfte, ohne Bei„ſtand irgend eines Bundsgenoſſen, wider die „Anfälle der Feinde ſchüzen könne.“

Dem wage ich zu widerſprechen, ja ich thue ſogar noch mehr, ich behaupte, daß ein Fürſt, ſo gefürchtet er auch immer ſein mag, mächtigen Feinden allein nicht widerſtehn kan, und ſchlechterdings des Beiſtands von einigen Bundsgenoſſen bedarf. Wenn der furchtbarſte, der mächtigſte Fürſt Europens, wenn Ludwig der Vierzehnte auf dem Punkte ſtand, im Spaniſchen Erbfolgekrieg zu erliegen und aus Mangel an Bundsgenoſſen der Verbündung ſo vieler Könige und Fürſten beinahe nicht mehr widerſtehn konte, bei Einem Haar durch ſelbige wäre zu Boden gedrükt worden, um wie viel weniger kan irgend ein Souverän, der unter ihm iſt, ohne groſſe Wagnis ganz inſulirt und ſonder mächtige Bundsgenoſſen bleiben?

Man ſagt und wiederholt mit weniger Ueberlegung, daß Traktaten unnüz ſind, weil ſie faſt

nie

nie in allen Punkten erfült werden, und daß man ſich hierüber in unſern Zeiten ſo wenig Bedenklichkeiten macht, als in jeden andern. Ich antworte denen, die ſo denken, daß ich gar nicht zweifle, ſie werden ſowol alte als ganz neue Beiſpiele von Fürſten finden, die ihren Verpflichtungen nicht genau nachgekommen ſind, demungeachtet aber iſt es ſtets ſehr vortheilhaft, Traktate zu ſchlieſſen. So viel Bundsgenoſſen Ihr Euch macht, ſo viel weniger Feinde habt Ihr; und helfen ſie Euch auch gar nicht, ſo werdet Ihr ſie doch zuverläſſig zur Beobachtung der genaueſten Neutralität bringen.

Machiavel ſpricht ſodann von den Principini, jenen Miniaturſouveräns, die, weil ſie nur kleine Staaten haben, keine Armee in's Feld ſtellen können. Der Verfaſſer beſteht ſtark darauf, daß ſie ihre Hauptſtadt befeſtigen ſollen, um ſich zu Kriegszeiten mit ihren Völkern in ſelbige werfen zu können.

Die Italieniſchen Fürſten, von denen Machiavel redet, ſind eigentlich nur Zwitter von Souveräns und Privatleute, ſie ſpielen die Rolle groſſer Herren nur gegen ihre Domeſtiken. Der beſte Rat, den man ihnen, meines Erachtens, erthei-

ertheilen könte, wäre der: die allzuhohe Meinung von ihrer Gröſſe, die auſſerordentliche Hochachtung für ihren alten und berühmten Stamm, und den unverbrüchlichen Eifer für ihr Wappen etwas tiefer herabzuſtimmen.

Verſtändige Männer ſagen: ſie würden beſſer thun, wenn ſie in der Welt nur blos die Figur machen wolten, die vorneme adeliche Kavaliere machen können, wenn ſie ein für allemal die Stelzen wegwürfen, worauf ihr Hochmut ſie ſtelt, wenn ſie höchſtens nicht mehr als eine Leibwacht hielten, hinlänglich ſtark, die Räuber von ihrem Schloſſe zu verjagen, fals es darunter ſo gar hungrige geben ſolte, die daſelbſt ihren Unterhalt ſuchten, und wenn ſie die Wälle, Mauern und alles das fortſchaften, was ihrer Reſidenz die Mine von einer Veſtung giebt.

Die Urſachen ſind die: die meiſten kleinen Fürſten, beſonders in Teutſchland richten ſich durch einen ihre Einkünfte weit überſteigenden Aufwand zu Grunde, zu dem ſie die Trunkenheit ihrer eitlen Gröſſe verleitet; ſie bewirken ihren Untergang, um die Ehre ihres Hauſes aufrecht zu erhalten, und ihre Eitelkeit führt ſie auf den Weg des Elends und der bitterſten Armut. Sogar

der jüngſte Sohn des jüngſten Sohns einer ap-panagirten Linie bildet ſich ein, mit Ludwig dem Vierzehnten etwas Aehnliches zu haben; er baut ſich ein Verſailles, hält Mätreſſen und Armeen.

Es lebt jezt ein gewiſſer abgefundner Fürſt von einem groſſen Hauſe, der aus raffinirtem Stolz all' die verſchiednen Arten von Soldaten in ſeinem Sold hat, welche die Haustruppen ei-nes groſſen Königs ausmachen, und das ſo im Kleinen, daß ein Vergröſſerungsglas dazu gehört, jedes dieſer Korps insbeſondre zu erkennen, viel-leicht wäre ſeine Armee ſtark genug, auf dem Operntheater zu Verona eine Schlacht zu liefern.

Ich habe anderwärts geſagt, die kleinen Für-ſten thäten Unrecht, ihre Reſidenzen zu befeſtigen; die Urſach iſt ganz ſchlicht. Sie befinden ſich nicht in dem Fall, von ihres Gleichen belagert werden zu können, weil Nachbaren, mächtiger wie ſie, ſich ſogleich in ihre Streitigkeiten miſchen und ihnen eine Vermittlung anbieten, die ſie nicht ausſchlagen dürfen: mithin können ſtat Blutver-gieſſens ein Paar Federzüge all' ihre kleine Zwi-ſtigkeiten enden.

Wozu

Wozu ſolten ihnen alſo Feſtungen dienen? Wären ſelbige auch ſogar im Stande eine Belagrung, ſo langwierig wie die von Troja, gegen ihre kleine Feinde auszuhalten, ſo würden ſie doch gegen die Armeen eines mächtigen Monarchen ſich nicht ſo lange halten wie Jericho. Werden überdies in der Nachbarſchaft groſſe Kriege geführt, ſo ſteht's nicht bei ihnen neutral zu bleiben, oder ſie ſind völlig zu Grunde gerichtet; und ergreifen ſie die Partei einer der kriegführenden Mächte, ſo wird ihre Hauptſtadt der Waffenplaz dieſes Fürſten.

Der Begrif, den uns Machiavel von den Teutſchen Reichsſtädten macht, ſtimt gar nicht mehr zu ihrer heutigen Verfaſſung. Eine Petarde, ja ſogar ein Kaiſerliches Mandat würde hinlänglich ſein, ihn zum Herrn dieſer Städte zu machen. Sie ſind insgeſamt ſchlecht befeſtigt, haben meiſtens alte Mauern, hin und wieder darauf groſſe Thürme, ringsum Gräben, durch die nachgeſchoſſene Erde faſt ganz ausgefült. Truppen haben ſie nicht viel, und die ſie haben, ſind übel diszipliniert, ihre Offizire entweder meiſtentheils der Ausſchus der übrigen Teutſchen Fürſten, oder alte, zum Dienſt untaugliche Leute.

 Eini-

Einige Reichsſtädte haben ziemlich gutes Geſchüz, doch würde es nicht hinlänglich ſein, ſich dem Kaiſer zu widerſezen, der ihnen ziemlich oft ihre Schwäche pflegt fühlbar zu machen.

Mit Einem Wort, Kriege führen, Schlachten liefern, Feſtungen angreifen oder vertheidigen, kömt nur einzig und allein groſſen Herren zu, und diejenigen, die es ihnen nachthun wollen, ohne dazu die Macht zu haben, gleichen dem, der das Getöſe des Donners nachmachte, und ſich Jupiter wähnte.

Elftes Kapittel.

Von den geiſtlichen Fürſtenthümern.

Im Alterthum finde ich nicht, daß Prieſter Souveräns geworden wären. Mich dünkt, von allen Völkern, von denen uns noch einige Kentnis übrig geblieben iſt, haben nur einzig und allein die Juden eine Reihe deſpotiſcher Hoherprieſter gehabt. Kein Wunder, daß bei der abergläubiſchſten und unwiſſendſten aller barbariſchen

Na-

Nazionen, diejenigen, die der Religion vorſtanden, endlich die Behandlung der Staatsangelegenheiten an ſich geriſſen haben; allein bei jedem andern Volke haben ſich meines Bedünkens die Prieſter nur mit Sachen ihres Amts bemengt. Sie opferten, namen ihre Beſoldung, hatten einige Vorrechte; doch unterrichteten und regierten ſie nie; und blos, weil ſie keine Glaubenslehren hatten, welche die Völker trenten, noch keine Macht, deren ſie misbrauchen konten, führten ſie nie Religionskriege.

Als Europa bei Verfal des Römiſchen Reichs eine Anarchie von Barbaren war, wurde alles in tauſend kleine Herſchaften zertheilt; viele Biſchöfe wurden Fürſten, und der ihnen mit Beiſpiel vorging, war der Biſchof zu Rom. Es ſcheint, als wenn das Volk unter dieſen geiſtlichen Regierungen ziemlich glüklich leben müste, denn gewählte Fürſten, Fürſten in einem hohen Alter zur Regierung gelangt, Fürſten, deren Staaten ſo eingeſchränkt ſind, wie der Geiſtlichen ihre, müſſen, wo nicht aus Religion, doch aus Staatsklugheit, ihre Unterthanen ſchonen.

Gleichwol iſt es zuverläſſig, daß kein Land mehr von Betlern wimmelt, als das, ſo Prieſter

inne haben. Dort kan man ein recht rührendes Gemälde alles menſchlichen Elends ſehn, nicht an denen Armen, welche die Freigebigkeit und die Almoſen der Regenten dahin ziehen, nicht an denen Inſekten, die ſich an die Reichen hängen, und im Gefolge des Ueberfluſſes kriechen, ſondern an jenen abgehungerten Betlern, welche die Nächſtenliebe der Fürſten des Allernotwendigſten beraubt, um der Verderbnis der Sitten und den Misbräuchen zuvorzukommen, welche der Ueberflus hervorzubringen pflegt.

Unſtreitig ſtüzen ſich die Grundſäze der meiſten geiſtlichen Regierungen auf die Geſeze Sparta's, wo Gold und Silber verboten war; doch mit dem Unterſchiede, daß die Prälaten den Gebrauch der Güter ſich vorbehalten, die ſie den Unterthanen abgenommen haben. Seelig, ſagen ſie, ſind die Armen, denn das Himmelreich iſt ihre; und da ſie wollen, daß jeder ſeelig werden ſol, ſo ſorgen ſie dafür, daß jederman arm iſt.

Nichts müste erbaulicher ſein, als die Geſchichte der Oberhäupter der Kirche und der Statthalter Jeſu Chriſti. Man ſteht in der feſten Vermutung Beiſpiele untadelhafter und heiliger

Sit-

Sitten darin zu finden; gleichwol trift man grade das Gegentheil darin an: nichts denn Schändlichkeiten, Greuelthaten, und Quellen des Anſtoſſes; und man kan das Leben der Päbſte nicht leſen, ohne ihre Grauſamkeit und Treuloſigkeit mehr denn einmal zu verabſcheuen.

Man ſieht darin überhaupt, wie ihr Ehrgeiz nach Vermehrung ihrer zeitlichen und geiſtlichen Macht eifrig ſtrebt, ihr Geiz beſchäftigt iſt, das Haabe des Volks an ihre Familien zu ziehn, um ihre Nepoten, Mätreſſen oder Baſtarde damit zu bereichern.

Wer nicht gehörig nachdenkt, dem kömt's ſonderbar vor, daß die Völker noch ſo geduldig ohne alles Sträuben von dieſer Art Souveräns ſich unterdrükken laſſen, daß ihnen bei den Ausſchweifungen und Laſtern der Geiſtlichen nicht die Augen aufgehn, und daß ſie von einem beſchornen Haupte dulden, was ſie von einem belorberten nicht dulden würden. Dies Phänomen ſcheint denen minder ſonderbar, welche die Macht des Aberglaubens über Einfältige und des Fanatismus über den menſchlichen Verſtand kennen.

Sie wiſſen, daß die Religion ein altes Werkzeug iſt, das ſich nie abnüzen wird, deſſen man ſich von jeher bedient hat, ſich der Treue der Völker zu verſichern, und die Widerſpänſtigkeit der menſchlichen Vernunft in Zaum zu halten; ſie wiſſen, daß Irthum die Scharfſichtigſten blind machen kan, und daß nichts ſiegreicher iſt, als die Staatsklugheit derer, die Himmel und Hölle, Gott und Verdamnis zur Durchtreibung ihrer Abſichten gebrauchen. So wahr iſt es, daß ſelbſt die Religion, die reinſte Quelle all' des Guten, das wir haben, oft durch einen höchſt betaurungswürdigen Misbrauch der Grund und Urſprung alles unſers Uebels wird.

Unſer Autor merkt ſehr weislich alles das an, was zur Erhebung des heiligen Stuhls das Meiſte beigetragen hat. Die Haupturſach davon, meint er, ſei dem geſchikten Betragen Alexander's des Sechsten beizumeſſen, dieſes Pabſts, der ſeine Grauſamkeit und ſeinen Ehrgeiz auſſerordentlich hoch trieb, und keine andre Gerechtigkeit kante, als ſein Intereſſe. Wenn es nun wahr iſt, daß einer der boshafteſten Menſchen, der je die dreifache Krone getragen hat, derjenige geweſen iſt, der die päbſtliche Gewalt am meiſten beſe=

befeſtigt hat, was ſol man von dem Helden des Machiavel's denken?

Den Schlus dieſes Kapittels macht das Lob Leo des Zehnten, deſſen Ehrſucht, Ausſchweifung und Irreligion bekant genug ſind. Machiavel lobt ihn nicht eben grade dieſer Eigenſchaften wegen, doch macht er ihm den Hof. Solche Fürſten verdienen ſolche Hofſchranzen. Lobte er ihn nur als einen prachtliebenden Fürſten, und als den Widerherſteller der Künſte, ſo hätte er Recht, ſo aber lobt er ihn als einen ſtaatsklugen Herrn.

Zwölftes Kapittel.

Wie vielerlei Arten des Militärs es giebt, und was von beſoldeten Kriegsleuten zu halten ſei.

Alles in der Welt iſt mannichfaltig: die Temperamente der Menſchen ſind verſchieden; und die Natur beobachtet die nämliche Mannichfaltigkeit

 im

im Temperament der Staaten, wenn ich mich ſo ausdrükken darf. Unter Temperament eines Staats verſtehe ich überhaupt deſſen Lage, Umfang, die Anzal, den Genius ſeines Volks, deſſen Handel, deſſen Gebräuche, deſſen Geſeze, deſſen Stärke, deſſen Schwäche, deſſen Reichthümer und deſſen Hülfsquellen.

Dieſe Verſchiedenheit in den Regierungen iſt ſehr merklich, ja gar unendlich, wenn man bis in die Detaljes herabgeht: und ſo wie die Aerzte bis jezt noch kein Arzneimittel wiſſen, das für alle Krankheiten und alle Naturen paste, eben ſo können die Politiker keine algemeine Regeln vorſchreiben, deren Anwendung für alle Regierungsformen brauchbar wäre.

Dieſe Betrachtung leitet mich zu einer Unterſuchung der Machiavelſchen Meinung über fremde und gemietete Truppen. Dieſer Autor verwirft deren Gebrauch gänzlich, ſich auf Beiſpiele ſtüzend, wodurch er darzuthun meint, daß ſolche Truppen den Staaten, die ſich ihrer bedient haben, mehr ſchädlich, als nur einigermaaſſen nüzlich geweſen ſind.

Es iſt ſicher und durch die Erfahrung beſtätigt, daß die beſten Truppen eines Staats die

ein

einheimiſchen ſind. Man könte dieſe Meinung durch das Beiſpiel des tapfern Widerſtandes vom Leonida's bei Thermopylä, und beſonders durch die erſtaunlichen Fortſchritte des Römiſchen Reichs und der Araber unterſtüzen.

Dieſe Maxime des **Machiavel's** kan alſo auf alle Länder paſſen, die volkreich genug ſind, eine hinlängliche Anzal Soldaten zu ihrer Vertheidigung zu liefern. Ich bin, wie der **Verfaſſer**, überzeugt, daß Lohnſoldaten einem Staate ſchlecht dienen, und daß die Treue und der Mut der im Lande Angeſeſſenen weit gröſſer iſt. Hauptſächlich gefärlich iſt es, ſeine Unterthanen zu der Zeit in Unthätigkeit ſchmachten, und durch Weichlichkeit weibiſch werden zu laſſen, da Kriegsſtrapazen und Schlachten die Nachbaren kriegriſch machen.

Man hat mehr denn einmal bemerkt, daß Staaten, die bürgerliche Kriege geführt haben, ihren Feinden unendlich überlegen geweſen ſind, denn in einem bürgerlichen Kriege iſt alles Soldat. Verdienſte unabhängig von Gunſt, thun ſich in ſelbigem hervor. Alle Talente, die in den Menſchen liegen, entwikkeln ſich, und Jederman erlangt Fertigkeit, ſeine Kunſtfähigkeiten

insgeſamt, und all' ſeinen Mut an den Tag zu legen.

Inzwiſchen giebt es Fälle, worin es notwendig ſcheint, Ausname von dieſer Regel zu machen. Dann nämlich, wenn ein Reich nicht eine ſo groſſe Menge Menſchen liefert, als zur Armee gebraucht werden, und als der Krieg wegfrist, alsdann ſieht man ſich in die Notwendigkeit geſezt, Lohntruppen zu nemen, als das einzige Mittel, das man hat, den Gebrechen des Staats abzuhelfen.

Man findet alsdann ſchon Mittel, die meiſten Schwierigkeiten zu heben, und das zu verbeſſern, was Machiavel an dieſer Art Soldaten fehlerhaft findet. Man untermengt ſorgfältig die Fremden mit den Eingebornen, um ſie am Zuſammenrotten zu verhindern, und ſie an gleiche Manszucht und gleiche Treue zu gewöhnen; und man hat ſein Hauptaugenmerk darauf, daß die Zahl der Ausländer die der Einheimiſchen nie überſteigt.

Die Armee eines gewiſſen Nordiſchen Königs beſteht aus einer ſolchen Miſchung von Leuten, nichts deſtoweniger iſt er nicht weniger mächtig

und furchtbar. Die meiſten Europäiſchen Truppen beſtehen aus Eingebornen und Söldnern; die Bebauer der Landes, die Einwohner der Städte dürfen mittelſt einer gewiſſen Abgabe, die ſie zur Unterhaltung der Truppen entrichten, welche ſie vertheidigen müſſen, nicht mehr in den Krieg ziehn. Zu Soldaten werden die Geringſten aus dem Volke genommen; Faullenzer, die lieber müſſig gehn, als arbeiten; Schlemmer, Praſſer, die im Soldatenſtande ausgelaſſene Freiheit und keine Strafe zu finden hoffen; unbeſonnene und ihren Aeltern ungehorſame junge Leute, die ſich aus Leichtſinn anwerben laſſen: all' dies Geſindel hat ſo wenig Zuneigung und Anhänglichkeit für ihren Herrn als Ausländer.

Wie verſchieden ſind dieſe Truppen von jenen Römern, welche die Welt eroberten. Das Ausreiſſen, die Feldflucht, zu unſern Tagen bei den Armeen ſo häufig, waren bei den Römern etwas Unbekantes. Dieſe Leute, die für Weib, Kind, Hausgötter, für's Römiſche Bürgerrecht und alles das kämpften, was ihnen in dieſem Leben theuer war, dachten nicht daran, an ſo vielen heiligen Obliegenheiten zugleich durch ſchändliches Ausreiſſen zu Verrätern zu werden.

Was die groſſen Fürſten Europens noch in Sicherheit ſtelt, iſt, daß ſich ihre Truppen beinahe völlig gleich ſind, und von der Seite nichts vor einander zu befürchten haben. Nur die Schwediſchen Truppen ſind zu gleicher Zeit Bürger, Bauern und Soldaten; dafür aber bleibt auch niemand im Lande, den Akker zu beſtellen, wenn ſie in's Feld gehn: folglich iſt ihre Macht nicht furchtbar, weil ſie in die Länge nichts ausrichten können, ohne ſich weit mehr zu ſchaden als ihren Feinden.

So viel von den Söldnern! Was nun ferner die Art betrift, wie ein groſſer Fürſt Krieg führen mus, ſo bin ich hier ganz Machiavel's Meinung.

Ein groſſer Fürſt mus in der That ſeine Armee ſelbſt anführen; ſein Intereſſe, ſeine Pflicht, ſein Ruhm, alles verbindet ihn hierzu; da er das Haupt der austheilenden Gerechtigkeit iſt, iſt er zugleich Beſchüzer und Vertheidiger ſeiner Völker. Die Vertheidigung ſeiner Unterthanen mus er als einen der wichtigſten Gegenſtände ſeines Amts anſehen, und daher niemanden als ſich anvertrauen.

Sein

Sein Intereſſe ſcheint's zu erfordern, bei der Armee in Perſon gegenwärtig zu ſein; denn alle Befele werden alsdann von ihm ſelbſt gegeben; und Gebot und Ausführung folgen auf einander mit auſſerordentlicher Schnelligkeit. Des Fürſten Gegenwart endet überdies die Misverſtändniſſe ſeiner Generale, die den Armeen ſo verderblich als dem Intereſſe des Herrn nachtheilig ſind; ſie erhält alles, was zum Proviantweſen und Kriegsbedürfniſſen erfodert wird, in beſſere Ordnung, ohne welche ein Cåſar an der Spize von hunderttauſend Streitern nie etwas ausrichten wird.

Da es der Fürſt iſt, der Schlachten liefern macht, ſcheint's auch ihm zuzukommen, deren Einrichtung und Ausführung zu veranſtalten, und durch ſeine Gegenwart den Geiſt der Tapferkeit und der Zuverſicht ſeinen Truppen mitzutheilen; er befindet ſich nur an ihrer Spize, um Beiſpiele zu geben.

Doch, wird man mir einwerfen, nicht jeder iſt geborner Soldat, und viele Fürſten haben nicht das Talent, die Erfahrung noch den Mut, der zum Kommando einer Armee erforderlich iſt. Ich råume das als wahr ein, gleichwol ſezt mich

dieſer Einwurf in keine groſſe Verlegenheit; denn es finden ſich bei einer Armee ſtets hinlänglich erfahrne Generale, und der Fürſt darf nur ihren Rat befolgen; der Krieg wird immer beſſer von ſtatten gehn, als wenn der General unter der Vormundſchaft des Miniſteriums ſteht, das bei der Armee nicht zugegen, folglich auſſer Stande iſt, von den Sachen zu urtheilen, und oft den geſchikteſten General auſſer Stand ſezt, ſeine Geſchiklichkeit zu äuſſern.

Ich will dies Kapittel enden, nachdem ich zuvor eine Redensart des **Machiavel's** gerügt habe, die mir höchſt ſonderbar vorgekommen iſt. „Die Venediger, ſagt er, dem Herzoge von Car„magnola, dem Anführer ihrer Truppen, nicht „trauend, ſahen ſich genötigt, ihn aus der Welt „zu ſchaffen.“

Ich verſtehe nicht, was das heiſſen kan, jemanden aus der Welt ſchaffen, wenn es nicht ſo viel ſagen will, ihn vergiften, meuchlings umbringen. Auf die Art glaubt der Lehrer der Verbrechen die ſchwärzeſten und ſtrafbarſten Handlungen, durch Milderung der Ausdrükke unſchuldig zu machen.

Die

Die Griechen pflegten Umſchreibungen zu gebrauchen, wenn ſie vom Tode ſprachen, weil ſie nicht ohne ein geheimes Grauſen all' das Schrekliche des Sterbens ertragen konten. Machiavel umſchreibt die Laſter, weil ſein Herz gegen ſeinen Verſtand ſich empörend, die fluchwürdige Moral, die er lehrt, nicht ganz roh verdauen konte.

Welche traurige Lage, wenn man ſchaamrot werden mus, ſich andern in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, und wenn man ſtets dem Augenblik der Selbſtprüfung zu entgehen ſucht.

Dreizehntes Kapittel.

Von den Hülfsvölkern, vermiſchten und eignen.

Machiavel geht in der Hyperbel ſehr weit, wenn er behauptet, ein kluger Fürſt würde lieber mit ſeinen eignen Truppen umkommen, als mit fremder Hülfe ſiegen.

Mich dünkt, jemand der in Gefahr ſteht, zu ertrinken, wird ſich nicht daran kehren, wenn man ihm zuruft, es ſei ihm unanſtändig, ſein Leben jemand anderm als ſich ſelbſt zu danken zu haben, und er ſolle lieber umkommen, als das Seil ergreifen, das man ihm zu ſeiner Rettung zuwirft, oder die Stange, die man ihm hinreicht. Die Erfahrung zeigt, daß die erſte Sorge der Menſchen die für ihre Erhaltung, und die zweite, die für ihre Wohlfahrt iſt, was denn des Autors emphatiſchen Paralogiſmus gänzlich zerſtöret.

Unterſucht man Machiavel's Maxime genau, ſo wird man vielleicht finden, daß ſie nichts denn eine aüſſerordentliche Eiferſucht einzuflöſſen hinreichend iſt; gleichwol iſt die Eiferſucht dieſer Fürſten gegen ihre Generale, oder gegen die Hülfstruppen, die ſie nicht erwarten wolten, aus Beſorgnis, den Ruhm mit ihnen zu theilen, von jeher ihrem Intereſſe ſehr nachtheilig geweſen. Eine unendliche Menge Schlachten ſind dadurch verloren gegangen, und Eiferſüchteleien haben den Fürſten oft mehr geſchadet, als die Ueberlegenheit und vortheilhaftere Stellung und Lage ihrer Feinde.

Ein

Ein Fürſt mus den Krieg freilich nicht blos mit Hülfsvölkern führen, ſondern er mus ſich ſelbſt Helfers genug ſein, und ſich in den Stand ſezen, andern ſo viele Hülfe zu leiſten, als er von ihnen empfängt. Das iſt die Vorſchrift der Klugheit: Seze Dich in eine Verfaſſung, da Du weder Freund noch Feind zu fürchten brauchſt; wenn Du aber Traktaten geſchloſſen haſt, muſt Du ſelbige unverbrüchlich halten. So lange das Reich, England und Holland gegen Ludwig den Vierzehnten vereinigt waren, ſo lange Prinz Eugen und Marlborough gut zuſammenſtimten, waren ſie Sieger; ſobald aber England ſeine Bundsgenoſſen verlaſſen hatte, ſtand Ludwig der Vierzehnte den Augenblik wieder auf.

Die Mächte, die vermiſchte oder Hülfstruppen entbehren können, thun ſehr wol daran, ſie aus ihren Armeen zu laſſen, da ſich aber wenig Fürſten Europens in einer ſolchen Lage befinden, ſo glaube ich, wagen ſie mit den Hülfsvölkern nichts, ſo lange nur die einheimiſchen ſtärker ſind.

Machiavel ſchrieb nur für kleine Fürſten, und ich mus geſtehn, ich finde auch nur kleine Begriffe und Gedanken bei ihm. Er hat nichts

Groſſes und Wahres, weil er nicht rechtſchafner Mann iſt.

Wer blos mit fremden Truppen Krieg führt, iſt nur ſchwach, wer hingegen ihn mit fremden und eignen Völkern zugleich führt, iſt ſehr ſtark.

Des Krieges der Verbündeten mit Frankreich im Jahre 1701 will ich nicht einmal gedenken. Als aber drei Nordiſche Könige Karl dem Zwölften einen Theil ſeiner Teutſchen Staaten abnamen, ward dies Unternemen gleichfals durch Truppen verſchiedner miteinander verbündeter Herren ausgeführt, und in dem Kriege, den Frankreich 1734 began, um die Gerechtſame jenes Königs von Polen zu unterſtüzen, der immer erwählt und immer entthront war, hatte Frankreich Spanier und Savoyer neben ſich.

Was bleibt nun dem Machiavel nach ſo vielen Beiſpielen übrig, und was wird aus der Allegorie von den Waffen Saul's, die David, als er den Goliath bekämpfen wolte, ihrer Schwere halben ausſchlug?

Ein feiner Schnikſchnak und weiter nichts! Ich geſtehe, daß Hülfsvölker zuweilen einem Für-

ſten beſchwerlich fallen; ich frage aber hierbei, ob man nicht gern Beſchwerlichkeiten erduldet, wenn man dadurch Städte und Provinzen gewint.

Bei Gelegenheit dieſer Hülfsvölker ſucht **Machiavel** ſein Gift auch auf die Schweizer zu ſprüzen, die in Franzöſiſchen Dienſten ſtehn. Ich mus nur Ein Wort von dieſen tapfern Leuten ſagen, denn es iſt ausgemacht, daß durch ihren Beiſtand Frankreich mehr denn Eine Schlacht gewonnen hat, und daß, wenn es die Schweizer und Teutſchen abdanken wolte, die ſich unter ſeiner Infanterie befinden, ſeine Armee weit minder furchtbar ſein würde, als ſie's jezt iſt.

So viel von den Fehlern im Räſonnement; ſehn wir nun, was er für welche gegen die Moral gemacht hat. Die böſen Beiſpiele, die **Machiavel** den Fürſten aufſtelt, gehören zu ſeinen unverzeihlichen Bosheiten. Er führt in dieſem Kapittel den Hieron von Syrakus an, der, weil er fand, daß ſeine Hülfstruppen zu behalten eben ſo gefärlich ſei, als ſie abzudanken, ſie insgeſamt in Stükke hauen lies. Dergleichen Fakta empören das Innere, wenn man ſie in der Geſchichte findet; man empfindet aber einen heftigen Unwillen, wenn man ſie in einem Buche

auf's neue vorgetragen ſieht, das zum Unterricht der Fürſten beſtimt iſt.

Grauſamkeit und Barbarei ſind oft Privatperſonen verderblich, deshalb haben ſie meiſtentheils Abſcheu dafür, allein Fürſten, durch die Vorſicht über das algemeine Schikſal hinausgeſezt, haben dafür um ſo mindern Abſcheu, je weniger ſie davon zu befürchten haben; ſonach müsste man denen, die Menſchen zu beherſchen beſtimt ſind, die gröste Abneigung für all' die Misbräuche einzuprägen ſuchen, welche ſie von einer unbegrenzten Gewalt machen können.

Vierzehntes Kapittel.

Unterricht eines Fürſten in Betref des Militärs.

Alle Metjes haben eine gewiſſe Pedanterie miteinander gemein, die von dem Geiz und der Unenthaltſamkeit derer entſpringt, die ſie treiben. Ein Soldat iſt Pedant, wenn er ſich zu ſehr auf Kleinfügigkeiten legt, oder wenn er Praler iſt, und donquixotiſirt.

Machiavel's Enthuſiasmus ſezt ſeinen Für-ſten in Gefar, lächerlich zu werden. Er treibt die Sache ſo hoch, daß er verlangt, ſein Fürſt ſol einzig und allein Soldat ſein. Er macht aus ihm einen volſtändigen Don Quixote, deſſen Einbildungskraft nur mit Schlachtfeldern, Ver-ſchanzungen, Veſtungen, Belagrungen, Linien und Angriffen angefüllet iſt.

Allein ein Fürſt thut ſeinem Beruf nur halb Gnüge, wenn er ſich nur auf's Kriegsweſen legt; es iſt augenſcheinlich falſch, daß er nur Soldat ſein mus, und man erinnere ſich deſſen, was ich im erſten Kapittel dieſes Werks vom Urſprunge der Fürſten geſagt habe. Sie ſind ihrer Einſe-zung nach Richter, Feldherren aber nur nebenher. Machiavel's Fürſt iſt wie die Götter des Ho-mer's, die man ſehr kräftevoll und mächtig, doch nie billig, ſchilderte. Machiavel weis ſo-gar von den erſten Anfangsgründen der Gerech-tigkeit und Billigkeit nichts, nur Eigennuz und Gewaltthätigkeit ſind ihm bekant.

Er unterhält uns nur mit lauter kleinen Ideen; ſein beſchränkter Geiſt umfaſt nur ſolche Dinge, die zur Staatskunſt kleiner Fürſten gehören. Nichts iſt ſchwächer, als die Gründe, deren er

ſich bedient, den Fürſten die Jagd anzuempfelen. Er iſt der Meinung, die Fürſten würden durch ſelbige die Lage und Gegenden ihres Landes kennen lernen.

Wenn ein König von Frankreich, wenn ein Kaiſer ſich auf die Art Kentnis ſeiner Staaten erwerben wolte, ſo müsten ſie zu ihren Jagden ſo viel Zeit haben, als das Univerſum zu der groſſen Umwälzung der Geſtirne.

Man erlaube mir, dieſe Materie etwas umſtändlicher zu behandeln; und bei Gelegenheit der Jagd eine Art von Abſchweifung zu machen. Denn da dieſe Ergezlichkeit beinahe die algemeine Leidenſchaft der Edelleute, der groſſen Herren und der Könige, beſonders in Teutſchland iſt, ſo verdient ſie, meines Erachtens, eine Erörterung.

Die Jagd iſt eine von jenen ſinlichen Ergezlichkeiten, die den Leib ſehr erſchüttern, und die Seele nicht im mindeſten unterhalten; ſie iſt ein brennendes Verlangen, irgend ein wildes Thier zu verfolgen, und ein grauſames Vergnügen, es zu töten; ſie iſt ein Zeitvertreib, der den Leib ſtark und gelenk macht, den Geiſt aber roh und unangebaut läst.

Unſtreitig werden mir die Jäger und Jägergenoſſen den Vorwurf machen, daß ich die Sache auf zu ernſthaften Ton näme, den ſtrengen Beurtheiler ſpielte, und daß mir's ginge, wie den Predigern, welchen, da ſie das Privilegium haben, allein von ihren Kanzeln herabzuſprechen, es leicht wird, alles zu ſagen, was ihnen gut dünkt, ohne einen Widerſpruch befürchten zu dürfen.

Ich werde mich dieſes Vortheils nicht zu Nuze machen, ſondern die ſcheinbaren Gründe redlich anführen, deren ſich die Liebhaber der Jagd bedienen. Die Jagd, werden ſie anfangen, iſt das älteſte und edelſte Vergnügen der Menſchen; die Patriarchen, und ſelbſt viele groſſe Männer ſind Jäger geweſen, und durch das Jagen fahren die Menſchen fort, das Recht über die wilden Thiere auszuüben, das Gott ſelbſt dem Adam zu ertheilen geruhet hat.

Allein, was alt iſt, iſt deshalb nicht gleich gut, zumal wenn man darin zu weit geht. Ich gebe zu, daß groſſe Leute für die Jagd brennende Leidenſchaft gehabt haben; doch haben ſie auch ihre Fehler und Schwachheiten gehabt. Ahmen wir das nach, was ſie Groſſes haben, und kopiren wir ihre Kleinheiten nicht.

Die Patriarchen haben gejagt, dem iſt nicht ohne; ſie haben noch überdies ihre Schweſtern geheuratet, und die Vielweiberei iſt zu ihren Zeiten im Schwange geweſen. Man merkte aber dieſen guten Patriarchen an ihren Jagden die barbariſchen Jahrhunderte an, worin ſie lebten. Sie waren ſehr ungeſchliffen und ſehr unwiſſend; waren müſſige Leute, die keine Beſchäftigung für ſich kennend, die lange Weile, die ſie ſtets fühlten, auf der Jagd vertrieben, und töteten in den Wäldern mit Verfolgung wilder Thiere, Stunden, Tage, die ſie in Geſelſchaft mit vernünftigen Perſonen zu verbringen weder Fähigkeit noch Geiſt hatten.

Ich frage, ob das Beiſpiele zur Nachahmung ſind? Ob Geſchliffenheit bei Ungeſchliffenheit in die Schule gehn ſoll? Oder ob nicht vielmehr erleuchtete Jahrhunderte den folgenden zum Muſter dienen müſſen?

Ob Adam die Herſchaft über die wilden Thiere bekommen hat, oder nicht, will ich nicht unterſuchen, das aber weis ich, daß wir grauſamer und raubſüchtiger ſind, als die wilden Thiere ſelbſt, und daß wir dieſe vorgebliche Herſchaft ſehr tiranniſch gebrauchen.

Wenn

Wenn uns etwas den Vorzug vor den Thieren geben mus, die wir verfolgen, ſo iſt es ſicher unſre Vernunft; gemeiniglich aber haben die Leute, die von der Jagd Profeſſion machen, ihr Gehirn nur mit Pferden, Hunden und allerlei Thieren angefült; ſie ſind manchmal ſehr ungeſchliffen und es iſt zu befürchten, daß ſie gegen die Menſchen ſo unmenſchlich werden, als ſie's gegen die Thiere ſind, oder daß wenigſtens die grauſame Gewonheit mit kaltem Blute Leiden zu verurſachen, ſie bei den Unglüksfällen ihres Nächſten weniger mitleidig mache.

Iſt das das Vergnügen, das man als ſo edel preist? Das eine ſo anſtändige Beſchäftigung für ein denkendes Weſen?

Die Jagd ſei der Geſundheit zuträglich, wird man mir einwerfen; die Erfahrung lehre, daß wer jage, alt werde; daß es eine unſchuldige Ergezlichkeit ſei, die ſich für groſſe Herren zieme, weil ſie ihre Pracht an den Tag lege, ihren Verdrus vertreibe, and ihnen in Friedenszeiten Bilder des Krieges unter die Augen ſtelle.

Ich bin fern davon, eine gemäſſigte Leibesübung zu verdammen; allein man merke wol

auf, Leibesübung gehört nur für Unmäſſige. Kein einziger Fürſt hat länger gelebt, als der Kardinal Fleury oder der Kardinal Ximenes, und der lezte Pabſt, gleichwol waren dieſe drei Männer keine Jäger. Mus man überdies den Stand wählen, der kein weiters Verdienſt hat, als daß er ein langes Leben verſpricht? Nun wol, die Mönche leben gemeiniglich länger als andre Menſchen, mus man aber deshalb Mönch werden?

Ueberdies kömt's gar nicht darauf an, daß ein Menſch den Faden ſeines trägen und unbrauchbaren Lebens bis zu Methuſalems Alter hinausdehnt, ſondern je mehr er nachgedacht, je mehr ſchöne und nüzliche Handlungen er gethan hat, je länger wird er gelebt haben.

Zudem iſt die Jagd von allen Ergezlichkeiten die wenig ſchiklichſte für Fürſten; ſie können ihre Pracht auf hunderterlei andre Art an den Tag legen, die für ihre Unterthanen nüzlicher iſt, und ſolte es ſich ja zutragen, daß der Ueberflus an Wild dem Landmanne die Felder verdürbe, ſo würde man es gar leicht den hierzu beſoldeten Jägern auftragen können, dieſe Thiere auszurotten.

ten. Fürſten ſolten eigentlich mit nichts beſchäf- tigt ſein, als mit der Sorge, ſich zu unterrichten und zu herſchen, um ſich dadurch mehrere Kentniſſe zu erwerben und von ihrem Stande die gehöri- gen Begriffe zu bekommen, um darnach ihre Handlungen einzurichten.

Ich mus inſonderheit dem Machiavel ant- worten, daß man, um groſſer Feldherr zu ſein, nicht Jäger zu ſein nötig hat. Guſtav Adolph, Türenne, Marlborough, Prinz Eugen, denen man den Namen berühmter Männer und geſchik- ter Generale nicht abſprechen wird, ſind nicht Jäger geweſen; eben ſo wenig leſen wir dies vom Cäſar, Alexander und Scipio.

Man kan im Spazieren über die verſchiednen Gegenden und die Lage des Landes, in Bezug auf die Kriegskunſt, weit ſcharfſinnigere und gründlichere Betrachtungen anſtellen, als wenn Rebhüner, Hünerhunde, Hirſche, eine Kuppel von allerhand Thieren und Jagdhize einen zer- ſtreuen.

Ein groſſer Fürſt, der in Ungarn ſeinen zwei- ten Feldzug that, war in Gefar von den Türken gefangen zu werden, weil er ſich auf der Jagd

ver-

verirt hatte; man ſolte ſogar die Jagd bei der Armee verbieten, denn ſie verurſacht viel Unordnungen auf den Märſchen.

Ich ſchlieſſe ſonach, es ſei Fürſten wol zu verzeihen, wenn ſie auf die Jagd gehn, wofern es nur ſelten geſchieht, und zur Erholung von ihren ernſten und bisweilen höchſt traurigen Beſchäftigungen. Ich ſage es noch einmal, ich will keine anſtändige Vergnügungen unterſagen, allein die Sorge wol zu herſchen, ſeinen Staat blühend zu machen, ihn zu ſchüzen, den glüklichen Erfolg aller Künſte zu ſehn, iſt unſtreitig das gröste Vergnügen, und wehe dem Menſchen, der noch andrer bedarf.

Funfzehntes Kapittel.

Was Urſach iſt, daß man die Menſchen und hauptſächlich die Fürſten lobt oder tadelt.

Maler und Geſchichtſchreiber haben das miteinander gemein, daß ſie die Natur kopiren müſſen. Die erſten faſſen die Züge der Menſchen auf, und

ſtellen

ſtellen ihr Aeuſſeres dar, und die lezten ihre Karaktere und ihre Handlungen.

Es giebt ſonderbare Maler, die nichts als Ungeheuer und Teufel gemalt haben. Machiavel iſt ein Maler der Art. Er ſtelt die ganze Welt als eine Hölle vor, und alle Menſchen als Teufel. Man möchte ſagen, dieſer Staatsman habe aus Privathas das ganze menſchliche Geſchlecht verleumden wollen, und es über ſich genommen, die Tugend zu vernichten, vielleicht damit alle Einwohner der Erde ihm gleich würden.

Machiavel behauptet, ganz gut zu ſein in einer ſo boshaften und ſo verderbten Welt, ſei, wofern man nicht umkommen wolle, unmöglich. Und ich ſage, man mus gut und klug ſein, um nicht umzukommen.

Die Menſchen überhaupt ſowol, als die Könige insbeſondere ſind gemeiniglich weder ganz gut noch ganz böſe; allein die Böſen, die Guten und der Mittelſchlag werden insgeſamt ſich vereinigen, einen mächtigen, gerechten und geſchikten Fürſten zu ſchonen.

Ich will lieber einen Tirannen bekriegen, als einen guten König, einen Ludwig den Elften,

als einen Ludwig den Zwölften, einen Domitian, als einen Trajan; denn dem guten Könige wird redlich gedient, die Unterthanen des Tirannen hingegen werden ſich zu meinen Truppen ſchlagen. Laſſet mich mit zehntauſend Mann gegen einen Alexander den Sechsten nach Italien gehn, und halb Italien fält mir zu; last mich mit vierzigtauſend Mann auf einen Innocenz den Elften losgehn, und ganz Italien wird ſich gegen mich auflehnen, um mir den Untergang zu bereiten.

Nie iſt ein guter und weiſer König in England durch groſſe Armeen entthront worden, und ihre böſen Könige haben ihren Nebenbulern unterliegen müſſen, die den Krieg mit nicht mehr als mit viertauſend Mann regelmäſſiger Truppen begonnen haben.

Sei ſonach nicht böſe mit den Böſen, ſondern ſei tugendhaft und unerſchrokken gegen ſie, ſo wirſt Du Dein Volk ſo tugendhaft machen, wie Dich, Deine Nachbaren werden Dir darin nachahmen, und die Böſewichter werden zittern.

Sech=

Sechzehntes Kapittel.

Von Freigebigkeit und Wirtlichkeit.

Zwei berühmte Bildhauer, Phidias und Alkamenes, verfertigten jeder ein Bild der Minerva; die Athener wolten das ſchönſte darunter ausſuchen, um es auf eine Säule zu ſtellen. Sie wurden beide zur Schau ausgeſezt, und Alkamenes ſeins erhielt algemeinen Beifal, das andre, ſagte man, iſt zu plump gearbeitet. Phidias lies ſich durch dies Urteil des gemeinen Haufens nicht aus der Faſſung bringen, und verlangte, daß da die Bilder auf einer Säule zu ſtehn gemacht wären, man ſie beide hinaufſezen ſolte. Dies geſchahe, und die Arbeit des Phidias erhielt den Preis; dem Studium der Optik und der Verhältniſſe hatte er dieſen Erfolg zu danken.

Dieſe Regel von Verhältniſſen mus man auch in der Politik beobachten. Verſchiedenheit der Orte macht auch Verſchiedenheit der Regeln. Wolte man eine davon zum algemeinen Maasſtabe annemen, ſo würde man ſelbſt Schuld ſein,

daß

daß ſie unrichtig. Was für einen groſſen Staat ungemein gut past, würde in einem kleinen gar übel angebracht ſein.

Der Luxus, der aus dem Ueberflus entſpringt, und der die Reichthümer durch alle Adern eines Staats laufen macht, ſezt ein groſſes Königreich in einen blühenden Zuſtand: durch ihn wird Betriebſamkeit und erfindriſcher Fleis unterhalten; durch ihn werden die Bedürfniſſe der Reichen vermehrt, um ſelbige eben dadurch mit den Armen genau zu verbinden.

Wenn ein geſchikter Staatsmann ſich's einfallen lieſſe, den Luxus aus einem groſſen Reiche zu verbannen, würde ſelbiges bald matt, kraftlos werden: dahingegen der Luxus einen kleinen Staat zu Grunde richten würde. Das Geld, in gröſſrer Menge aus dem Lande gehend als hineinkommend, würde dieſem ſchwächlichen Körper eine Abzehrung zuziehn, und er würde unfehlbar an der Schwindſucht ſterben. Sonach iſt es für jeden Staatsmann eine unentbehrliche Regel, nie kleine Staaten mit groſſen zu vermengen, und hierin verſtöst Machiavel in dieſem Kapittel gar mächtig.

Der

Der erſte Fehler, den ich ihm vorzuwerfen habe, iſt, daß er das Wort Freigebigkeit in einem zu ſchwankenden Sinne braucht, ſelbige von Verſchwendung nicht genugſam unterſcheidet. „Ein „Fürſt, ſagt er, um etwas Groſſes auszurichten, „mus für freigebig gehalten werden; ich hingegen behaupte, er müſſe es auch in der That ſein.

Ich kenne keinen Helden, der es nicht geweſen wäre. Sich als geizig ankündigen, heist den Leuten ſagen: Erwartet nichts von mir, ich werde all' Eure Dienſte ſchlecht belohnen; heist die brennende Begierde auslöſchen, die von Natur jeder Unterthan hat, ſeinem Herrn zu dienen.

Es iſt unzweifelhaft, daß nur der haushälteriſche Mann freigebig ſein, daß nur der Gutes thun kan, der ſein Vermögen klug verwaltet.

Man kent das Beiſpiel Franz des Erſten, Königs von Frankreich, deſſen übermäſſige Ausgaben zum Theil an ſeinem Unglük Schuld wären. Dieſer König war nicht freigebig, ſondern verſchwendriſch, und gegen das Ende ſeines Lebens ward er ein wenig geizig. Stat hauszuhalten, legte er ſeine Schäze in den Kaſten. Man

G mus

mus aber nicht Schäze haben ohne Umlauf, ſondern ſtarke Einkünfte.

Jeder Privatmann und jeder König, der nur Geld zuſammenzuhäufen und zu vergraben weis, iſt auf unrechtem Wege: in Umlauf mus man es bringen, um wirklich reich zu ſein. Die Medicis erhielten nur dadurch die Oberherſchaft über Florenz, daß der groſſe Koſmus, der Vater des Vaterlandes, ein bloſſer Kaufman, geſchikt und freigebig war.

Jeder Geizige hat wenig Kopf, und ich glaube, der Kardinal von Rez hat Recht; wenn er ſagt: bei wichtigen Angelegenheiten mus man kein Geld anſehn. Sonach ſeze ſich der Oberherr in den Stand, durch Begünſtigung des Handels und der Manufakturen ſeiner Unterthanen, viel Geld einzubekommen, um zu gehöriger Zeit viel wieder aufgehn zu laſſen, und er wird geliebt und hochgehalten werden.

Machiavel ſagt, die Freigebigkeit wird ihn verächtlich machen. Ein Wuchrer könte ſo wol ſprechen, mus aber das ein Mann, der Fürſten zu unterrichten übernimt?

Sieb-

Siebzehntes Kapittel.

Von Grauſamkeit und Milde, oder ob's beſſer ſei geliebt als gefürchtet zu werden.

Das koſtbarſte Pfand, das einem Fürſten iſt anvertraut worden, iſt das Leben ſeiner Unterthanen. Sein Amt — er iſt der höchſte Richter — giebt ihm die Macht, die Verbrecher zum Tode zu verurtheilen, oder ſie zu begnadigen.

Ein guter Fürſt erkent dieſe ſo geprieſene Gewalt über das Leben ſeiner Unterthanen für die drükkendſte Laſt ſeiner Krone; weis, daß es Menſchen ſind, wie er, die er verurtheilen ſoll; weis, daß Schaden, Ungerechtigkeiten, die gröblichſten Beleidigungen vergütet werden können, daß aber ein gähes Todesurtheil ein unerſezliches Uebel iſt. Er gebraucht nur Strenge, um noch unangenemere Härte zu vermeiden, die er vorher ſieht, wenn er ſich anders benäme; dergleichen traurige Entſchlüſſe faſſet er nur bei verzweifelten Fällen, bei ſolchen, worin er einem Menſchen gleich iſt, der ſich ein Glied abnemen läſt, das der Krebs an-

Staatliche Bibliothek Bamberg

gefreſſen hat, und der, ſo zärtlich er auch ſonſt iſt, ſich dieſer ſchmerzhaften Operation unterwirft, um dadurch wenigſtens den Reſt ſeines Körpers zu erhalten.

Machiavel behandelt ſo wichtige, ſo ernſte Sachen als unbedeutende Kleinigkeiten. Ihm iſt das Leben der Menſchen ſo viel wie gar nichts, und Eigennuz, der einzige Gott, den er anbetet, iſt ihm Alles in Allem. Grauſamkeit zieht er der Milde vor, und denen, die erſt den Thron beſtiegen haben, rät er, minder denn die übrigen den Ruf der Grauſamkeit zu achten.

Henker ſind es, die Machiavel's Helden auf den Thron ſezen und auf ſelbigem erhalten. Ceſar Borgia iſt allemal der Nothelfer dieſes Staatsmannes, wenn er Beiſpiele von Grauſamkeit ſucht.

Machiavel führt annoch einige Verſe an, die Virgil der Dido in den Mund legt, die aber hieher ganz und gar nicht paſſen; denn Virgil läst die Dido ſo ſprechen, wie ein neuer Schriftſteller die Jokaſta im Oedip. Der Dichter läst dieſe Perſonen eine ihrem Karakter angemeſſene Sprache führen. Sonach mus man nicht die

Dido,

Dido, nicht die Jokaſta in einer politiſchen Abhandlung anführen, ſondern Beiſpiele von groſſen und tugendhaften Menſchen.

Der Staatslehrer empfielt vor allen Dingen Strenge gegen die Truppen; ſtelt Scipio's Nachſichtigkeit der Härte des Hannibal's entgegen, zieht den Karthager dem Römer vor, und ſchliest daraus, Strenge und Härte ſei die Triebfeder der Ordnung und der Manszucht, und folglich der Triumph einer Armee.

Machiavel geht bei der Gelegenheit nicht redlich zu Werke: denn er wählt den Scipio den gelindeſten aller Feldherren in Betref der Kriegszucht, um ihm den Hannibal entgegenzuſtellen, und um der Härte und der Strenge das Wort zu reden.

Ohne Strenge und Härte, ich räume es ein, kan keine Ordnung in einer Armee erhalten werden; denn wie ſoll man Ausgelaſſene, Schlemmer, Böſewichter, Mämmen, Waghälſe, ungeſchlachte, thieriſche Maſchinen in Schranken halten, wenn man dies nicht zum Theil durch Furcht für Strafe bewirkt?

Alles, was ich hierin vom Machiavel verlange, iſt Mäſſigung. Bewegt Milde den rechtſchafnen Mann zur Güte, ſo nötigt ihn, mus er wiſſen, ſeine Weisheit nicht minder zur Strenge. Doch verfährt er dabei wie ein geſchikter Steuerman; er haut nicht eher die Maſte und das Tauwerk ſeines Schiffes entzwei, als bis ihn der Sturm, bis ihn die äuſſerſte Gefar dazu zwingt.

Streng mus man in gewiſſen Fällen ſein, doch grauſam nie. Ich ſehe es lieber, daß am Tage der Schlacht meine Soldaten mich lieben, als daß ſie mich fürchten.

Noch hat ſich Machiavel nicht erſchöpft: ich komme jezt auf ſeinen verfänglichſten Saz. Ein Fürſt, ſagt er, findet ſeine Rechnung beſſer dabei, wenn er gefürchtet, als wenn er geliebt wird, weil die mehrſten Menſchen zur Undankbarkeit, zum Wechſel, zur Verſtellung, zur Niederträchtigkeit und zum Geiz geneigt ſind; weil Liebe ein Band iſt, das die Bosheit und die niedrige Denkart der Menſchen ſehr mürbe gemacht haben, dahingegen man bei der Furcht für Strafe ſicherer iſt, daß ſie ihre Pflichten beobachten. Meiſter ihres Wolwollens ſind die Menſchen wol,

aber nicht ihrer Furcht; deshalb wird ein kluger Fürſt lieber von ſich ſelbſt als von andern abhängen.

Ich läugne gar nicht, daß es in der Welt undankbare Geſchöpfe giebt; läugne gar nicht, daß Furcht in gewiſſen Augenblikken viel ausrichten kan, doch behaupte ich, daß jeder König, deſſen Staatskunſt nur dahin zielt, ſich furchtbar zu machen, über Mämmen und Sklaven herſchen wird, und daß er keine groſſe Handlungen von ſeinen Unterthanen erwarten kan; denn alles, was aus Furcht geſchieht, trägt ſtets deren Gepräge an ſich. Ein Fürſt aber, der die Gabe hat, ſich beliebt zu machen, wird über die Herzen regieren, weil ſeine Unterthanen in ſeiner Beherſchung ihren Nuzen finden, und weil man in der Geſchichte eine Menge Beiſpiele groſſer und ſchöner Thaten antrift, die aus Liebe und Anhänglichkeit ſind verrichtet worden. Ueberdies mus ich bemerken, daß Empörungen und Staatsumwälzungen dem Anſchein nach ganz auſſer Gebrauch gekommen ſind.

Man trift kein Reich, wo der König von ſeinem Volke das Mindeſte zu beſorgen hätte, auſſer England, und auch deſſen König hat nichts

zu befahren, wenn er das Ungewitter nicht ſelbſt erregt.

Ich ſchlieſſe hieraus, daß ein grauſamer Fürſt ſich eher der Gefar ausſezt, verraten zu werden, als ein ſanftmütiger; weil Grauſamkeit unerträglich iſt, und man des Fürchtens bald müde wird; und weil Güte ſtets liebenswürdig iſt, und man nie müde wird, ihr zugethan zu ſein.

Mithin wäre es zum Glük der Welt zu wünſchen, daß Fürſten gütig, doch nie zu nachſichtig wären, damit Güte bei ihnen ſtets Tugend nie Schwachheit ſein möchte.

Achtzehntes Kapittel.

Ob ein Fürſt Wort halten müſſe.

Der Lehrer der Tirannen wagt es zu verſichern, daß Fürſten durch ihre Verſtellung die Welt zu hintergehen im Stande wären. Gleich hierbei will ich ihn zu Schanden machen.

Man

Man weis, wie weit die Neugier der Welt geht; daß ſelbige ein Thier iſt, das alles ſieht, alles hört und alles ausbreitet. Beleuchtet ſelbiges das Betragen der Privatperſonen, ſo geſchieht's, um ſich in ſeinem Müſſiggange zu beluſtigen; urtheilt es aber vom Karakter der Fürſten, ſo geſchieht's ſeines eignen Nuzens halber. Auch ſind Fürſten mehr denn andre Menſchen den Urtheilen der Welt ausgeſezt; ſind Geſtirnen gleich, wogegen eine Schaar von Sternſehern ihre Fernröhre und Aſtrolabien gerichtet haben. Die Höflinge, die ſie beobachten, ſtellen täglich ihre Betrachtungen an; Eine Gebärde, Ein Blik, Eine Mine verrät die Fürſten; und das Volk nähert ſich ihnen durch Mutmaaſſungen; mit Einem Wort, groſſe Fürſten können ihre Fehler den Augen ſo vieler Auflaurer ſo wenig bergen, als die Sonne ihre Flekken.

Wenn ſelbſt die Larve der Verſtellung eine Zeitlang die natürliche Ungeſtaltheit eines Fürſten bedekte, ſo kan er ſie doch nicht immer vorbehalten; er hebt ſie wol unterweilen auf, wäre es auch nur um frei Odem zu holen; und Eine Gelegenheit kan zur Befriedigung der Neugierigen hinlänglich ſein.

Vergeblich alſo werden Argliſt und Verſtellung auf den Lippen dieſes Fürſten wohnen; man beurtheilt die Menſchen nicht nach ihren Worten, weil man dadurch immer getäuſcht ſein würde, ſondern man hält ihre Handlungen mit ihren Reden zuſammen, und bei dergleichen wiederholten Unterſuchungen kan Falſchheit und Verſtellung nie Stich halten.

Man ſtelt nie etwas gut vor, als was man ſelbſt iſt, und man mus den Karakter wirklich haben, den man ſich von der Welt beigelegt wünſcht, ſonſt täuſcht man ſich ſelbſt, indem man die Welt zu hintergehn denkt.

Sixtus der Fünfte, Philip der Zweite, Kromwell galten in der Welt für gleiſneriſche und unternemende Männer, nie aber für tugendhafte. Ein Fürſt, iſt er auch noch ſo verſchlagen, kan ſelbſt, wenn er auch alle Maximen des Machiavel's befolgte, den Laſtern, die er hat, doch das Gepräge der Tugenden nicht geben, die er nicht hat.

Nicht beſſer räſonirет Machiavel über die Gründe, welche die Fürſten zum Betrug und Heuchelei bewegen ſollen. Die ſinreiche und falſche

ſche Anwendung der Fabel des Centaurs beweiſet nichts. Denn, wenn dieſer Centaur halb Menſch und halb Pferd geweſen iſt, wie folgt daraus, daß die Fürſten verſchmizt und wild ſein müſſen? Man mus groſſe Luſt haben, Verbrechen zu lehren, wenn man ſo ſchwache und weithergeholte Beweisgründe gebraucht.

Doch jezt kommen wir zu einem Räſonnement, das falſcher iſt als alle bisherigen. **Machiavel** ſagt, daß ein Fürſt die Eigenſchaften des Löwen und Fuchſes haben müſſe; des Löwen, um die Wölfe abzuhalten, des Fuchſes, um verſchlagen zu ſein, und **Machiavel** ſchliest ſo: hieraus ſieht man, daß ein Fürſt Wort zu halten nicht verbunden iſt. Ein Schlus ohne Vorderſaz! Solte der Lehrer der Verbrechen ſich nicht ſchämen, auf eine ſolche Art die Unterweiſungen zur Ruchloſigkeit herzuſammeln?

Wolte man **Machiavel's** verwornen Gedanken, Redlichkeit und geſunde Vernunft leihen, ſo müste man ſie ſo ungefähr herumdrehen. Die Welt gleicht einer Spielpartie, wobei ſich rechtſchafne Spieler befinden, zugleich aber auch Gauner; will nun ein Fürſt, der in dieſer Partie mitſpielen mus, ſich nicht hintergehn laſſen, ſo

mus

mus er das Fuſcheln verſtehn, nicht um je davon Gebrauch zu machen, ſondern um ſich von andern nicht anführen zu laſſen.

Kehren wir wieder zu den Schlüſſen unſers Politikers zurük! Weil alle Menſchen, ſagt er, Böſewichter ſind und all' Augenblikke das Euch gegebne Wort brechen, ſo ſeid Ihr das Eurige zu halten nicht verbunden. Hier iſt zuerſt ein Widerſpruch, denn der Verfaſſer ſagt kurz darauf: „Meiſter in der Verſtellung finden immer Leute, „einfältig genug, ſich hintergehn zu laſſen.“ Wie reimt ſich das? Alle Menſchen ſind Böſewichter und doch findet Ihr Leute, einfältig genug, ſich hintergehn zu laſſen.

Zudem iſt es höchſt falſch, daß die Welt nur aus boshaften Leuten beſtehe. Man mus ſehr Menſchenhaſſer ſein, wenn man nicht wahrnimt, daß es in der Geſelſchaft viele Biederleute giebt, und daß der groſſe Haufe weder gut noch böſe iſt. Doch wenn Machiavel keine durchgehends boshafte Welt vorausgeſezt hätte, worauf würde er ſeine abſcheuliche Maxime haben gründen können?

Wollen wir auch die Menſchen ſo böſe annemen, als **Machiavel** ſie angenommen wiſſen

will,

will, ſo folgt daraus noch, daß wir ihnen nachahmen müſſen. Last den Cartouche ſtelen, plündern, meuchelmorden, ich ſchlieſſe daraus, daß er ein ruchloſer Bube iſt, der Strafe verdient, und nicht, daß ich meine Aufführung nach der ſeinigen modeln mus. Wäre auch keine Ehre und Tugend in der Welt, ſagte Karl der Weiſe, ſo ſolte man doch bei Fürſten Spuren davon auffinden müſſen!

Nachdem der Verfaſſer die Notwendigkeit des Laſters gezeigt hat, will er auch ſeine Schüler durch die Leichtigkeit es zu begehn dazu aufmuntern. Wer die Verſtellungskunſt volkommen verſteht, ſagt er, wird allemal einfältige Leute finden, die ſich hintergehn laſſen. Dies will ſo viel ſagen, Dein Nachbar iſt ein Dumkopf, Du haſt Geiſt, folglich must Du ihn anführen, weil er ein Dumkopf iſt. Schlüſſe, die Machiavel's Schüler an Galgen und Rad gebracht haben!

Der Staatslehrer nicht zufrieden, nach ſeiner Art zu räſonniren, die Leichtigkeit, Laſter zu begehn, gezeigt zu haben, bemüht ſich auch das Glük zu preiſen, das die Treuloſigkeit macht; das Schlimme aber dabei iſt, daß Ceſar Borgia

der

der größte Böſewicht, der treuloſeſte unter den Menſchen, daß dieſer Ceſar Borgia, der Held des Machiavel's in der That höchſt unglüklich geweſen iſt. Seiner bei der Gelegenheit zu erwähnen, dafür nimt ſich Machiavel ſehr in Acht; er hatte Beiſpiele nötig; woher ſolte er aber ſelbige wol anders bekommen, als aus Kriminalprozeſſen, oder aus der Geſchichte der böſen Päbſte, oder eines Nero und ſeines Gelichters.

Er verſichert, Alexander der Sechste, der falſcheſte und ruchloſeſte Mann ſeiner Zeit, ſei bei ſeinen Betrügereien allemal glüklich geweſen, weil er die ſchwache Seite der Menſchen, ihren Hang zur Leichtgläubigkeit volkommen gekant hätte.

Ich erdreiſte mich zu verſichern, daß nicht ſowol die Leichtgläubigkeit der Menſchen als gewiſſe Eräugniſſe und gewiſſe Umſtände, unterweilen die Plane dieſes Pabſtes gelingen machten: beſonders trug der gegen einander kämpfende Ehrgeiz der Franzoſen und Spanier, die Uneinigkeit und der Has der Italieniſchen Familien, die Leidenſchaften und die Schwäche Ludwig's des Zwölften hierzu nicht wenig bei.

Selbſt

Selbſt in der Sprache der Politiker iſt Betrug, zu weit getrieben, ein Fehler. Zum Beweis führe ich einen groſſen Staatskundigen, den Don Ludwig de Haro an. Dieſer ſagte vom Kardinal Mazarin, er habe einen groſſen Staatsfehler an ſich, er wäre immer Betrüger. Eben dieſer Mazarin wolte den Marſchal von Faber zu einer mislichen Unterhandlung brauchen, dieſer aber antwortete ihm: Erlauben Sie Ihre Eminenz, daß ich mich weigre, den Herzog von Savoien zu betrügen, um ſo mehr, da es nur auf eine Kleinigkeit ankömt. Man kent mich in der Welt als einen ehrlichen Mann, verſparen Sie meine Ehrlichkeit bis zu einer Gelegenheit, da es des Reichs Wohlfahrt betrift.

Ich ſpreche in dieſem Augenblik weder von Ehrlichkeit noch von Tugend, ſondern lediglich nur das Intereſſe der Fürſten erwägend, ſage ich, daß ſie eine ſchlechte Staatskunſt verraten, wenn ſie ſich als Betrüger zeigen, und die Welt hintergehn. Ihr Betrug gelingt ihnen nur Einmal, und ſie verlieren dadurch das Zutrauen aller andern Fürſten.

Ein gewiſſer Hof legte neulich ſeine Verfahrungsgründe in einem Manifeſte der Welt vor

Augen,

Augen, und handelte hernach auf eine ſelbigem grade entgegengeſezte Art. Ich geſtehe es, ſo auffallende Züge benemen das Zutrauen gänzlich, denn je ſchneller der Widerſpruch folgt, je einleuchtender er iſt.

Um dergleichen Widerſprüche zu vermeiden, hat die Römiſche Kirche, denen, die ſie unter die Heiligen aufnimt, ſehr weislich ein Noviziat von hundert Jahren nach ihrem Tode beſtimt: indes verweſet das Andenken ihrer Schwachheiten mit ihnen, und es ſind die nicht mehr vorhanden, die als Zeugen gegen ſie auftreten könten; nichts ſteht dem Begrif von Heiligkeit mehr entgegen, den man der Welt von ihnen beibringen wil.

Doch man verzeihe mir dieſe Abſchweifung! Ich geſtehe übrigens, daß es verdrüsliche Notwendigkeiten giebt, worin ein Fürſt nicht umhin kan, ſeine Verträge und ſeine Bündniſſe zu brechen; doch mus er als rechtſchafner Mann ſich davon losmachen, indem er bei Zeiten ſeine Bundsgenoſſen davon benachrichtigt, und er mus nie zu dergleichen äuſſerſten Mitteln ſchreiten, wofern ihn nicht die Wohlfahrt ſeiner Völker, und die höchſte Notwendigkeit dazu dringt.

Ich

Ich will dies Kapittel mit einer einzigen Betrachtung ſchlieſſen. Man bemerke die Fruchtbarkeit, welche die Laſter unter **Machiavel's** Händen erlangen. Er will, ein ungläubiger König ſoll ſeinen Unglauben mit Heuchelei krönen; er glaubt, das Volk ſoll durch die Andacht eines Fürſten mehr gerührt als unwillig über die ſchlimme Behandlung werden, die ſie von ihm dulden müſſen.

Es giebt Leute, die ſeiner Meinung ſind, mir aber däucht's, daß man für Irthümer des Verſtandes ſtets Nachſicht hat, wofern ſie nicht die Verderbung des Herzens nach ſich ziehn, und daß das Volk einen ungläubigen, aber bidermänniſchen Fürſten, der ſein Glük macht, mehr lieben wird, als einen rechtgläubigen, der Böſewicht iſt, und lauter Unheil ſtiftet. Nicht die Meinungen der Fürſten, ſondern ihre Handlungen ſind es, welche die Menſchen glüklich machen.

Neunzehntes Kapittel.

Verachtung und Has mus man vermeiden.

Die Syſtemwut iſt nicht blos eine privilegirte Thorheit der Philoſophen, ſie iſt es auch den Staatskundigen geworden; Machiavel iſt davon mehr denn irgend jemand angeſtekt. Er will beweiſen, daß ein Fürſt boshaft, und betrügriſch ſein mus; das ſind die Einſezungsworte ſeiner Religion.

Machiavel hat all' das Böſe der Ungeheuer an ſich, die Herkules zu Boden ſchlug, doch deren Stärke nicht, auch braucht man nicht Herkules Keule ihn zu Boden zu ſtrekken. Denn was iſt wol ſchlichter, natürlicher und den Fürſten anſtändiger als Güte und Gerechtigkeit? Ich denke nicht, daß es nötig iſt, ſich in Beweisgründen dieſerhalb zu erſchöpfen.

Der Staatslehrer wird ſchon dadurch beſchämt, daß er das Gegentheil behauptet. Denn wenn er behauptet, daß ein auf dem Thron feſtſizender Fürſt, grauſam, betrügriſch, verrätriſch ſein mus, ſo wird er ihn um nichts und wieder

nichts

nichts boshaft machen; und will er einen Fürſten, der ſich auf den Thron hebt, zur Sicherung ſeines Raubes in all' dieſe Laſter einkleiden, ſo ſind das Ratſchläge, die alle Unterthanen und alle Republiken gegen ihn empören werden. Denn wie kan eine Privatperſon anders zur oberherrlichen Gewalt gelangen, als durch Abſezung eines unumſchränktregierenden Herrn oder durch Anmaaſſung der Machtgewalt einer Republik. Davon aber wollen die Europäiſchen Fürſten ſicher nichts wiſſen. Hätte Machiavel eine Samlung Schelmſtreiche zum Behuf für Diebe verfertigt, ſo würde ſeine Arbeit nicht tadelhafter geweſen ſein, als dieſe hier iſt.

Inzwiſchen mus ich doch von einigen falſchen Räſonnemens noch Rechenſchaft geben, die ſich in dieſem Kapittel befinden. Machiavel behauptet: ein Fürſt mache ſich nur dadurch verhaſſ't, wenn er ſich unrechtmäſſigerweiſe des Vermögens ſeiner Unterthanen bemächtige, und die Schaamhaftigkeit ihrer Frauen antaſte.

Daß ein eigennüziger, ungerechter, gewaltthätiger und grauſamer Fürſt ſich ſeinem Volke verhaſſ't macht, iſt freilich unausbleiblich; doch iſt es mit Galanterie ein anders. Julius Cäſar,

den man zu Rom den Mann aller Frauen und die Frau aller Männer nante, Ludwig der Vierzehnte, der viele Eheweiber liebte, Auguſt der Erſte, der ſie mit ſeinen Unterthanen gemeinſchaftlich hatte, dieſe Fürſten insgeſamt wurden wegen ihrer Liebeshändel nicht gehaſſ't; und wurde Cäſar gemeuchelmordet, ſties die Römſche Freiheit ihm Dolch auf Dolch in die Seite, ſo geſchahe es, weil Cäſar Thronräuber war, und nicht, weil er Galanterien trieb.

Um Machiavel's Meinung zu behaupten, wird man mir vielleicht einwerfen: wurden nicht die Könige aus Rom vertrieben, wie Lukrecien's Tugend war frevelhaft geſchändet worden? Hierauf antworte ich, nicht Tarquin's des Jüngern Liebeshandel mit Lukrecien, ſondern die gewaltſame Art, womit er ſelbigen betrieb, veranlaste die Empörung der Römer; und da dieſe Gewaltthätigkeit das Volk an all' die Gewaltthätigkeiten erinnerte, welche die Tarquine bisher verübt hatten, ſo war es nunmehr ernſtlich darauf bedacht, ſich dafür zu rächen, wofern nicht das Abenteuer mit Lukrecien eine Fabel iſt.

Ich

Ich ſage dies gar nicht um die Galanterie der Fürſten zu entſchuldigen, die moraliſch ſchlecht ſein kan, ſondern ich beſtrebe mich nur hier zu beweiſen, daß ſie ſelbige nicht verhaſſ't macht. Bei guten Fürſten ſieht man die Liebe für eine verzeihliche Schwachheit an, wenn ſie von keinen Ungerechtigkeiten begleitet iſt. Man kan lieben, wie Ludwig der Vierzehnte, wie Karl der Zweite, König von England, wie König Auguſt, man mus aber weder einen Nero, noch einen David nachahmen.

Hier findet ſich, meines Erachtens, ein förmlicher Widerſpruch. Der Staatslehrer will, ein Fürſt ſoll ſich bei ſeinen Unterthanen beliebt machen, um alle Zuſammenverſchwörungen zu vermeiden, und im ſiebzehnten Kapittel ſagt er: „ein Fürſt müſſe hauptſächlich darauf bedacht „ſein, ſich furchtbar zu machen, alsdan könne „er auf etwas rechnen, was in ſeiner Macht „ſtehe; mit der Liebe des Volks ſei es hingegen ganz „anders beſchaffen.“ Welche von dieſen beiden Meinungen des Verfaſſers iſt nun die wahre? Er redet die Orakelſprache, die ſich deuten läſt wie man will; allein dieſe Orakelſprache iſt, im Vorbeigehn geſagt, die Sprache der Betrüger.

Ich mus bei der Gelegenheit überhaupt anmerken: Verſchwörungen und Meuchelmorde ſind gar nicht mehr üblich, und die Fürſten ſind von der Seite geſichert. Dieſe Laſter ſind abgenuzt, und nicht mehr Mode, und die Urſachen, die Machiavël hiervon angiebt, ſehr gut. Nur höchſtens der Fanatismus einiger Geiſtlichen kan noch ein ſo abſcheuliches Verbrechen aus bloſſem Fanatismus jemanden begehn machen.

Unter den guten Sachen, die Machiavel bei Gelegenheit der Verſchwörungen ſagt, befindet ſich ein ſehr guter Gedanke, der aber in ſeinem Munde ſchlecht wird. „Ein Verſchworner, „ſagt er, ſchwebt durch die Furcht der ihm drohenden Strafen in ſteter Unruhe, die Könige „aber werden durch die Hoheit des Reichs und „durch die Gewalt der Geſeze geſchüzt.“

Mich dünkt, dem ſtaatsklugen Verfaſſer, der nur von Eigennuz, Grauſamkeit, Despotiſmus und Thronraub zu reden gewohnt iſt, ſteht es nicht allzugut von Geſezen zu ſprechen. Er macht's wie die Proteſtanten Sie beſtreiten die Transſubſtantiation der Papiſten mit den Gründen der Unorthodoxen, und die Unorthodoxen mit denen

Grün-

Gründen, womit die Papiſten die Transſubſtantiation verfechten.

Machiavel giebt alſo den Fürſten den Rat, ſich beliebt zu machen, ſich ſowol die Gewogenheit der Groſſen als des Volks zu erwerben; er giebt ihnen den Rat (und das mit Recht), das, was ihnen den Has einer dieſer beiden Stände zuziehn könte, von ſich abzuwälzen, und zu dem Ende Obrigkeiten zu Richtern zwiſchen dem Volke und den Groſſen zu ſezen, und führt die Franzöſiſche Regierung als Muſter hierzu an.

Dieſer übertriebne Freund des Despotiſmus und der Uſurpation billigt die Macht, welche ehedem die Franzöſiſchen Parlamenter hatten. Ich meines Orts halte aber dafür, wenn ja eine Regierungsform zu finden iſt, die in unſern Zeiten als Muſter der Weisheit vorgeſchlagen werden könte, ſo iſt dies die Engliſche. Dort iſt das Parlament der Schiedsrichter zwiſchen Volk und König, und der König hat völlige Macht, Gutes, aber nicht die mindeſte, Böſes zu thun.

Machiavel läst ſich hierauf in eine weitläuftige Unterſuchung über das Leben der Römſchen Kaiſer ein, vom Markus Aurelius an

bis auf die beiden Gordiane. Er ſchreibt die Urſach dieſer häufigen Verändrungen dem Feilſein des Reichs zu, doch dies iſt nicht die einzige Urſach. Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otto, Vitellius namen ein trauriges Ende ohne Rom wie Didius Julianus gekauft zu haben. Das Feilſein des Reichs war endlich eine Urſach mehr die Kaiſer meuchlings hinzurichten; der wahre Grund dieſer Staatsverändrungen aber lag in der Regierungsform ſelbſt. Die Prätorianiſche Leibwacht wurde das, was in den folgenden Zeiten die Mamelukken in Aegypten, die Janitſcharen in der Türkei, und die Strelizen in Rusland geweſen ſind. Conſtantin dankte dieſe Wacht auf eine geſchikte Art ab; nichts deſtoweniger ſezten die Unglüksfälle des Reichs deſſen Herren von neuem dem Meuchelmorde und der Vergiſtung aus.

Ich will nur blos bemerken, daß die böſen Kaiſer eines gewaltſamen Todes geſtorben ſind; ein Theodoſius hingegen ſtarb auf ſeinem Bette, und ein Juſtinian erreichte glüklich ſein vierundachtzigſtes Jahr. Hierauf berufe ich mich als auf einen Hauptbeweis. Es giebt faſt keinen

böſen

böſen Regenten, der glüklich geweſen wäre, und Auguſt hatte nicht eher Ruhe, als bis er tugendhaft ward. Der Tiran Commodus, Nachfolger des götlichen Markus Aurelius, wurde ungeachtet der Hochachtung getötet, die man für ſeinen Vater hegte. Caracalla konte ſich ſeiner Grauſamkeit wegen nicht erhalten; Alexander Severus wurde durch die Verräterei jenes Thraciſchen Maximin's getötet, den man für einen Rieſen hält, und dieſer, der durch ſeine Unmenſchlichkeiten jederman gegen ſich empörte, wurde ebenfals meuchlings hingerichtet.

Machiavel behauptet, dies ſei aus Verachtung gegen ſein niedriges Herkommen geſchehen; und hat hierin ſehr Unrecht. Ein Mann, der ſich durch ſeinen Mut auf den Thron heraufarbeitet, hat keine Angehörigen mehr; man denkt nur an ſeine Macht und nicht an ſeine Herkunft. Puppienus war der Sohn eines Dorfſchmits, Probus eines Gärtners, Diokletian eines Sklaven, Valentinian eines Seilers, und man bezeigte ihnen insgeſamt Ehrfurcht. Sforzia, der Mailand eroberte, war ein Bauer, Kromwel, der ſich England unterwarf und ganz Europa

zittern machte, war der Sohn eines ſchlichten Bürgers; der groſſe Mahomet, Stifter der blühendſten Religion auf dem Erdboden, ein Kaufmansburſche; Samon, der erſte König von Sklavonien ein Handelsman; der berühmte Piaſt, deſſen Name noch in Polen verehrt wird, trug noch Holzſchuhe an den Füſſen, als er zum König erwählet ward, und iſt hundert Jahre hindurch hochgehalten worden. Wie viele Generale, Miniſter, Kanzler ſind nicht bürgerlichen Standes! Europa hat deren die Menge und befindet ſich ſehr wol dabei; denn dieſe Poſten hat das Verdienſt bekommen. Ich ſage dies nicht, um das Blut der Wittekinde, der Karl der Groſſen und der Ottomannen zu verachten; ich habe vielmehr verſchiedne Urſachen das Blut der Helden zu lieben, allein Verdienſte liebe ich noch mehr.

Man mus hier ebenfals nicht vergeſſen, daß Machiavel ſich ſtark irret, wenn er glaubt, zu Severus Zeiten wäre es zur Erhaltung auf dem Thron hinlänglich geweſen, die Soldaten auf ſeiner Seite zu haben: die Geſchichte der Kaiſer widerſpricht ihm. Je mehr man die undiſziplinirbare Prätorianiſche Leibwacht ſchonte, je mehr merkte ſie ihre Stärke und Macht, und es war

eben

eben ſo gefärlich, ihr zu ſchmeicheln, als ſie im Zaum halten zu wollen.

Von den heutigen Truppen hat man nichts zu befürchten, weil ſie in kleine Kohre abgetheilt ſind, deren eines das andre beobachtet, weil die Könige alle Poſten darin ſelbſt beſezen, und weil die Geſeze mehr Anſehn und Gewalt erlangt haben. Die Türkiſchen Kaiſer ſind nur deshalb dem Erdroſſeln ſo ausgeſezt, weil ſie ſich dieſes Staatsgrifs noch nicht zu bedienen wiſſen. Die Türken ſind Sklaven des Sultans, und der Sultan iſt Sklave der Janitſcharen. Im chriſtlichen Europa mus ein Fürſt alle Stände, die ihm unterworfen ſind, gleich gut behandeln ohne Unterſchiede zu machen, die bei vielen eine Eiferſucht erzeugen können, welche ihrem Intereſſe nachtheilig iſt.

Das Muſter des Severus durch den Machiavel denen vorgeſchlagen, die ſich auf den Thron ſchwingen wollen, iſt ihnen ſonach eben ſo ſchädlich, als nüzlich ihnen das Vorbild des Markus Aurelius ſein wird. Wie kan man aber den Severus, den Cäſar Borgia und den Markus Aurelius zugleich zu Muſtern vor-

ſchlagen,

ſchlagen! Das heist, die Weisheit und die reinſte Tugend mit der gräslichſten Büberei vereinigen wollen.

Zum Schlus kan ich nicht umhin, mich darauf als auf einen Hauptbeweis zu ſtüzen, daß Cäſar Borgia bei aller ſeiner ſo verſchmizten Grauſamkeit ein ſehr unglükliches Ende genommen hat, und daß dem Mark Aurel, dieſem gekrönten Philoſophen, der immer gut, der immer tugendhaft war, bis zu ſeinem Tode kein Wechſel des Glüks wiederfahren iſt.

Zwanzigſtes Kapittel.

Ob Feſtungen und viele andre Einrichtungen und Anſtalten, welche die Fürſten oft treffen, nüzlich oder ſchädlich ſind.

Das Heidenthum bildete den Janus mit zweien Geſichtern, um dadurch ſeine volkomne Kentnis von der Vergangenheit und Zukunft anzuzeigen. Das

Das Bild dieſes Gottes in allegoriſchem Sinn genommen, kan auf die Fürſten ſehr gut angewant werden. Sie müſſen wie Janus rükwärts in die Geſchichte der verfloſſenen Jahrhunderte blikken, die heilſame Unterweiſungen in Rükſicht auf ihr Betragen und auf ihre Pflichten enthält; ſie müſſen auch wie Janus vorwärts ſehn mit ihrer Scharfſicht, und mit jener mächtigen Urtheilskraft, welche alle Verhältniſſe und Beziehungen kombiniren, und in den gegenwärtigen Konjunkturen die zukünftigen leſen.

Machiavel legt den Fürſten fünf Fragen vor, denen ſo wol, die neue Länder an ſich gebracht haben, als auch denen, von welchen die Staatsklugheit nur fordert, ſich in ihren Beſizungen zu befeſtigen. Sehn wir was die Klugheit, indem ſie das Vergangne mit dem Zukünftigen verbindet, und ſtets Vernunft und Billigkeit zur Richtſchnur nimt, wird am beſten raten können.

Die erſte Frage iſt: Soll ein Fürſt die Völker, die er beſiegt hat, entwafnen, oder nicht?

Man mus allemal bedenken, wie ſehr die Art Krieg zu führen ſeit Machiavel's Zeiten ſich geändert hat. Das Land wird beſtändig

durch

durch diszíplinirte Armeen, mehr oder minder ſtark, beſchüzt; ein Trup bewafneter Bauern würde von Herzen verachtet werden. Greift auch bisweilen bei Belagerungen die Bürgerſchaft zu den Waffen, ſo leiden es die Belagerer nicht, und drohen ihr, um ſie abzuhalten, mit Bomben und Feuerkugeln. Ueberdies ſcheint's der Klugheit gemäs, die Bürger einer eingenomnen Stadt zu entwafnen, beſonders wenn man von ihnen etwas zu befürchten hat.

Die Römer, die Brittannien erobert hatten, es aber wegen der unruhigen und kriegriſchen Gemütsart dieſer Völker nicht friedlich beſizen konten, ergriffen die Partie, ſie weichlich, weibiſch zu machen, um den kriegriſchen und wilden Inſtinkt in ihnen zu dämpfen; es gelang Rom völlig nach Wunſche.

Die Korſen ſind eine Handvoll Menſchen, ſo brav und ſo unternemend als jene Brittannier; nur durch Klugheit und Güte, glaube ich, wird man ſie bezwingen können. Will man die Oberherſchaft über ihre Inſel behalten, ſo dünkt es mich unumgänglich notwendig, die Einwohner zu entwafnen, und ihre Sitten milder zu machen. Im Vorbeigehn und aus Gelegenheit der Korſen

ſage ich, aus ihrem Beiſpiele kan man ſehn, was für Mut, was für Tugenden die Freiheitsliebe den Menſchen giebt, und wie gefärlich und ungerecht es iſt, ſelbige zu unterdrükken.

Die zweite Frage betriſt das Zutrauen, das ein Fürſt nach Bemächtigung eines Staats entweder zu denjenigen von ſeinen neuen Unterthanen haben mus, die ihm geholfen haben, ſich deſſen zu bemeiſtern, oder zu denen, die ihrem rechtmäſſigen Herrn treu geblieben ſind.

Nimt man eine Stadt durch das Einverſtändnis und die Verräterei einiger Bürger ein, ſo wäre es ſehr unvorſichtig gehandelt, Verrätern zu trauen, die uns warſcheinlicherweiſe wieder verraten werden; und man hat Urſach zu glauben, daß die, ſo ihrem alten Herrn treu geweſen ſind, es auch dem neuen ſein werden. Denn es ſind gemeiniglich kluge, und angeſeſſene Leute, welche ihr Vermögen im Lande haben, welche die Ordnung lieben, und denen jede Verändrung Schaden verurſacht; gleichwol mus man ſich niemanden leichtſinnig anvertrauen.

Doch nemen wir auf einen Augenblik an, daß ein unterdrüktes und das Joch ſeiner Tirannen

nen abzuſchütteln genötigtes Volk einen andern Fürſten zu ihrem Regenten beriefe, ſo glaube ich, müſſe dieſer Fürſt dem Vertrauen, das man in ihn ſezt, in allen Stükken entſprechen, und thäte er dies nicht gegen diejenigen, die ihm das Koſtbarſte, was ſie haben, anvertrauten, ſo wäre dies der ſchnödeſte Zug von einer Undankbarkeit, die ſeiner Macht und ſeinem Ruhme nachtheilig zu ſein nicht ermangeln würde.

Wilhelm, Prinz von Oranien, behielt ſeine Freundſchaft und Vertrauen zu denen, die ihm den Zügel der Engliſchen Regierung in die Hände gegeben hatten, bis an ſein Ende, und die, die ihm zuwider geweſen waren, verlieſſen ihr Vaterland und folgten dem Könige Jakob.

In den Wahlreichen, wo die meiſten Wahlen durch Kabalen geſchehn, und der Thron, was man auch davon ſagen mag, feil iſt, glaube ich, daß der neue Souverän, nach ſeiner Erhebung nicht mehr Mühe haben wird, die zu erkaufen, die ihm zuwider geweſen ſind, als es ihn gekoſtet hat, ſich die günſtig zu machen, die ihn gewählt haben.

Polen giebt uns hiervon Beiſpiele. Man verhandelt daſelbſt den Thron auf eine ſo plumpe

Art,

Art, daß es ſcheint, man könne ihn auf dem öffentlichen Markt bekommen. Die Freigebigkeit eines Königs von Polen räumt allen Widerſtand ihm aus dem Wege; es ſteht bei ihm die groſſen Häuſer durch Woidwodſchaften, Staroſteien und andre Poſten zu gewinnen; da aber die Menſchen für erwieſene Wolthaten ein ſehr kurzes Gedächtnis haben, ſo mus er ſeine Gewinnungsmittel immer wieder von neuem beginnen. Mit Einem Worte, die Republik Polen iſt wie das Fas der Danaiden; umſonſt ſchüttet der freigebigſte König ſeine Wolthaten über ſie aus, ihre Wänſte werden nimmer gefült ſein.

Da aber ein König von Polen viele Gnaden auszutheilen hat, ſo kan er ſich häufige Hülfsquellen aufſparen, wenn er nur bei denen Gelegenheiten freigebig iſt, wo er die Familien braucht, die er bereichert.

Machiavel's dritte Frage geht eigentlich auf die Sicherheit eines Fürſten in einem Erbreich, und beſteht darin: ob es beſſer ſei, ſein Volk in Eintracht oder in Zwiſt zu erhalten?

Dieſe Frage konte vielleicht zu den Zeiten der Vorfahren des **Machiavel's** in Florenz ſtatt finden,

den, jezt aber glaube ich nicht, daß irgend ein Staatsman ſie ſo ganz roh, ohne Mildrung annemen würde. Ich darf nur den ſchönen, ſo bekanten Apolog des Menenius Agrippa anführen, wodurch er das Römiſche Volk vereinigte. Inzwiſchen müſſen die Freiſtaaten gewiſſermaaſſen Eiferſucht zwiſchen ihren Gliedern unterhalten, denn wacht hier nicht eine Partie über die andre, ſo kan ſich die Regierungsform in eine Monarchie verwandeln.

Einige Fürſten glauben Uneinigkeit zwiſchen ihren Miniſtern ihrem Intereſſe notwendig; bilden ſich ein, durch Männer weniger hintergangen zu werden, die aus wechſelſeitigem Has wachſames Auge auf einander haben; doch wenn gleich dieſer Has derlei Wirkung hat, ſo bringt er auch noch eine andre weit gefärlichere hervor; denn an ſtatt, daß dieſe Miniſter zum Dienſt des Fürſten gemeinſchaftlich wirken ſolten, ſo arbeiten ſie, in der Abſicht ſich zu ſchaden, einander beſtändig entgegen, und vermengen den Vortheil des Fürſten und die Wolfahrt des Volks mit ihren Privatſtreitigkeiten.

Nichts trägt zur Stärke einer Monarchie mehr bei, als die genaue und unzertrenliche Vereini-

einigung ihrer Glieder, und dieſe zu bewirken mus der Zwek eines weiſen Fürſten ſein.

Meine eben ertheilte Antwort auf Machiavel's dritte Frage kan einigermaaſſen zur Auflöſung ſeines vierten Problems dienen. Unterſuchen und beurtheilen wir gleichwol mit Einem Paar Worten: ob ein Fürſt Faktionen gegen ſich ſelbſt nähren, oder ob er ſich die Liebe ſeiner Unterthanen erwerben ſol.

Sich Feinde machen, um ſie zu überwinden, heist ſich Ungeheuer erſchaffen, um ſie zu bekämpfen; es iſt weit natürlicher, weit vernünftiger und weit menſchlicher ſich Freunde zu machen. Glüklich ſind die Fürſten, welche die Süſſigkeit der Freundſchaft kennen; noch glüklicher diejenigen, welche die Liebe und die Gewogenheit ihres Volks verdienen.

Nun ſind wir an Machiavel's lezter Frage, nämlich: ob ein Fürſt Feſtungen und Zitadellen haben, oder ob er ſie ſchleifen ſolle?

In Betref kleiner Fürſten habe ich, wie mich dünkt, meine Meinung hierüber im zehnten Kapittel geſagt. Sehn wir nun, wie Könige ſich hierin zu verhalten haben.

Zu Machiavel's Zeiten befand ſich die Welt in algemeiner Gährung; überall herſchte der Geiſt des Aufruhrs und der Empörung, ſahe man nichts als Zuſammenrottungen und Tirannen; die häufigen und anhaltenden Meutereien nötigten die Fürſten auf den Höhen der Städte Zitadellen anzulegen, um dadurch den unruhigen Geiſt der Einwohner in Zaume zu halten.

Seit dieſem barbariſchen Jahrhunderte hört man nicht mehr ſo viel von Aufſtänden und Empörungen reden, entweder weil's die Menſchen müde geworden ſind, einander aufzureiben, oder weil die Fürſten unumſchränktere Gewalt in ihren Staaten ſich verſchaft haben; und der Geiſt der Unruhe ſcheint ſich nun nach langem Herumtummeln zur Ruhe begeben zu haben. Solchergeſtalt hat man keine Zitadellen mehr nötig, der Treue einer Stadt und eines Landes verſichert zu ſein. Mit Feſtungen, wodurch man ſich vorm Feind ſchüzt und die Ruhe des Staats noch mehr ſichert, iſt es ein anders.

Die Armeen und Feſtungen ſind den Fürſten gleich nüzlich, denn wenn ſie ihre Armeen den Feinden entgegenſtellen können, ſo können ſie ſelbige, fals die Schlacht verloren geht, unter die

Kanonen ihrer Feſtung retten, und belagert der Feind dieſe, ſo hat jene Zeit ſich zu erholen, und der Fürſt neue Völker zu ſamlen, um damit, wenn er ſie noch in Zeiten zuſammenbringt, die Feſtung zu entſezen.

Die lezten Flandriſchen Kriege zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich rükten wegen der Menge feſter Pläze faſt gar nicht vorwärts; und auf Schlachten von hunderttauſend Mann über hunderttauſend davon getragen, folgte weiter nichts als die Einname von zwei oder drei Städten. Im folgendem Feldzuge erſchien der Feind, der Zeit gehabt hatte, ſeine Verluſte zu erſezen, von neuem, und man ſtrit wieder über das, was im vorigen Jahre war bereits abgethan worden. In Ländern, wo viele feſte Pläze ſind, können Armeen, die zwei Meilen Land bedekken, dreiſſig Jahre lang Krieg führen und durch zwanzig Schlachten, wenn ſie glüklich ſind, zehn Meilen Land gewinnen.

In ofnen Ländern entſcheidet der Ausgang eines Treffens oder ein Paar Feldzüge das Glük des Ueberwinders und unterwirft ihm ganze Königreiche. Alexander, Cäſar, Gengiskan, Karl der Zwölfte hatten ihren Ruhm dem Umſtande

zu verdanken, daß ſie in den Ländern, die ſie eroberten, wenig befeſtigte Pläze antrafen. Der Ueberwinder Indiens unternam in ſeinen ruhmvollen Feldzügen nur zwei Belagrungen; der Schiedsrichter Polens ebenfals nicht mehr. Eugen, Villars, Marlborough, Luxembourg waren groſſe Feldherren, allein die Feſtungen verdunkelten einigermaaſſen den Glanz ihrer Thaten. Die Franzoſen kennen den Nuzen der Feſtungen, denn von Brabant bis zur Dauphiné findet man eine doppelte Kette von feſten Pläzen; Frankreich ſieht da, wo es an Teutſchland gränzt, wie ein ofner Löwenrachen aus, der zwei Reihen drohender Zähne zeigt, und bereit ſcheint, alles zu verſchlingen. Und ſo mit genug der Beweiſe, wie höchſt nüzlich befeſtigte Städte ſind!

Einundzwanzigſtes Kapittel.

Wie ein Fürſt ſich betragen müſſe, um ſich in Hochachtung zu ſezen.

Dies Kapittel des Machiavel's enthält Gutes und Böſes. Zuerſt will ich ſeine Fehler rügen,

dann das Gute und Lobenswürdige beſtätigen, was er ſagt, und zulezt meine Meinung über einige mit dieſer Materie nah verwante Gegenſtände herauswagen.

Der Verfaſſer ſtelt Ferdinand's von Arragonien und Bernhard's von Mailand Verfahren denen zum Muſter vor, die ſich durch groſſe Unternemungen oder durch ſeltne und auſſerordentliche Thaten auszeichnen wollen.

Machiavel ſucht das Wunderbare in der Kühnheit der Unternemung und in der Schnelligkeit der Ausführung. Das iſt freilich gros, ich geſtehe es, doch lobenswürdig iſt es nur in ſo fern, als das Unternemen des Eroberers gerecht iſt. „Du, der Du Dich rühmſt, die Räuber aus„zurotten, biſt ſelbſt der gröste Räuber auf Erden," ſagten die Skythiſchen Geſanten zum Alexander. „Denn Du haſt alle Völker beraubt, rein aus„geplündert, die Du überwunden haſt. Biſt Du „ein Gott, ſo must Du den Sterblichen Gutes „thun; biſt Du aber ein Menſch, ſo denke ſtets „an das, was Du biſt."

Ferdinand von Arragonien begnügte ſich nicht immer blos Krieg zu führen, ſondern er be-

bediente ſich auch der Religion zum Dekmantel ſeiner Abſichten; ſpielte mit dem Eid der Treue, ſprach von nichts als Gerechtigkeit, und that nichts denn Ungerechtigkeiten. Machiavel lobt alles an ihm, was man an ihm tadelt.

Zum andern führt Machiavel das Beiſpiel Leonhard's von Mailand an, um den Fürſten zu verſtehn zu geben, daß ſie auf eine auffallende Art belohnen und beſtrafen müſſen, damit all' ihre Handlungen den Stempel der Gröſſe tragen. Grosmütigen Fürſten wird es nicht an Ruhm fehlen, vorzüglich, wenn ihre Freigebigkeit eine Wirkung ihrer Seelengröſſe und nicht ihrer Eigenliebe iſt.

Herzensgüte kan ſie gröſſer machen, als alle übrige Tugenden. Cicero ſagte zum Cäſar: „In „Deinem Glük iſt nichts gröſſer, als daß Du ſo „viele Bürger retten kanſt, und nichts iſt Deiner „Güte anſtändiger, als daß Du auch das Wollen dazu haſt.“ Die Strafen, die ein Fürſt auflegt, ſolten ſonach immer unter der Beleidigung ſein, und ſeine Belohnungen gröſſer, als die Dienſte.

Doch nun kömt ein Widerſpruch. Der Lehrer der Staatskunſt will in dieſem Kapittel,

daß

daß ſeine Fürſten ihre Bündniſſe halten ſollen, und im achtzehnten entband er ſie förmlich von ihrem Worte. Er macht's wie jene Wahrſager, die gegen dieſen ſo, gegen jenen anders ſprechen.

Hat aber Machiavel über alles das falſch räſonnirt, was wir ſo eben angeführt haben, ſo iſt das ſehr gut, was er von der Vorſicht ſagt, die Fürſten haben müſſen, damit ſie ſich nicht leichtſinnig in Bündniſſe mit Fürſten einlaſſen, die mächtiger ſind, wie ſie, und ſtatt ihnen beizuſtehn, ſie ſtürzen können.

Dies wuste ein groſſer Fürſt in Teutſchland, den ſeine Feinde nicht minder achteten, als ſeine Freunde. Die Schweden fielen in ſeine Staaten als er mit all' ſeinen Truppen fern von ſelbigen war, um am Unterrhein dem Kaiſer in einem Kriege gegen Frankreich beizuſtehn. Bei Vernemung dieſes plözlichen Einbruchs gaben die Miniſter dieſes Fürſten ihm den Rat: den Zaar zur Hülfe zu rufen; allein dieſer Herr, weiter ſehend, als ſie, verſezte: die Ruſſen wären Bären gleich, die man nicht von der Kette losmachen müste, aus Furcht, ſie nicht wieder anlegen zu können. Hochherzig, wie er war, belud er ſich ſelbſt mit

der Rache, und er hat nicht Urſach gehabt, es zu bereuen.

Lebte ich in dem künftigen Jahrhunderte, ſo würde ich dieſen Artikel zuverläſſig durch einige hieher paſſende Betrachtungen verlängern; doch es iſt nicht meine Sache über das Betragen jeztlebender Fürſten zu urtheilen. Man mus in der Welt zu rechten Zeit reden und auch ſchweigen können.

Die Materie von der Neutralität hat **Machiavel** ſo gut abgehandelt, als die von den Verbindlichkeiten der Fürſten. Die Erfahrung hat ſeit langer Zeit gelehrt, daß ein neutraler Fürſt ſein Land den Kränkungen beider Krieg führenden Mächte ausſezt, daß ſeine Staaten der Kriegsſchauplaz werden, und daß er bei der Neutralität ſtets verliert, ohne je etwas Erhebliches zu gewinnen.

Ein Fürſt kan ſich auf zweierlei Art vergröſſern; einmal durch Erobrungen, wenn ein kriegriſcher Fürſt durch die Macht ſeiner Waffen die Gränzen ſeines Landes weiter hinausrükt; und dann durch eine gute Regierung, wenn ein arbeitſamer Fürſt in ſeinen Staaten all' die Künſte und Wiſſenſchaften blühen macht, wodurch ſie mächtiger und polizirter werden.

Das

Das ganze Buch iſt nur mit Räſonnemens über die erſte Art der Vergröſſerung angefült; erwähnen wir nun auch etwas von der leztern, die unſchuldiger und gerechter iſt als jene, und auch völlig ſo nüzlich.

Die zum menſchlichen Leben notwendigen Künſte ſind Akkerbau, Handlung und Manufakturen; die aber ſo dem menſchlichen Geiſt zu mehrer Ehre gereichen, ſind Meskunſt, Philoſophie, Sternkunde, Beredſamkeit, Dichtkunſt, Malerei, Tonkunſt, Bildhauerei, Kupferſtecherkunſt, und was man unter dem Namen der ſchönen Künſte verſteht.

Da nun alle Länder ſehr von einander verſchieden ſind, ſo iſt in einigen der Akkerbau, in andern der Weinbau, in jenen das Manufakturweſen, in dieſen die Handlung ſtärker; bisweilen ſtehn in einem Lande dieſe Künſte insgeſamt in gleichem Flor.

Regenten, die dieſe ſanfte und liebenswürdige Art, mächtiger zu werden, wählen wollen, müſſen hauptſächlich ihr Land kennen lernen, um zu wiſſen, welche Künſte in ſelbigem am beſten fortkommen können, und folglich am meiſten aufgemuntert werden müſſen.

Die

Die Franzoſen und Spanier haben gefunden, daß ihnen der Handel fehlt, und deshalb auf Mittel gedacht, den der Engländer zu Grunde zu richten. Gelingt's ihnen, ſo wird Frankreich's Macht dadurch weit beträchtlicher als durch Eroberung von zwanzig Städten und tauſend Dörfern; und England und Holland, die beiden ſchönſten und reichſten Länder auf der Welt, werden unvermerkt abnemen, wie ein Kranker, der an der Auszehrung ſtirbt.

Die Staaten, deren Reichthum in Korn und Wein beſteht, haben zweierlei zu beobachten; erſtlich ſorgfältig all' die Ländereien, die ſie beſizen, urbar zu machen, um ſogar das mindeſte Stükchen Erdreich zu nuzen, und dann über gröſſern ausgebreitetern Vertrieb der Waaren zu raffiniren, und über die Mittel, ſelbige mit wenigern Koſten zu verführen und ſie beſſer verkaufen zu können.

Was die mancherlei Arten Manufakturen anlangt, ſo ſind ſie vielleicht das Nüzlichſte, Einträglichſte, was der Staat haben kan, weil dadurch den Bedürfniſſen und dem Luxus der Einwohner abgeholfen wird, und weil die Nachbaren ſogar genötigt werden, der Indüſtrie von jenen

Tri-

Tribut zu entrichten; ſie verhindern auf der einen Seite, daß das Geld aus dem Lande geht, und von der andern machen ſie, daß welches hereinkömt.

Ich bin jederzeit überzeugt geweſen, daß der Mangel an Manufakturen zum Theil jene ausnemendgroſſe Auswandrungen der Nordiſchen Völker, der Gothen und der Vandalen verurſacht habe, die ſo oft die mittägigen Länder überſchwemten. In dieſen fernen Zeiten kante man in Schweden, Dännemark, und dem grösten Theile Teutſchlandes keine weitre Kunſt als den Akkerbau oder die Jagd; die tragbaren Ländereien waren unter eine gewiſſe Anzal von Eigenthümern getheilt, die ſie bearbeiteten, und die ſich davon nähren konten.

Da aber unter dieſen kalten Himmelsſtrichen das menſchliche Geſchlecht jederzeit ſehr fruchtbar geweſen iſt, ſo geſchahe es, daß in einem Lande, welches ſich nur vom Akkerbau nähren konte, zweimal mehr Einwohner waren. Dieſe jüngſten Söhne von guten Familien thaten ſich zuſammen, wurden berühmte Räuber aus Not, verwüſteten andre Länder und vertrieben deren Beſizer. Auch ſieht man in den Morgen- und Abendländiſchen Reichen, daß dieſe Barbaren gemeiniglich nur Feld zur Bebauung begehrten, um

Lebens-

Lebensunterhalt zu haben. Die Nordiſchen Länder ſind jezt nicht minder bevölkert als ehemals; da aber der Luxus unſre Bedürfniſſe weislich vervielfältigt hat, hat er zu Manufakturen und all' den Künſten Anlas gegeben, wovon ganze Völker leben, die ſonſt anderwärts ihren Lebensunterhalt ſuchen müsten.

Dieſe Mittel nun zur Beglükſeeligung eines Staats, ſind gleichſam Pfunde, der Weisheit eines Fürſten anvertraut, um mit ihnen zu wuchern und ſie gelten zu machen. Das ſicherſte Zeichen einer glüklichen und weiſen Regierung eines Landes iſt das, wenn die ſchönen Künſte in ſeinem Schooſſe gezeugt werden; Blumen, die nur in einem geilen Boden und unter einem glüklichen Himmel fortkommen, in der Dürre aber, oder durch den Hauch der Nordwinde hinwegſterben.

Nichts macht einen Regenten berühmter, als die Künſte, die unter ſeinem Schuze blühen. Das Jahrhundert des Perikles iſt wegen der groſſen Geiſter, die zu Athen lebten, ſo bekant, als wegen der Schlachten, welche die Athener damals lieferten. Die Zeiten des Auguſt's kent man mehr

mehr durch Cicero, Ovid, Horaz, Virgil u. ſ. w. als durch die Verbannungen dieſes grauſamen Kaiſers, der bei alle dem einen groſſen Theil ſeines Rufs Horazen's Leier zu danken hat. Ludwig's des Vierzehnten Jahrhundert iſt durch die Corneillen, die Racine, die Moliere, die Boileaux, die Descartes, die Le Brüns, die Girardons weit berühmter als durch den ſo hochgeprieſenen Uebergang über den Rhein, durch die Belagrungen, wobei ſich Ludwig in Perſon befand und durch die Schlacht bei Turin, welche Herr von Marſin den Dûc d'Orleans durch eine Kabinetsorder verlieren machte.

Könige ehren die Menſchheit, wenn ſie diejenigen vorziehen und belohnen, die ihr die meiſte Ehre machen, und wenn ſie die hervorragenden Köpfe aufmuntern, die an der Vervolkomnung unſrer Kentniſſe eifrig arbeiten, und die ſich ganz dem Dienſte der Warheit weihen.

Glükliche Fürſten, die ſelbſt dieſe Wiſſenſchaften anbauen, und die mit jenem Römiſchen Konſul, dem Befreier ſeines Vaterlandes, dem Vater der Beredſamkeit, die mit Cicero denken: „Die freien Künſte geben der Jugend Bildung

„und

„und dem höhern Alter Erquikkung; ſie ſind ein „lebhafter Zuſaz zu unſrer Glükſeeligkeit, und „eine Zuflucht, und ein Troſt im Unglük; ſie er„gezen uns im Hauſe, hindern uns nicht in der „Fremde; ſie übernachten mit uns, reiſen mit „uns, und machen zu allen Zeiten und an allen „Orten die Süſſigkeit unſers Lebens.“

Lorenz de Medicis, der grösste Mann ſeiner Nazion, war der Friedensſtifter in ganz Italien und der Wiederherſteller der Wiſſenſchaften; ſeine Biederheit erwarb ihm das algemeine Vertrauen aller Fürſten, und Markus Aurelius, einer der grösten Römiſchen Kaiſer, war nicht minder glüklicher Krieger als weiſer Philoſoph, und verband die ſtrengſte Ausübung der Moral mit den Lehren, die er davon gab. Schlieſſen wir mit den Worten: „Ein König, den die Ge„rechtigkeit leitet, hat das ganze Weltall zum „Tempel, und alle Biedermänner ſind deſſen Prie„ſter und Opferer.“

Zweiundzwanzigſtes Kapittel.

Von den Miniſtern der Fürſten.

Es giebt zwei Gattungen Fürſten in der Welt; die eine ſieht alles mit ihren eignen Augen und beherſcht ihre Länder ſelbſt; die andre baut auf die Treue ihrer Miniſter, und läst ſich durch die beherſchen, die über ihre Gemüter eine gewiſſe Obergewalt erlangt haben.

Fürſten der erſten Gattung ſind die Seele ihrer Länder; auf ihnen allein ruhet die Laſt der Regierung, wie die Welt auf den Schultern des Atlas: ſie ordnen die einheimiſchen ſowol als die auswärtigen Angelegenheiten; ſind zugleich die erſten Handhaber und Pfleger der Gerechtigkeit, die oberſten Feldherren in ihren Heeren, und die vornemſten Verwalter ihrer Schäze; ſie haben nach dem Beiſpiel Gottes (der ſich zur Ausrichtung ſeiner Befele erhabenerer Weſen als der Menſch iſt, bedienet) ſcharfſichtige und arbeitſame Geiſter um ſich, ihre Abſichten auszuführen, und ihre Entwürfe im Groſſen nach all' ihren einzelnen Theilen in's Werk zu richten. Ihre Miniſter

K ſind

ſind eigentlich nur Werkzeuge in der Hand eines weiſen und geſchikten Meiſters.

Fürſten von der zweiten Art ſind durch Mangel an Geiſt oder durch natürliche Fühlloſigkeit in den tiefen Schlaf der Gleichgültigkeit verſenkt. Wenn der Staat, der durch die Schwachheit ſeines Oberherren in Ohnmacht zu fallen im Begrif ſteht, durch die Weisheit und Regſamkeit eines Miniſters aufrecht erhalten wird, ſo iſt der Fürſt alsdan nur ein Schattenbild, doch ein notwendiges Schattenbild, denn er ſtelt den Staat vor. Alles, was man wünſchen kan, iſt, daß er eine glükliche Wahl in der Perſon dieſes Miniſters treffe.

Es iſt für einen Fürſten keine ſo leichte Sache, als man ſich's denkt, die Karaktere derjenigen genau zu ergründen, die er zur Beſorgung ſeiner obherrlichen Angelegenheiten gebrauchen will, denn es fält Privatleuten eben ſo leicht, ſich vor ihren Herrn zu verſtellen, als ſauer es den Fürſten gemacht wird, ihr Inneres den Augen der Welt zu verdekken.

Konte Sixtus der Fünfte ſiebenzig Kardinäle betrügen, die ihn doch wol kennen muſten,

wie

wie viel leichter mus es einem Privatmanne ſein, die Einſicht eines Suveräns zu täuſchen, der nicht Gelegenheiten gehabt hat, ihn genau kennen zu lernen.

Ein Fürſt von Kopf kan das Genie und die Fähigkeiten ſeiner Diener unſchwer beurtheilen; allein von ihrer Uneigennüzigkeit und Treue richtig zu urtheilen iſt ihm faſt unmöglich.

Oft ſcheinen Menſchen tugendhaft, weil es ihnen an Gelegenheiten fehlt ſich anders zu zeigen, ſtelt man aber ihre Tugend auf die Probe, ſo ſieht man, daß ſie der Rechtſchaffenheit entſagt haben. Von den Neronen, den Tiberen, den Kaligulas ſprach man vor ihrer Throngelangung nicht das geringſte Böſe; vielleicht wäre ihre Bosheit nicht zum Ausbruch gekommen, wenn ſie nicht durch die Gelegenheit, welche den Keim ihrer Argherzigkeit entwikkelte, wäre in Wirkſamkeit geſezt worden.

Es giebt Leute, die bei viel Geiſt, bei vieler Biegſamkeit, und bei vielen Talenten die ſchwärzeſte und undankbarſte Seele haben; allein man findet auch andre, welche die herrlichſten Eigenſchaften des Herzens beſizen.

Vorſichtige Fürſten haben gemeiniglich diejenigen vor andern zur Beſorgung der innern Landesgeſchäfte gewählt, deren Herzenseigenſchaften vorzüglicher ſind; diejenigen hingegen, die mehr Verſchlagenheit haben, zu Unterhandlungen gebraucht. Denn da es in ihren Staaten nur auf Erhaltung der Ordnung und Handhabung der Gerechtigkeit ankomt, ſo iſt Rechtſchaffenheit hierzu hinlänglich; gilt's aber Ueberredung der Nachbaren und Anſpinnung von Intriken, ſo ſieht man wol, daß dazu mehr Gewantheit und Kopf als Redlichkeit gehört.

Meines Bedünkens kan ein Fürſt die Treue derer nicht genugſam belohnen, die ihm mit Eifer dienen. Es liegt ein gewiſſes Gerechtigkeitsgefühl in uns, das uns zur Erkentlichkeit treibt, und dieſem mus man folgen. Auſſerdem aber fodert's das Intereſſe der Groſſen ſchlechterdings, ſo edelmütig im Belohnen als mild im Beſtrafen zu ſein; denn die Miniſter, die wahrnemen, daß die Tugend das Werkzeug ihres Glüks ſein wird, werden warlich ihre Zuflucht nicht zu Laſtern nemen, ſondern natürlicherweiſe die Wolthaten ihres Herren den Beſtechungen auswärtiger Höfe vorziehen.

Gerech-

Gerechtigkeit und Weltklugheit kommen in dem Stük alſo volkommen überein, und es iſt eben ſo unvorſichtig als hart, die Anhänglichkeit der Miniſter durch vorenthaltne Belohnungen, und verzögerte Grosmut auf eine gefärliche Probe zu ſtellen.

Einige Fürſten verfallen in einen andern eben ſo gefärlichen Fehler; ſie wechſeln ihre Miniſter mit unbegrenztem Leichtſin, und beſtrafen die mindeſte Unordnung in ihrem Betragen mit zu groſſer Strenge.

Miniſter, die unmittelbar unter den Augen des Fürſten arbeiten, können, wenn ſie lange in ihrem Poſten geweſen, ihm ihre Fehler nicht gänzlich verbergen; je ſcharfſichtiger der Fürſt iſt, je leicht er ſie durchſieht.

Fürſten, die nicht Philoſophen ſind, werden leicht ungeduldig, über die Schwachheiten ihrer Diener entrüſtet, danken ſie ab und ſtürzen ſie ganz in's Verderben.

Fürſten hingegen von mehrer Ueberlegung kennen die Menſchen beſſer, wiſſen, daß ſie insgeſamt den Stempel der Menſchlichkeit tragen, daß nichts in der Welt volkommen iſt, daß groſſe Ei-

genſchaften mit groſſen Fehlern, ſo zu ſagen, im Gleichgewicht ſtehn, und daß der Mann von Genie von allem Partie ziehn mus. Deshalb behalten ſie ihre Miniſter mit ihren guten und böſen Eigenſchaften bei, (Pflichtwidrigkeiten ausgenommen,) und ziehn diejenigen, die ſie ergründet haben, den neuen vor, die ſie haben könten, ſo wie geſchikte Tonkünſtler weit gerner Inſtrumente ſpielen, deren Stärke und Schwäche ihnen bekant iſt, als neue, deren Güte ſie nicht kennen.

Dreiundzwanzigſtes Kapittel.

Wie man den Schmeichlern entfliehen mus.

Jede moraliſche, jede hiſtoriſche Schrift tadelt die Schwäche der Fürſten in Rükſicht der Schmeichelei gar hart; ſie verlangt, daß die Könige die Warheit lieben, daß ihre Ohren ſich daran gewöhnen ſollen, ſie zu hören, und man hat Recht; man verlangt aber auch dabei zugleich Dinge, die ſich menſchlicherweiſe etwas widerſprechen. Man verlangt von Fürſten Eigenliebe genug, nach Ruhm zu ſtreben und groſſe

Dinge

Dinge zu unternemen, und daß ſie dabei gleich-gültig genug ſein ſollen, dem Lohn ihrer Arbeiten freiwillig zu entſagen. Eben der Bewegungsgrund, der ſie antreiben ſoll, Lobeserhebungen zu verdienen, ſoll ſie auch vermögen, ſelbige zu verachten. Viel gefordert von der Menſchheit! Man thut den Fürſten viel Ehre an vorauszuſezen, daß ſie noch mehr Gewalt über ſich haben ſollen, als andre Menſchen.

Contemptus virtutis ex contemptu famæ.

Fürſten, die unempfindlich gegen den Ruhm waren, ſind entweder ganz fühlloſe Geſchöpfe oder der Weichlichkeit ſich Preisgebende Wollüſtlinge geweſen; Maſſen von verächtlicher Materie, durch keinerlei Tugend beſeelt. Grauſame Tirannen haben zwar, wie nicht zu läugnen ſteht, Lobeserhebungen geliebt, doch war dies bei ihnen eine verhaste Eitelkeit, ein Laſter mehr; ſie verlangten Hochachtung, da ſie doch nichts als Schande verdienten.

Bei laſterhaften Fürſten iſt die Schmeichelei ein tötliches Gift, das den Saamen ihrer Verderbnis vermehret; bei verdienſtvollen Fürſten aber iſt Schmeichelei ein Roſt, der ſich an ihren Ruhm anſezt, und deſſen Glanz verringert. Ein

Mann von Kopf wird durch plumpe Schmeiche=lei entrüſtet, und ſtöst den ungeſchikten Schmeich=ler zurük.

Es giebt eine andre Art der Schmeichelei, welche der Sophiſt der Fehler iſt; ihre Bered=ſamkeit verringert ſelbige; ſie leihet den Leiden=ſchaften Gründe, legt der Sittenſtrengigkeit den Namen Gerechtigkeit bei, weis zwiſchen Freige=bigkeit und Verſchwendung eine ſo volkomne Aehnlichkeit hervorzubringen, daß man dadurch irre wird; bedekt Schwelgereien mit dem Schleier des Zeitvertreibs und der Ergezlichkeit, und ver=gröſſert und vermehrt alle Laſter bei andern, um dadurch denen ihres Helden Trophäen zu errichten.

Die meiſten Menſchen geben in dieſe Schmei=chelei; denn ſie rechtfertigt ihre Neigungen und iſt nicht völlig Lüge. Sie können denen unmög=lich ſtreng begegnen, die ihnen ſagen, ſie hätten dies oder jenes Gute, das ſie zu beſizen ſelbſt völlig überzeugt ſind. Schmeichelei auf einen ſo wenig luſtigen Grund gebaut, iſt die feinſte un=ter allen; man mus haarſcharfe Urtheilskraft ha=ben, um den leichten Anſtrich wahrzunemen, die ſie der Warheit giebt. Sie läst einen König nicht ſtatt der Geſchichtſchreiber von Dichtern in

die

die Laufgräben begleiten; verfertigt nicht Opern-prologe mit Hyperbeln angefült, ſeichte Vorreden und kriechende Zuſchriften; betäubt den Helden nicht mit ſchwülſtigen Erzälungen ſeiner Siege, ſondern nimt die Mine des ſich ergieſſenden Herzens an, weis mit der feinſten Schonung ſich Eingänge aufzuſparen, und ſcheint ganz Freimut und Offenheit.

Wie kan ein groſſer Mann, wie ein Held, wie ein geiſtreicher Fürſt verdrüslich werden, eine Warheit ſagen zu hören, die der Lebhaftigkeit eines Freundes entwiſcht zu ſeln ſcheint? Wie konte Ludwig der Vierzehnte, der es fühlte, daß ſeine Mine ſchon die allertiefſte Ehrfurcht einprägte, und der an dieſem beſondern Vorzug Behagen fand, gegen einen alten Offizier aufgebracht werden, der mit ihm redend zitterte und ſtammelte, und mitten in ſeiner Rede inne haltend zu ihm ſagte: Zum wenigſten, Sire, zittr' ich ſo nicht vor Ihren Feinden.

Fürſten, die Menſchen geweſen ſind, bevor ſie Könige wurden, können ſich deſſen erinnern, was ſie geweſen ſind, und nicht ſo leicht an die Speiſe der Schmeichelei gewöhnen; diejenigen aber, die Zeit Lebens regiert haben, ſind ſtets

wie die Götter mit Weihrauch genährt worden, und würden vor Kraftерſchöpfung ſterben, wenn es ihnen an Lobeserhebungen gebräche.

Sonach wäre es meines Erachtens billiger, die Könige zu beklagen, als ſie zu verdammen. Die Schmeichler, und noch mehr denn die, die Verläumder, verdienen die Verdammung und den Has der Welt; eben ſo wie diejenigen, die Feinde der Fürſten genug ſind, ihnen die Warheit zu verhehlen. Doch mus man zwiſchen Schmeichelei und Lob Unterſchied machen. Trajan wurde durch den Panegyrikus des Plinius zur Tugend ermuntert, Tiber durch die Schmeicheleien der Senatoren im Laſter beſtärkt.

Vierundzwanzigſtes Kapittel.

Weshalb die Italieniſchen Fürſten ihre Staaten verloren haben.

Die Fabel des Kadmus, der die Zähne einer Schlange, die er eben bekämpft hatte, in die Erde ſäet, und woraus das kriegriſche Volk erwuchs,

wuchs, das ſich untereinander ſelbſt zerſtörte, iſt das Sinbild deſſen, was die Italieniſchen Fürſten zu Machiavel's Zeiten waren. Die Treuloſigkeiten und Verrätereien, die ſie gegen einander begingen, richteten ſie zu Grunde. Man leſe die Geſchichte Italiens vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zum Anfange des funfzehnten, und man findet nichts als Grauſamkeiten, Meutereien, Gewaltthätigkeiten, Verbündungen einander aufzureiben, Thronräubereien, Meuchelmorde, mit Einem Worte, eine ungeheuer groſſe Samlung von Laſtern, bei deren Vorſtellung einen ſchon Schauder befält.

Lieſſe man ſich's nach Machiavel's Beiſpiel einfallen, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit über den Haufen zu werfen, ſo würde man das Unterſte der Welt zu Oberſt kehren, und die überſtrömende Flut der Laſter würde die Welt im Kurzem in eine groſſe Einöde verwandeln. Die Ungerechtigkeit und Barbarei der Italieniſchen Fürſten war's, die ſie ihre Staaten verlieren machte, ſo wie Machiavel's falſche Grundſäze ganz unfehlbar diejenigen in's Verderben ſtürzen werden, die ſo thörlicht ſind, ſie zu befolgen.

Die Feigheit dieſer Italieniſchen Fürſten kan — ich ſage dies, um keiner Verhehlung beſchuldigt zu werden — eben ſo viel wie ihre Bosheit zu ihrem Verderben beigetragen haben; die Schwäche der Könige von Neapel iſt ausgemacht an ihrem Verderben Schuld geweſen; ſonſt aber ſage man mir in der Staatsklugheit, was man wolle, man argumentire, mache Syſteme, führe Beiſpiele an, gebrauche alle nur erſinliche Subtilitäten, zulezt wird man doch wider ſeinen Willen zur Gerechtigkeit zurükzukehren genötigt ſein.

Ich frage nunmehr den **Machiavel**, was er mit den Worten ſagen will: „Bemerkt man an „einem Fürſten, der ſich kürzlich erſt auf den „Thron geſchwungen, (das will ſagen, der ihn geraubt hat) Klugheit und Verdienſte, ſo wird „man ihm weit mehr anhängen, als denen, die „ihre Gröſſe nur ihrer Geburt zu danken haben. „Der Grund hiervon liegt darin, daß das Gegenwärtige weit tiefern Eindruk auf uns macht, „als das Vergangne, und daß man, wenn man „dabei ſeine Befriedigung findet, nicht weiter „geht.“

Hält **Machiavel** dafür, daß unter zwei gleich tapfern und weiſen Männern eine ganze

Nazion den Thronräuber dem rechtmäſſigen Beſizer des Throns vorziehen wird? Oder meint er damit einen tugendloſen Fürſten und einen tapfern Räuber, reich an Fähigkeiten? Das Erſte kan der Verfaſſer nicht meinen, weil dies wider die gemeinſten Begriffe der geſunden Vernunft ſtreitet; weil die Vorliebe des Volks zu einem Manne, der durch Begehung einer gewaltſamen Handlung ſich zu ihrem Herrn macht, und ſonſt nicht vorzüglichere Verdienſte hat, als der rechtmäſſige Fürſt, weil dieſe Liebe, ſage ich, eine Wirkung ohne Urſach ſein würde.

Das zweite kan aber Machiavel eben ſo wenig meinen, denn man wird mir zugeſtehn, die gewaltſame Handlung, wodurch ein Uſurpator ſeine Macht erhöht, iſt eine Ungerechtigkeit, man mag ihm auch ſonſt noch ſo gute Eigenſchaften beilegen.

Was kan man von einem Manne, der ſich gleich das erſtemal als Frevler zeigt, anders erwarten, als eine gewaltthätige und tiranniſche Regierung? Es iſt damit eben ſo wie mit einem Manne, dem an dem Tage ſeiner Hochzeit ſogar eine Untreue von ſeiner Frau wiederfährt, würde

der

der ſich wol viel Gutes von ihrer Tugend für die Zukunft prophezeien?

Machiavel ſpricht in dieſem Kapittel ſein eignes Verdammungsurtel. Er ſagt deutlich: Ohne die Liebe des Volks, ohne die Zuneigung der Groſſen, und ohne eine gutdiſziplinirte Armee iſt es einem Fürſten unmöglich, ſich auf dem Throne zu erhalten. Die Warheit ſcheint ihm dies Bekentnis, als einen ihr gehörigen Tribut abzunötigen, faſt wie die verdamten Aengel, nach Verſicherung der Gottesgelehrten, einen Gott erkennen, aber ihn läſtern.

Wofern ein Fürſt die Liebe und Zuneigung des Volks und der Groſſen gewinnen ſoll, mus er einen Grund von Tugend haben; mus liebreich und wolthätig ſein, und bei dieſen Herzenseigenſchaften Fähigkeit genug beſizen, die beſchwerlichen Pflichten ſeines Amts gehörig zu erfüllen.

Mit dieſem Amte iſt es, ſo wie mit allen andern; der Menſch mag ſtehen, in welchem er will, iſt er nicht gerecht und hellen Kopfs, ſo wird er nie Zutrauen erwekken. Die Verderbteſten wünſchen immer mit einem rechtſchafnen Mann zu thun zu haben, ſo wie die Leute, die

am aller unfähigſten ſind, ſich ſelbſt zu regieren, demjenigen immer aus vollem Herzen beipflichten, der für den Klügſten gilt.

Der geringſte Bürgermeiſter, der unbedeutende Schöffe einer Stadt mus rechtſchafner Mann und arbeitſam ſein, wenn er fortkommen will, und der König allein hätte einen Poſten, worin er zu Laſtern berechtigt wäre? Man mus ſo beſchaffen ſein, wie ich eben geſagt, wenn man Herzen gewinnen will, und nicht, wie Machiavel es im Laufe dieſes Werks lehret, ungerecht, grauſam, ehrſüchtig und einzig und allein mit der Sorge ſeiner Vergröſſerung beſchäftigt.

So ſieht entlarvt der Staatsklügler aus, den ſein Jahrhundert für einen groſſen Mann ausgab, den viele Miniſter für gefärlich erkant, den ſie aber doch befolgt haben, deſſen abſcheuliche Grundſäze man die Fürſten hat ſtudiren laſſen, dem noch niemand förmlich geantwortet hat, und in deſſen Fustapfen viel Staatsmänner treten, und doch deſſen nicht beſchuldigt ſein wollen.

Glüklich wäre der, der die Machiavelliſterei in der Welt ganz und gar zerſtören könte. Ich habe das Unzuſammenhängende ihrer Lehren ge-

zeigt,

zeigt, nunmehr müſſen die Beherſcher der Erde ſie durch ihre Beiſpiele beſiegen. Sie ſind verbunden, die Welt von der falſchen Meinung zu heilen, welche ſie von der Staatskunſt hegt; eine Kunſt, die nur das Syſtem der Weisheit ſein ſolte, und die man gemeinhin für das Breviarium der Betrügerei hält.

Ihnen ſteht es zu, Spizfündigkeiten und Treuloſigkeit aus den Bündniſſen zu verbannen, Rechtſchaffenheit und Offenherzigkeit, welche, die Warheit zu geſtehn, bei Regenten und Fürſten gar nicht mehr zu finden ſind, wieder in ihre vorige Ehren und Würden zu ſezen. Ihnen komt's zu, zu zeigen, daß ſie nach den Provinzen ihrer Nachbaren eben ſo wenig begierig ſind, als eiferſüchtig auf die Erhaltung der ihrigen.

Ein Fürſt, der alles beſizen will, iſt einem Magen gleich, der ſich mit Speiſen überladet, ohne zu bedenken, daß er ſie nicht wird verdauen können; ein Fürſt hingegen, der ſich begnügt guter Regent zu ſein, gleicht einem Manne, der mäſſig iſſ't und deſſen Magen wol verdauet.

Fünf-

Fünfundzwanzigſtes Kapittel.

Wie viel das Glük in Welthändeln vermag, und wie man ihm widerſtehen kan.

Die Frage von der Freiheit des Menſchen iſt ein's von jenen Problemen, das die Vernunft des Philoſophen in die Enge treibt, und dem Munde der Gottesgelehrten manchen Banfluch entlokt hat. Die Vertheidiger der Freiheit ſagen: wären die Menſchen nicht frei, ſo handelte Gott in ihnen; ſo wäre er es, der durch ſie Mord, Diebſtal und alle Laſter beginge; was doch offenbar mit ſeiner Heiligkeit ſtreitet. Ferner, wenn das höchſte Weſen der Vater der Laſter und der Urheber der Ungerechtigkeiten iſt, die begangen werden, ſo kan man die Verbrecher nicht mehr zur Strafe ziehn, und es werden in der Welt weder Tugenden noch Laſter ſein.

Da man aber an dieſe abſcheuliche Lehre nicht denken kan, ohne alle ihre Widerſprüche gewahr zu werden, ſo kan man keine beſſere Partie nemen, als ſich für die Willensfreiheit zu erklären.

Die Anhänger der unbedingten Notwendigkeit hingegen ſagen: Gott wäre ſchlimmer daran, als

ein blinder oder im Dunkeln arbeitender Werkmeiſter, wenn er nach Erſchaffung dieſer Welt nicht gewust hätte, was darin vorgehn wird. Ein Uhrmacher weis die Wirkung des kleinſten Rades in der Uhr, denn er kent die Bewegung, die er ihm gegeben, und den Behuf, zu dem er es gemacht hat; und Gott, dies unbegrenzt weiſe Weſen, ſolte ein neugieriger und ohnmächtiger Zuſchauer der Handlungen der Menſchen ſein! Wie? eben der Gott, deſſen Werke insgeſamt den Stempel der Ordnung tragen, und der ſie gewiſſen unwandelbaren und immerdauernden Geſezen unterworfen hat, ſolte den Menſchen allein unabhängig und frei gelaſſen haben?

Auf die Art würde nicht mehr die Vorſicht, ſondern die Launen der Menſchen die Welt beherſchen? Weil man denn nun zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe wählen mus, welches von beiden iſt denn nun die Maſchine? Es iſt der Vernunft gemäſſer, zu glauben, das Weſen, worin Schwachheit, als das, worin Macht wohnt. Solchergeſtalt ſind Vernunft und Leidenſchaften gleichſam unſichtbare Ketten, woran die Hand der Vorſicht das menſchliche Geſchlecht leitet, um zu den Eräugniſſen beizutragen, von welchen die

ewige

ewige Weisheit beſchloſſen hat, daß ſie in der Welt geſchehen ſollen, damit jedes Individuum ſeine Beſtimmung erfülle.

Solchergeſtalt nähert man ſich, um die Charybdis zu vermeiden, der Scylla zu ſehr, und die Philoſophen ſtoſſen ſich wechſelſeitig in den Abgrund der Ungereimtheit, und die Gottesgelehrten fechten in der Zeit im Dunkeln und verdammen ſich gar andächtiglich aus chriſtlicher Liebe.

Dieſe Parteien kriegen mit einander beinahe ſo, wie ehemals die Karthager und Römer. War man bange, Römiſche Truppen möchten nach Afrika kommen, ſo trug man die Fakkel des Krieges nach Italien, und wolte man zu Rom ſich den ſo gefürchteten Hannibal vom Halſe ſchaffen, ſo ſchikte man den Scipio an der Spize der Legionen vor Karthago. Die Philoſophen, die Gottesgelehrten, und die meiſten Syllogismenhelden ſind vom Schlage der Franzoſen; mutig zum Angrif, hin aber, wenn ſie zum Vertheidigungskrieg genötigt werden. Dies machte einen ſchönen Geiſt ſagen: Gott ſei der Vater aller Sekten, er habe ihnen allen gleiche Waffen, eine gute und eine ſchlimme Seite gegeben.

Dieſe Frage über die Willensfreiheit, und über die Vorherbeſtimmung der Menſchen hat Machiavel aus der Metaphyſik in die Politik übergetragen; dies iſt ihr aber ein fremder Boden, der ſie nicht nähren kan. Denn in der Politik ſoll man, ſtatt zu fragen, ob wir frei ſind, oder nicht, ob das Glük oder das Ungefähr etwas vermögen oder nicht, lediglich nur auf die Vervolkommung ſeiner Scharfſicht und Klugheit bedacht ſein.

Glük und Ungefähr ſind Worte ohne Sinn, die allem Anſehn nach ihren Urſprung der tiefen Unwiſſenheit zu danken haben, in deren Schlamm die Welt ſtekte, als man Wirkungen, deren Urſachen unbekant waren, ſchwankende Benennungen gab.

Was man gewönlich das Glük des Cäſar's nent, das begreift eigentlich das Zuſammentreffen aller Umſtände, welche die Abſichten dieſes ehrgeizigen Mannes begünſtigten. Unter Kato's Unglük verſteht man die unvermuteten Unfälle, die ihm begegneten, jene Queerfälle, wo die Wirkungen ſo ſchnel den Urſachen folgten, daß ſeine Klugheit ſie weder vorherſehn, noch ſie niederkämpfen konte.

Was man Ungefähr nent, läſt ſich nicht beſſer, als durch das Würfelſpiel erklären. Das Ungefähr, ſagt man, hat mich zwölf Augen und nicht ſieben werfen gemacht. Um dies Phänomen bis in ſeine Grundtheile aufzulöſen, müſte man das Auge gut genug haben, um genau zu ſehn, auf was Art die Würfel in den Becher gekommen, wie die Bewegungen der Hand mehr oder minder ſchwach geweſen ſind, mehr oder wenigermal die Würfel haben rollen laſſen, wodurch die Würfel in lebhaftere oder langſamere Bewegung gekommen ſind: dieſe Urſachen zuſammengenommen, ſind das, was man Ungefähr nent.

So lange wir nichts als Menſchen ſind, das heiſt höchſt eingeſchränkte Weſen, werden wir nie über das weg ſein, was man Glüksfälle nent. Wir müſſen, ſo viel wir nur können, dem Ungefähr entziehen; allein unſer Leben iſt zu kurz, alles wahrzunemen und wir ſind zu enggeiſtig, Alles kombiniren zu können.

Ich will einige Beiſpiele anführen, woraus deutlich erhelt, daß es der menſchlichen Weisheit unmöglich iſt, alles zuvorzuſehn. Das erſte iſt die Ueberrumpelung Cremona's durch den Prinzen Eugen; eine Unternemung mit aller erſinli-

chen Klugheit ausgedacht, und mit ausnemender Tapferkeit ins Werk geſezt. Sie ſcheiterte aber auf folgende Art.

Der Prinz gelangte des Morgens durch eine Schundableitung in die Stadt, welche ihm ein Pfarrer ôfnete, mit dem er in Einverſtändniſſe war. Er hätte ſich unfehlbar des Plazes bemeiſtert, hätte ſich nicht wider alles Vermuten zweierlei zugetragen.

Zuerſt ſo kam das Regiment Schweizer, das denſelben Morgen zu exerziren hatte, früher in's Gewehr, als es ſein ſolte, und that ihm ſo lange Widerſtand, bis der Reſt der Beſazung ſich verſammelte. Sodann verfehlte der Wegweiſer, der den Prinzen von Vaudemont zu einem Thore bringen ſollen, das dieſer Herr einnemen ſolte, des Weges, und deshalb kam dies Detaſchement zu ſpät an.

Das andre Eräugnis, das ich anführen will, iſt der Partikularfriede, den England gegen Ende des Spaniſchen Erbfolgekrieges mit Frankreich ſchlos. Weder die Miniſter des Kaiſers Joſeph, noch die grôsten Philoſophen, noch die geſchikteſten Staatskündiger hätten argwonen können, daß ein

ein Paar Handſchu das Schikſal Europens än-
dern würde; und gleichwol geſchahe dies ganz
buchſtäblich genommen.

Die Herzogin von Marlborough war da-
mals bei der Königin Anna zu London Oberhof-
meiſterin, wärend daß ihr Gemal in den Braban-
tiſchen Feldzügen doppelt ärntete; Lorbeern und
Reichthümer. Dieſe Herzogin unterſtüzte durch
die Gunſt, worin ſie ſtand, die Partei des Hel-
den und dieſer durch ſeine Siege das Anſehn ſei-
ner Gemalin. Die Partei der Torris, die ih-
nen entgegen war, und den Frieden wünſchte,
richtete nichts aus, ſo lange die Herzogin bey
der Königin alles vermochte. Sie verlor aber
dieſe Gunſt durch eine geringe Urſach.

Die Königin hatte ſich Handſchue beſtelt, und
die Herzogin gleichfals. Ungeduldig nach ſelbigen
trieb Leztere die Handſchumacherin, ſie vor der
Königin zu bedienen. Dieſe wolte indeſſen ihre
Handſchu haben; Madam Masham, eine Fein-
din der Miladi Marlborough, unterrichtete die
Königin von dem ganzen Vorfal, und machte
ſich deſſen ſo boshaft zu Nuze, daß die Königin
von dieſem Augenblik an die Herzogin als eine

 Favo-

Favorite betrachtete, deren Uebermut ſie nicht mehr ertragen könne. Die Handſchumacherin trieb die Erbitterung der Königin auf's Aeuſſerſte, wie ſie ihr die Handſchugeſchichte mit den möglichſt ſchwärzeſten Farben erzält.

Dieſer Sauerteig, ſo wenig auch deſſen war, war hinlänglich, die Gemüter Aller in Gährung zu bringen, und allem, was eine Ungnade begleiten kan, noch mehr Gewicht zu geben. Die Torris und der Marſchal Tallard an ihrer Spize, benuzten dieſe Geſchichte, und verwendeten ſie zum Beſten ihrer Partei.

Kurz darauf kam die Herzogin von Marlborough in Ungnade, und mit ihr fiel die Partei der Wighs und der Verbündeten des Kaiſers. So iſt das Spiel der ernſthafteſten Dinge auf der Erde; die Vorſicht lacht über die Weisheit und Gröſſe der Menſchen; ganz unbedeutende und bisweilen lächerliche Sachen ändern oft das Glük ganzer Staaten und Monarchien.

Damals retteten alſo Armſeeligkeiten, unbedeutende Weiberzänkereien Ludwig den Vierzehnten aus einer Verlegenheit, woraus ihn weder ſeine Weisheit, ſeine Truppen, noch all' ſeine

Macht

Macht vielleicht hätte ziehn können, und nötigten die Verbündeten, wider ihren Willen Friede zu machen.

Solcherlei Begebniſſe eräugnen ſich freilich wol, allein doch ſelten, und ſie ſind nicht im Stande, der Scharfſichtigkeit und Klugheit ihr Anſehn ganz zu benemen; es geht damit wie mit Krankheiten, die unterweilen die Geſundheit der Menſchen unterbrechen, ſie aber meiſtentheils nicht hindern, der Vorzüge einer feſten Leibesbeſchaffenheit zu genieſſen.

Mithin iſt es notwendig, daß diejenigen, die die Welt beherſchen ſollen, ihre Scharfſichtigkeit und Klugheit anbauen; doch das iſt nicht genug; denn wenn ſie das Glük feſſeln wollen, müſſen ſie ihr Temperament nach Zeit und Umſtänden ſich ſchmiegen lehren, und das iſt ſehr ſchwer.

Ich rede überhaupt nur von zwei Temperamenten, von einer kühnen Lebhaftigkeit und von einer bedachtſamen Langſamkeit. Dieſe moraliſche Urſachen haben eine phyſiſche zum Grunde; und deshalb eben iſt es einem Fürſten beinahe unmöglich, ſo ſehr ſeiner Herr zu ſein, daß er gleich einem Kameleon alle Farben annemen könte.

Gewiſſe Jahrhunderte begünſtigen den Ruhm der Länderbezwinger und jener kühnen und unternemenden Männer, die geboren ſcheinen, auſſerordentliche Verändrungen auf dem Erdboden, Revolutionen, Kriege zu bewirken, und zumal einen Schwindelgeiſt und einen Geiſt des Mistrauens ausgehn zu laſſen, der Fürſten und Könige aneinanderhezt, und einem Länderbezwinger Gelegenheiten giebt, ihre Uneinigkeit zu benuzen. Sogar einem Ferdinand Cortez musten die innerlichen Kriege der Amerikaner zur Eroberung Mexiko's behüflich ſein.

Zu andern Zeiten, wo die Welt nicht in ſo heftiger Bewegung iſt, ſcheint ſie nur durch Gelindigkeit regiert werden zu wollen; da iſt nichts als Klugheit und Behutſamkeit nötig. Auf dem Meere der Politik herſcht ſodann die glükliche Stille, die gemeiniglich dem Sturme folgt; zu der Zeit ſind Unterhandlungen wirkſamer als Schlachten, und was ſich durch den Degen nicht erlangen läst, mus man mit der Feder gewinnen.

Damit nun ein Regent von allen Zeitläuften Nuzen ziehn könne, ſolt' er von einem geſchikten Steurmann lernen, ſich in Wind und Wetter zu ſchikken.

Wär'

Wär' ein Heerführer immer zu rechter Zeit kühn und bedachtſam, ſo würde er beinahe unbezwinglich ſein. Fabius entkräftete almälig den Hannibal durch ſein Zaudern. Dieſem Römer war nicht unbekant, daß es den Karthagern an Geld und friſchem Volke fehlte, und daß er ohne Schwertzukken ihre Armee ganz ruhig konte ſchmelzen, und ſich durch Entbehrung aller Narungsmittel gleichſam ſelbſt verzehren ſehn. Hannibal's Politik hingegen beſtand in Schlagen; ſeine Macht war nur ein Werk des Zufals, woraus er mit Schnelligkeit alle mögliche Vortheile ziehn muste, um ihr durch den Schrek, welchen glänzende und feurige Thaten einjagen, und durch die Hülfsquellen, die man aus neueroberten Ländern zieht, Dauer und Feſtigkeit zu geben.

Hätten der Kurfürſt von Baiern und der Marſchal von Tallard 1704 nicht Baiern verlaſſen, um gegen Blenheim und Hochſtedt zu marſchiren, ſo wären ſie Meiſter von ganz Schwaben geblieben; denn die Armee der Verbündeten kont' es in Baiern wegen Mangel an Lebensmitteln nicht länger aushalten, hätte ſich alſo ſchlechterdings an den Main ziehn, und auseinandergehn müſſen.

Es

Es war ſonach Mangel an behöriger zeitgemäſſer Behutſamkeit, daß der Kurfürſt dem Schikſal einer Schlacht, die für die Teutſche Nazion immer denkwürdig und ruhmvoll ſein wird, das anvertraute, deſſen Erhaltung nur einzig und allein auf ihn ankam. Dieſe Unvorſichtigkeit wurde durch die gänzliche Niederlage der Franzoſen und Baiern, durch den Verluſt von Baiern und dem ganzen Strich Landes zwiſchen der Oberpfalz und dem Rhein genugſam beſtraft.

Man ſpricht gemeiniglich von den Waghälſen nicht, die umgekommen ſind, ſondern von denen, die das Glük unterſtüzt hat. Es geht grade damit, wie mit Träumen und Prophezeiungen; unter Tauſenden, die falſch geweſen ſind, und die man vergeſſen hat, erinnert man ſich nur der ſehr kleinen Anzal derer, die eingetroffen ſind. Die Welt ſolte den Ausgang der Dinge nach ihren Urſachen, und nicht die Urſachen nach ihrem Ausgange beurteilen.

Ich ſchlieſſe hieraus, bei einem kühnen Fürſten wagt ein Volk viel, drohen ihm ſtets Gefaren; und ein vorſichtiger Regent, wenn gleich zu groſſen Thaten nicht tauglich, ſcheint mehr zur

Re-

Regierung geboren. Der eine wagt, der andre aber erhält.

Soll nun dieſer ſo wol als jener ſich als groſſer Mann zeigen, ſo müſſen ſie zur rechten Zeit geboren werden, ſonſt ſind ihnen ihre Talente mehr ſchädlich, als nüzlich.

Jeder vernünftige Menſch, hauptſächlich aber diejenigen, die der Himmel zu Beherſchern über andre beſtimt hat, ſolten ſich einen Lebensplan entwerfen, ſo gründlich und ſo zuſammenhängend, wie ein geometriſcher Beweis; durch Befolgung eines ſolchen Syſtems würden alle ihre Handlungen widerſpruchslos ſein, und Niemand ſich von ſeinem Zwek entfernen. Man könte dadurch alle Konjunkturen und Eräugniſſe zur Beförderung ſeiner Abſichten anwenden, und Alles würde zur Ausführung der Projekte beitragen, die ſie ausgedacht haben.

Wer ſind aber die Fürſten, von denen wir ſo ſeltne Talente verlangen? Nur Menſchen, und denen iſt es, das iſt ausgemacht, ihrer Natur nach unmöglich, ſo vielen Pflichten zu gnügen. Weit eher würde man den Phönix der Dichter und die Einheiten der Metaphyſiker finden, als

Plato's Menſchen. Es iſt billig, daß die Völker durch die Strebungen der Regenten nach Volkommenheit ſich befriedigen. Die volkommenſten unter ihnen werden die ſein, die ſich von Machiavel's Fürſten mehr denn andre entfernen. Es iſt billig, ihre Fehler zu ertragen, wenn Eigenſchaften des Herzens und gute Geſinnungen ihnen das Gegenwicht halten.

Man mus ſich ſtets erinnern, daß auf der Welt nichts volkommen iſt, und daß Irthum und Schwachheit das Erbtheil aller Menſchen ſind. Das Land iſt das glüklichſte, wo wechſelſeitige Nachſicht des Herrn und der Unterthanen über die Geſelſchaft jene Annemlichkeit verbreitet, ohne welche das Leben eine ſehr läſtige Bürde, und die Welt, der Schauplaz der Vergnügungen, ein Jammerthal wird.

Sechsundzwanzigſtes Kapittel.

Von den verſchiednen Arten der Unterhandlungen und den Gründen zum Kriege, die man rechtmäſſig nennen kan.

Wir haben in dieſem Werke die Falſchheit der Räſonnemens geſehn, wodurch Machiavel uns hat täuſchen wollen, indem er uns Böſewichter unter der Maske von groſſen Männern vorführte.

Ich habe mich beſtrebt, dem Laſter den Schleier der Tugend abzureiſſen, worin Machiavel es gehült hatte, um der Welt den Irthum zu benemen, den ſie gröstentheils von der Staatskunſt der Fürſten hegt. Ich habe den Königen geſagt, ihre wahre Staatskunſt beſtünde nur darin, daß ſie ihre Unterthanen an Tugend überträfen, damit ſie ſich nicht genötigt ſähen, an andern zu verdammen, wozu ſie durch ihr Beiſpiel Befugnis ertheilen; habe gezeigt, daß nicht glänzende Handlungen zur Feſtſezung ihres Ruhms hinreichen, ſondern daß dazu Handlungen erforderlich ſind, die auf die Wolfahrt des menſchlichen Geſchlechts abzielen.

Ich

Ich will hier zwei Betrachtungen beifügen: die eine betriſt die Unterhandlungen, und die andre, die Urſachen, einen Krieg zu unternemen, die man mit Grund rechtmäſſig nennen kan.

Die Miniſter an fremden Höfen ſind privilegirte Kundſchafter, welche wachſames Auges das Bezeigen der Souveräns beobachten, zu denen ſie geſchikt ſind; ſie müſſen ihre Abſichten durchdringen, all' ihre Schritte und Gänge ergründen und ihre Handlungen vorausſehn, um ihre Herren bei Zeiten davon zu unterrichten.

Der Hauptgegenſtand ihrer Sendung iſt, die Freundſchaftsbande zwiſchen den groſſen Herren feſter zu knüpfen; doch ſtatt Erhalter des Friedens zu ſein, ſind ſie oft Werkzeuge des Krieges. Sie wenden Schmeicheleien, Ränke und alle Künſte der Verführung an, um den Miniſtern die Staatsgeheimniſſe zu entreiſſen; gewinnen die Schwachen durch ihre Gewantheit, die Hochmütigen durch ihre Worte und die Eigennüzigen durch ihre Geſchenke: mit Einem Worte, ſie thun bisweilen all' das Böſe, was ſie thun können; denn ſie können aus Pflicht ſündigen, und ſind ſicher, ungeſtraft zu bleiben.

Gegen

Gegen die Kunſtgriffe ſolcher Kundſchafter müſſen nun die Fürſten die gehörigen Maasregeln nemen. Wenn die Materie der Unterhandlung wichtiger wird, alsdan haben die Leztern Urſach, das Betragen ihrer Miniſter ſtreng zu unterſuchen, um dahinter zu kommen, ob nicht irgend ein Regen, wie bei Danaen, die Härte ihrer Tugend hat ſchmelzen machen.

In jenen kritiſchen Zeiten, wo man Bündniſſe ſchlieſſen will, mus die Klugheit der Regenten noch wachſamer ſein als ſonſt; müſſen ſie ſchlechterdings die Beſchaffenheit der Dinge, die ſie verſtatten ſollen, aufmerkſam zergliedern, um ihre Verſprechungen erfüllen zu können.

Ein Traktat, aus allen Geſichtspunkten betrachtet, mit allen ſeinen Folgen ausführlich dargeſtellt, iſt ganz etwas anders, als wenn man ſich begnügt, ihn im Algemeinen zu überſehn. Was weſentlicher Vortheil ſchien, iſt bei genaurer Unterſuchung nur ein elendes Palliatif, das zum Verderben des Staats abzielt. Man mus hiernächſt auch noch die Vorſicht gebrauchen, alle Ausdrükke eines Traktats ins Licht zu ſezen, und der grübelnde Grammatiker mus ſtets vor dem geſchikten Staatsmann hergehn, damit der betrüg-

riſche Unterſchied zwiſchen den Worten und dem Geiſt eines Traktats nicht ſtatt finden kan.

Man ſollte in der Staatskunſt eine Sammlung all' der Fehler, welche Fürſten aus Uebereilung begangen haben, zum Behuf derer machen, die Traktaten oder Bündniſſe ſchlieſſen wollen: ſie würden beim Durchleſen Zeit genug haben, Betrachtungen anzuſtellen, die ihnen ſehr heilſam ſein würden.

Die Unterhandlungen geſchehn nicht immer durch bevollmächtigte Miniſter; oft ſendet man Perſonen ohne Karakter an einen dritten Ort, wo ſie Vorſchläge mit ſo gröſſerer Freimütigkeit thun, je weniger ſie die Perſon ihrer Herren dadurch in irgend eine Verlegenheit ſezen. Die Präliminarien des lezten Friedens zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich wurden auf die Art mit Unbewuſt des Reichs und der Seemächte geſchloſſen. Dieſer Vergleich geſchahe bei einem Grafen, deſſen Güter am Rhein liegen *)

Viktor Amadeus, der geſchikteſte und verſchlagenſte Fürſt ſeiner Zeit, verſtand beſſer, denn irgend jemand, die Kunſt, ſeine Abſichten zu verhehlen;

*) Dem Grafen von Neuwied.

hehlen; Europa wurde durch die Feinheit ſeiner Ränke mehr denn einmal hintergangen; unter andern damals, als der Marſchall von Catinat in einer Mönchskutte und unterm Vorwand, am Seelenheil dieſes Königs zu arbeiten, ihn von des Kaiſers Partei abzog, und ihn zum Proſelyten für Frankreich machte. Dieſe Unterhandlung zwiſchen dem Könige und dem General wurde mit ſo vieler Geſchiklichkeit gepflogen, daß das darauf folgende Bündnis Frankreichs mit Savojen in den Augen ganz Europens ein unverhoftes und auſſerordentliches politiſches Phänomen ſchien.

Ich habe das Betragen des Viktor Amadeus nichts weniger denn rechtfertigen wollen, indem ich ſein Beiſpiel den Königen aufgeſtellt habe; ich habe nur ſeine Geſchiklichkeit und Verſchwiegenheit dabei rühmen wollen; Eigenſchaften, die zu einem rechtſchafnen Endzwek angewant, bei einem groſſen Herrn ſchlechterdings erforderlich ſind.

Zu ſchwierigen Unterhandlungen mus man, das iſt eine Hauptregel, die vorzüglichſten und ſcharfſinnigſten Köpfe gebrauchen; nicht nur ver-

ſchmizte Köpfe zum Intrikenanſpinnen, geſchmeidig, ſich beliebt zu machen, ſondern auch helles, ſcharfes Auges genug, andern ihre Herzensheimlichkeiten aus dem Geſichte herauszuleſen, damit nichts ihrer Scharfſicht entgehe, und damit durch die ſtarke Doſis ihrer Urteilskraft Alles entdekt werde.

Man mus aber Liſt und Feinheit nicht misbrauchen; es iſt damit, wie mit dem Gewürze, zu viel davon an die Speiſen gethan, ſtümpft den Geſchmak, und benimt ihnen zulezt das Pikante dermaſſen, daß ein daran gewöhnter Gaumen es endlich nicht mehr empfindet.

Redlichkeit hingegen iſt für alle Zeiten; gleicht jenen einfachen und natürlichen Gerichten, die ſich für alle Leibesbeſchaffenheiten ſchikken, und die den Körper ſtärken, ohne ihn zu erhizen.

Ein Fürſt, deſſen biedermänniſche Denkart bekant iſt, wird ſich zuverläſſig das Zutrauen von ganz Europa erwerben; wird glüklich ſein ohne Betrug und mächtig einzig und allein durch ſeine Tugend. Der Friede und die Wohlfahrt des Staats ſind gleichſam der Mittelpunkt, in dem alle Wege der Staatsklugheit zuſammentreffen,

und die das Ziel all' ihrer Unterhandlungen ſein müſſen.

Europens Ruhe gründet ſich hauptſächlich auf die Erhaltung des weiſen Gleichgewichts, da der überlegnen Stärke einer Monarchie die vereinte Macht einiger andern Souveräns die Wage hält. Fehlte dies Gleichgewicht, ſo wäre zu beſorgen, daß ſich eine algemeine Staatsverändrung zutragen und auf den Trümmern der Fürſten, welche ihre Uneinigkeit zu ſchwach machen würde, eine neue Monarchie errichtet werden möchte.

Die Staatsklugheit der Europäiſchen Fürſten ſcheint ſonach von ihnen zu fordern, daß ſie nie Bündniſſe und Traktate zu ſchlieſſen verabſäumen, wodurch ſie einer ehrgeizigen Macht an Stärke gleich kommen können, und daß ſie denen nicht trauen müſſen, die den Saamen der Uneinigkeit und Zwietracht unter ſie ausſtreuen wollen. Man erinnere ſich des Konſuls, der um zu zeigen, wie notwendig Einigkeit ſei, ein Pferd beim Schweif ergrif, und ſich umſonſt bemühte ihm ſelbigen auszureiſſen, damit aber leicht fertig ward, als er ihm Haar für Haar ausraufte. Dieſe Lehre iſt für gewiſſe Regenten in unſern Zeiten ſo nötig, als ſie's den Römiſchen Legionen war. Nichts

kan ſie furchtbar machen und in Europa Ruhe und Friede erhalten, als die Wiederherſtellung der Einigkeit zwiſchen ihnen.

Die Welt würde glüklich ſein, wenn es zur Erhaltung der Gerechtigkeit und zur Wiederherſtellung von Fried' und Einklang unter den Nazionen keine andre Mittel gäbe, als Unterhandlungen. Gründe würde man ſtatt der Waffen brauchen und mit einander diſputiren, ſtatt einander zu erwürgen. Eine unangeneme, harte Notwendigkeit verbindet die Fürſten, einen grauſamern Weg einzuſchlagen.

Es giebt Gelegenheiten, wo man die Freiheit der Völker, die man ungerechterweiſe unterdrükken will, mit den Waffen vertheidigen, wo man mit Gewalt das erhalten mus, was Unbilligkeit der Gelindigkeit abſchlägt, wo Fürſten die Sache ihres Volks dem Schikſal einer Schlacht anvertrauen müſſen. In einem von dergleichen Fällen wird der paradoxe Saz wahr: ein guter Krieg macht und befeſtigt einen guten Frieden.

Die Urſach eines Krieges macht ihn gerecht oder ungerecht. Die Leidenſchaften und der Ehrgeiz der Fürſten verblenden ihnen oft die Augen,

und

und malen ihnen die gewaltthätigſten Handlungen mit den vortheilhafteſten Farben. Krieg iſt nur Hülfsmittel, wenn's auf's Aeuſſerſte gekommen iſt; ſonach mus man ſich ſeiner mit Behutſamkeit, und nur bei verzweifelten Fällen bedienen, und wol unterſuchen, ob man durch ein Gaukelſpiel des Hochmuts oder durch gültige und unumgängliche Urſachen dazu gebracht ſei.

Man führt Schuzkriege, und dieſe ſind ohn' allen Widerſpruch die gerechteſten.

Man führt Kriege aus Eigennuz, und dazu werden Könige genötigt, wenn ſie ſich im Beſiz der Gerechtſame erhalten wollen, die man ihnen ſtreitig macht; ſie vertheidigen ſelbige mit den Waffen in der Hand, und Treffen entſcheiden die Gültigkeit ihrer Gründe.

Man führt Kriege aus Vorſicht, und Fürſten thun daran weislich. Freilich ſind es Truzkriege; demungeachtet aber gerecht. Wenn die auſſerordentliche Gröſſe einer Macht bereit ſcheint, aus ihrem Bette zu treten und den Erdkreis zu verſchlingen, ſo iſt es der Klugheit gemäs, ihr Dämme entgegenzuſezen und den Strom eines Fluſſes zu hemmen, wenn man ſeiner noch mächtig iſt.

Man ſieht Wolken ſich zuſammenziehn, ein Wetter aufſteigen und die Blize leuchten, die es ankündigen. Da nun ein groſſer Herr, den dieſe Gefahr bedroht, dies Ungewitter allein abzuleiten nicht im Stande iſt, ſo wird er ſich, wenn er klug iſt, mit all' denjenigen vereinigen, welchen gleiche Gefahr, gleiches Intereſſe giebt. Hätten ſich die Könige von Aegypten, Syrien und Macedonien gegen die Römiſche Macht verbündet, ſo hätte ſie dieſe Reiche nie über den Haufen ſtürzen können. Ein weiſe eingerichtetes Bündnis und ein lebhaft unternomner Krieg hätte jene ehrſüchtige Plane ſcheitern machen, deren Erfüllung die ganze Welt in Feſſeln ſchlug.

Es iſt der Klugheit gemäs, mindre Uebel den gröſſern vorzuziehn, ſo wie das Sicherſte ſtatt des Mindergewiſſen zu erkieſen. Sonach iſt es beſſer, daß ein Fürſt ſich in einen Truzkrieg einläst, wenn's bei ihm ſteht, zwiſchen dem Oelzweig und dem Lorbeerzweig zu wählen, als daß er die verzweifelten Zeiten abwartet, wo eine Kriegserklärung ſeine Sklaverei und ſeinen Untergang nur auf etliche Augenblikke verſchieben kan. Es iſt eine zuverläſſige Maxime: beſſer zuvorkommen, als ſich zuvorkommen laſſen. Groſſe Leute haben

ſich

ſich immer wol dabei befunden, wenn ſie ihre Kräfte brauchten, bevor ihre Feinde ſolche Anſtalten trafen, daß ihnen die Hände gebunden und ihre Macht zernichtet war.

Viele Fürſten ſind in die Kriege ihrer Bundsgenoſſen durch Traktaten eingeflochten worden, kraft deren ſie ihnen eine Anzal Hülfstruppen zu geben verpflichtet waren. Weil kein groſſer Herr der Bündniſſe entübrigt ſein kan, da keiner von ihnen in Europa ſich durch ſeine eigne Kraft zu erhalten im Stande iſt, ſo verpflichten ſie ſich, einander im Notfall wechſelſeitig beizuſpringen. Dies trägt zu ihrer Sicherheit, zu ihrer Erhaltung bei.

Der Ausgang entſcheidet, welcher von den Verbündeten die Früchte des Bündniſſes einſamlet; eine glükliche Gelegenheit begünſtigt jezt den einen, ein vortheilhafter Umſtand ſteht dem andern bei. Rechtſchaffenheit und Weltklugheit erfordern ſonach ohne Unterſchied von den Fürſten die gewiſſenhafteſte Erfüllung ihrer Zuſagen und die heiligſte Haltung ihres Worts, und das um ſo mehr, da durch Bündniſſe der Schuz, den ſie ihren Völkern angedeihen laſſen, mehr Kraft und Nachdruk erhält.

Mithin ſind alle Kriege gerecht, deren Endzwek blos dahin geht, Thronräuber zu vertreiben, gegründete Gerechtſame aufrecht zu erhalten, die Freiheit der ganzen Welt in Sicherheit zu ſtellen, und die Gewaltthätigkeiten und Unterdrükkungen der Ehrgeizigen zu vermeiden. Ein groſſer Herr, der dergleichen Kriege unternimt, hat ſich nicht das vergoſſene Blut vorzuwerfen; er handelt blos aus Notwendigkeit ſo, und in dergleichen Umſtänden iſt Krieg minderes Uebel, als Friede.

Die Materie bringt mich natürlicherweiſe dahin, der Fürſten zu gedenken, die durch einen im Alterthum unerhörten Handel mit dem Blute ihrer Unterthanen Gewerbe treiben. Ihr Hof gleicht einem Ganthauſe, wo die Truppen den Meiſtbietenden verkauft werden.

Zum Schuz des Vaterlandes iſt der Soldat da; ihn andern leihen, wie man Doggen zu Thierhazen verkauft, heist meines Erachtens den Endzwek des Handels und Krieges zugleich umkehren. Heilige Sachen zu verkaufen, ſagt man, ſei nicht erlaubt: was iſt nun wol heiliger, als Menſchenblut?

Was Religionskriege anlangt, ſo ſind ſelbige, wenn ſie einheimiſche ſind, faſt immer die Folgen

der

der Unvorſichtigkeit des Landsherrn, der eine Sekte auf Koſten der andern begünſtigt, die öffentlichen Andachtsübungen gewiſſer Religionen zu ſehr eingeſchränkt oder ausgedehnt hat, ſonderlich aber, wenn er den Streitigkeiten der einen Partei Gewicht gegeben hat. Die bald verglimmenden Funken, wenn der Oberherr ſich nicht darin miſcht, werden groſſe Brände, wenn er ihnen Nahrung giebt.

Die Civilverwaltung des Staats mit Nachdruk führen, jedwedem Gewiſſensfreiheit laſſen; ſtets König ſein und nie den Prieſter machen, iſt das ſicherſte Mittel, den Staat vor Ungewittern zu bewahren, die der entſcheidungsſüchtige Lehrgeiſt der Gottesgelehrten oft zu erregen ſucht.

Auswärtige Religionskriege ſind der Gipfel der Ungerechtigkeit und Ungereimtheit. Von Aachen abreiſen, um die Sachſen mit dem Stahl in der Hand, wie Karl der Groſſe zu bekehren, oder eine Flotte ausrüſten, um dem Sultan von Aegypten den Vorſchlag zu thun, Chriſt zu werden, ſind höchſt ſonderbare Unternemungen! Die Wut zu den Kreuzzügen iſt vorüber; gebe Gott, daß ſie nie wieder zurükkehre!

Der

Der Krieg überhaupt iſt ſo fruchtbar an Unglüksfällen, der Ausgang ſo unzuverläſſig, die Folgen einem Lande ſo verderblich, daß Fürſten ſich nicht genugſam bedenken können, ehe ſie ſich darin einlaſſen. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Truppen in einem feindlichen Lande verüben, ſind nichts in Vergleich mit den Unglüksfällen, welche grade auf die Staaten der Fürſten zurükfallen, die im Krieg befangen ſind. Warlich dieſe Unternemung iſt ſo ernſthaft, von ſolchem Belange, daß man erſtaunen mus, wie ſich viele Könige ſo leicht dazu haben entſchlieſſen können.

Ich bin überzeugt, wenn die Monarchen ein wahres und treues Gemälde der Drangſale ſähen, welche eine einzige Kriegserklärung ihren Völkern zuzieht, ſie würden dabei nicht unempfindlich ſein. Ihre Einbildungskraft iſt nicht lebhaft genug, ſich Uebel ganz natürlich vorzuſtellen, die ihnen ganz unbekant ſind, und wovor ſie ihr Stand ſchüzt.

Wie ſolten ſie jene Auflagen fühlen, die das Volk zu Boden drükken? Wie jene Entblöſſungen des Landes durch das Werben der jungen Manſchaft in ſelbigem? Wie jene anſtekkende

Krank-

Krankheiten, welche die Armeen verwüſten? Wie das Schrekliche der Schlachten, und das noch gröſſere Blutbad bei Belagerungen? Wie die Troſtloſigkeit der Verwundeten, denen das feindliche Eiſen einige von ihren Gliedmaaſſen geraubt hat, die einzigen Werkzeuge ihres Fleiſſes und Unterhalts? Wie den Schmerz der Waiſen, die durch den Tod ihres Vaters die einzige Stüze ihrer Schwachheit verloren haben? Wie den Verluſt ſo vieler dem Staate nüzlicher Menſchen, die der Tod vor der Zeit wegmähet?

Die Fürſten, die nur in der Welt ſind, um die Menſchen glüklich zu machen, ſolten an alles das wol denken, bevor ſie ſelbige um nichtsbedeutende, kahle Urſachen alle dem ausſezen, was die Menſchheit am meiſten zu befürchten hat.

Fürſten, die ihre Unterthanen für Sklaven anſehn, ſezen ſie ohne Barmherzigkeit aufs Spiel, und verlieren ſie ohne Bedauern; Fürſten aber, welche die Menſchen als ihres Gleichen betrachten, und das Volk als den Körper, den ſie beſeelen, ſind mit dem Blut ihrer Unterthanen karg.

Ich bitte hier am Schluſſe dieſer Schrift alle Monarchen und Regenten, ſich durch die Freimütigkeit nicht beleidigt zu finden, mit der ich zu

ihnen

ihnen geſprochen habe; mein Zwek iſt, Warheit zu ſagen, Tugend zu erwekken, und Niemanden zu ſchmeicheln. Die gute Meinung, die ich von den jeztregierenden Fürſten habe, macht, daß ich ſie würdig achte, die Warheit zu hören. Nur den Neronen, den Alexanders den Sechsten, den Cåſar Borgias, den Ludwigs den Elften durfte man ſie nicht ſagen; allein, dem Himmel ſei Dank, dergleichen Menſchen rechnen wir nicht mehr zu den Europäiſchen Fürſten, und man kan ihnen kein ſchönres Lob geben, als das: man darf vor ihnen Alles ohne Scheu tadeln, was die königliche Würde entehrt, und die Gerechtigkeit und Menſchlichkeit beleidigt.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapittel.

Wie vielerlei Arten Fürſtenthümer es giebt, und wie man zu ſelbigen gelangen könne. 9.

Zweites Kapittel.

Von Erbfürſtenthümern. 12.

Drittes Kapittel.

Von vermiſchten Fürſtenthümern. 15.

Viertes Kapittel.

Warum Darius Reich nach dem Tode Alexander's, ſeines Eroberers, ſich nicht empöret hat. 23.

Fünftes Kapittel.

Wie man in denen Städten und Für-ſtenthümern regieren müſſe, die

vor

Seite

vor ihrer Einname nach eigenthümlichen Geſezen beherſcht wurden. 28.

Sechstes Kapittel.

Von den neuen Staaten, die ein Fürſt durch ſeine Tapferkeit und durch ſeine eigne Waffen erwirbt. 33.

Siebentes Kapittel.

Von neuen Fürſtenthümern, die man durch fremde Waffen oder durch Glük erwirbt. 41.

Achtes Kapittel.

Von denen, die durch Verbrechen Fürſten geworden ſind. 49.

Neuntes Kapittel.

Von bürgerlicher Staatsverwaltung. 55.

Zehntes Kapittel.

Was der Maasſtab der Stärke aller Fürſtenthümer ſein müſſe. 59.

Elftes Kapittel.

Von geiſtlichen Fürſtenthümern. 66.

Zwölftes Kapittel.

Wie vielerlei Arten des Militärs es giebt, und was von beſoldeten Kriegsleuten zu halten ſei. 71.

Seite

Dreizehntes Kapittel.

Von den Hülfsvölkern, vermiſchten und eignen. 79.

Vierzehntes Kapittel.

Unterricht eines Fürſten im Betref des Militär's. 84.

Funfzehntes Kapittel.

Was Urſach iſt, daß man die Menſchen und hauptſächlich die Fürſten lobt oder tadelt. 92.

Sechszehntes Kapittel.

Von Freigebigkeit und Wirtlichkeit. 95.

Siebzehntes Kapittel.

Von Grauſamkeit und Milde, oder ob's beſſer ſei geliebt, als gefürchtet zu werden. 99.

Achtzehntes Kapittel.

Ob ein Fürſt Wort halten müſſe. 104.

Neunzehntes Kapittel.

Verachtung und Has mus man vermeiden. 114.

Zwanzigſtes Kapittel.

Ob Feſtungen und viele andre Einrichtungen und Anſtalten, welche die

Seite
Fürſten oft treffen, nüzlich oder ſchädlich ſind. 124.

Einundzwanzigſtes Kapittel.
Wie ein Fürſt ſich betragen müſſe, um ſich in Hochachtung zu ſezen. 134.

Zweiundzwanzigſtes Kapittel.
Von den Miniſtern der Fürſten. 145.

Dreiundzwanzigſtes Kapittel.
Wie man den Schmeichlern entfliehen mus. 150.

Vierundzwanzigſtes Kapittel.
Weshalb die Italieniſchen Fürſten ihre Staaten verloren haben. 154.

Fünfundzwanzigſtes Kapittel.
Wie viel das Glük in Welthändeln vermag, und wie man ihm widerſtehn kan. 161.

Sechsundzwanzigſtes Kapittel.
Von den verſchiednen Arten der Unterhandlungen und den Gründen zum Kriege, die man rechtmäſſig nennen kan. 175.

Lob=

Lobreden.

Auf
Herrn Jordan.

Vorgeleſen in der öffentlichen Verſamlung der Akademie der Wiſſenſchaften den 24ſten Jänner 1746.

Charles Etienne Jordan ward den ſieben- undzwanzigſten Auguſt 1700 zu Berlin aus einer guten bürgerlichen Familie geboren, die urſprünglich aus der Dauphine' war. Sein Vater, welcher der Religion halber ſeine Heimat verlaſſen hatte, erhielt in ſeiner Seele jenen brünſtigen Eifer, der einzig und allein damit beſchäftigt, dem Himmel Gnüge zu leiſten, von den Angelegenheiten dieſer Welt nicht ſtets unparteiiſch, und richtig urteilt. Die drei älteſten von ſeinen Söhnen hatt' er zur Handlung beſtimt, und den Jüngſten widmete er der Kirche, ohne deſſen Neigung und Talente zu Rathe zu ziehn.

Der junge Jordan hatte eine brennende Leidenſchaft für die Wiſſenſchaften und für's Studiren; er verſchlang mit auſſerordentlicher Gierigkeit all' die Bücher, die ihm in die Hände fielen, dem unwiderſtehlichen Triebe folgend, womit

die Natur gute Köpfe zu ſtempeln pflegt, deren jedem ſie ſein eignes Gepräge giebt. Der Vater wurde dadurch irre geführt, und da er der Meinung war, unter einem Gelehrten verſtünde man nur einen Prediger oder Theologen, ſo ſandt' er ſeinen Sohn nach Magdeburg, um daſelbſt unter der Anführung ſeines Oheims zu ſtudiren, welcher Prediger in dieſer Stadt war.

Im Jahre 1719 begab er ſich nach Genf, woſelbſt er die geſchikteſten Lehrer in der Philoſophie, Beredſamkeit und Gottesgelahrtheit fleiſſig hörte. Nachdem er ſich Genf's Schäze zu eigen gemacht hatte, wenn ich ſo ſagen darf, flog er nach Lauſanne, um dort aus neuen Quellen neue Kentniſſe zu ſchöpfen.

Bei ſeiner Zurükkunft nach Berlin im Jahre 1721 wurd' er mit dem Herrn La Croze bekant, der ihn aus Freundſchaft ſowol in Sprachen, als in Wiſſenſchaften unterrichtete. Nachher ſezt' er ſein Studium der Gottesgelahrtheit aus Ehrerbietung gegen den Willen ſeines Vaters fort, und ward, nachdem er all' die Stufen beſtiegen hatte, die vorm Predigtamte liegen, im Jahre 1725 mit dieſem Karakter bekleidet. Man über-

gab

gab ihm die Führung der kleinen Kirche zu Pozlow, einem Märkiſchen Dorfe.

Die Jugend des Herrn Jordan, die hervorſtrömende Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und ſeine brennende Liebe für ganz andre Studien, als die Theologiſchen, machten ihn die Gröſſe des Opfers fühlen, das er ſeinem Vater brachte. Um ihn hierüber zu tröſten, verſezte man ihn aus ſeinem Dörfchen nach Prenzlow im Jahre 1727. Prenzlow war eine ſehr enge Sphäre für Herrn Jordan. Er war ein Spaniſcher Klepper vor einem Pfluge. Sein ämſiger Fleis und ſein umfaſſendes Gedächtnis waren mit ſeiner Bibliothek bald zu Rande gekommen; ein Mann ſeines Alters konte und muſte ſich nicht blos auf Unterhaltung mit den Todten einſchränken, er muſte auch die Geſellſchaft der Lebendigen genieſſen. Dies vermochte ihn, ein Frauenzimmer zu ehlichen, in der er die ſo ſelten vereinigten Gaben, Schönheit, Verſtand und Tugend fand. Es war Suſanne Perreault, mit der er während ihrer fünfjährigen Ehe zwei Töchter erzeugte.

Eben der Geiſt, der Geſchmak an Wiſſenſchaften einflöst, treibt diejenigen, die ihn haben,

zu genauer Erfüllung ihrer Pflichten an. Je richtiger die Urtheilskraft iſt, je klärer die Begriffe ſind, und je mehr man nach Grundſätzen handelt, je geneigter iſt man, ſich ſeiner Amtspflichten, von welcherlei Art ſie auch ſein mögen, ohne Vorwurf zu entledigen.

So handelte Herr Jordan. Gab es Mishälligkeiten unter der Heerde, deren geiſtlicher Hirt er war, ſo war er es, der Worte des Friedens zu ihnen brachte, und mit unermüdbarer Thätigkeit an der Wiederverſöhnung der Gemüther arbeitete. Gab es Betrübte und Gebeugte unter ſeiner Gemeine, ſo war es Herr Jordan, der ſie tröſtete, der ſeine Lieblingswiſſenſchaft, der ſeine Frau, und alles das verlies, was ihm das Liebſte war, um Beruhigung und Seelenfrieden denen wiederzuſchaffen, die durch unmäſſige Traurigkeit, und durch die wenige Gewalt über ſich ſelbſt, deren beraubt waren. Gab es unter ſeiner Heerde Kranke und Sterbende, ſelbſt aus der Klaſſe des Lebens, die wegen der abſchäzigen Arbeiten verächtlich iſt, die ſie treibt, ſo war es gleichfals Herr Jordan, deſſen mitleidiges und zärtliches Herz in ihren lezten Stunden dieſen Leuten beiſtand, die ohne ihn ſonder Hülfe

ſe gelitten hätten, und ſonder Troſt geſtorben wären.

Ein ſo dienſtfertiger Karakter, dieſe ſich nie verleugnende Güte des Herzens, dieſer unerſchöpfliche Reichthum an Nächſtenliebe, mit Einem Worte, all' die guten Eigenſchaften des Herrn Jordan's ſchaften ihm die Liebe und Achtung aller der Franzoſen, die ſeit Widerrufung des Edikts von Nantes ſich zu Prenzlow niedergelaſſen hatten. Nahm er Antheil an ihrer Betrübnis und an ihren Unglüksfällen, ſo waren ſie eben ſo gefühlvoll bei dem Tode ſeiner Gattin, die er im März 1732 verlor.

Die Lebhaftigkeit ſeines Temperaments, und die Macht, womit Leidenſchaften über jugendliche Seelen herſchen, erlaubten dem Herrn Jordan nicht, dieſen Verluſt mit ſtoiſcher Standhaftigkeit zu ertragen. Ein wahres Bild der menſchlichen Gebrechlichkeit, die uns erlaubt, durch unſre Gründe über die Schwachheiten andrer zu triumphiren, die aber die Waffen unſrer Hand entſinken läſt, wenn es uns ſelbſt angeht.

Gram und Betrübnis zernagten die Blüte ſeines Lebens; ſeine Geſundheit litt dermaſſen, daß

er

er wiederholte Anfälle von Blutauswerfen bekam und nahe daran war, ſich im Grabe mit der Aſche ſeiner Gattin zu vereinigen. Seine Krankheit artete in Melankolie aus, und er nahm dieſen Vorwand, ſein Predigeramt niederzulegen, und ging nach Berlin, um da die Süſſigkeiten des Studirens und der Ruhe zu ſchmekken.

Bei dem Kummer, der aus Zärtlichkeit entſpringt, iſt die Betrübnis um ſo hartnäkkiger, da ſie ſich durch löbliche Beweggründe gerechtfertigt glaubt. Alles das, was an die erlittenen Verluſte erinnert, reist die Wunden von neuem wieder auf, und ſtöst in ſelbige den Dolch der Schwermuth, den die Hände der Beſtändigkeit und der Treue führen; Zerſtreuungen, und die allindernde Zeit haben allein das Recht, ihn zu heilen.

Dieſe Betrachtungen, woran ſich noch die inſtändigſten Bitten ſeiner Anverwanten ſchloſſen, beſtimten den Herrn Jordan, eine Reiſe nach Frankreich, England und Holland zu machen. Er beflis ſich auf ſelbiger nicht, ſich das Schauſpiel der beweglichen Bühne der Welt zu geben; ſein zur Philoſophie und den Studien geneigter

Geiſt

Geiſt machte ihn dieſe Reiſe ganz von der litterariſchen Seite nemen.

Er lies es nicht dabei bewenden, Palläſte zu beſehn, anſehnliche Gebäude zu betrachten, und einen Zuſchauer der mancherlei Zeremonien abzugeben, die von denen ſeiner Heimat ſehr abweichen; die einzige Frucht, welche der Leichtſin und die wenige Unterſcheidungskraft der meiſten jungen Leute von ihren Reiſen einärndten. Denn in der That, was für Nuzen kan man aus der Beſichtigung jener Werke ziehn, die Früchte der Wolhäbigkeit, oft der Verſchwendung ſind? Er lies ſich's am allermeiſten angelegen ſein, jene groſſe Männer kennen zu lernen, deren umfaſſender Geiſt, deren erhabnes Genie, und deren Gelehrſamkeit ihrem Vaterlande und ihrem Jahrhunderte Ehre machen. Ich will die Namen eines Graveſandes, Muſchenbröcks, Voltaires, Fontenellens, Dubos, Clarkes, Popens, Le Moirre, und ſo vieler andern, die ich aus Liebe zur Kürze übergehe, nicht erſt herrechnen.

Dieſe berühmten Männer waren es, die Herr Jordan ſprechen wolte, und die er kennen zu lernen verdiente. Auf die Art reiſeten ehemals die Römer nach Griechenland, und zumal nach

Athen, um ihren Geiſt und Geſchmak in dieſem Lande zu bilden, das damals die Wiege der ſchönen Künſte, und die Freiſtäte talentvoller Köpfe jeglicher Art war. Er befriedigte ſeine Neugier; doch daran hatt' er nicht genug, er befriedigte auch die Empfindungen ſeines Herzens.

Er ſezte ſeine Reiſe auf, worin er der Treflichkeit des Genies, und den Talenten dieſer seltnen Männer, für die er ſein ganzes Leben hindurch groſſe Achtung beibehielt, Gerechtigkeit wiederfahren lies. Wie ſchwer wird es der Eigenliebe, dem Verdienſte eine unverfälſchte ganz neidloſe Huldigung zu leiſten! Die guten Eigenſchaften von Unſersgleichen, zumal von denjenigen, die mit uns einerlei Bahn durchlaufen, ſcheinen die unſrigen herabzuwürdigen, und es iſt ein ſeltner Fal, daß Beſcheidenheit und Unparteilichkeit ſich mit vielem Geiſt und mit vielen Kentniſſen vereinigen. Inzwiſchen waren dies dem Herrn Jordan ganz eigenthümliche Tugenden, an denen er ſein ganzes Leben hindurch feſt gehängt hat, und ohne welche er die groſſe Menge Freunde nicht würde hinterlaſſen haben, die ſeinen Verluſt wahrhaft bedauern.

Nach ſeiner Zurükkunft in Berlin ſchlos er ſich wieder in ſeine Studierſtube ein, wo jener edle

edle Wetteifer, der gutgeartete Seelen zur Vervolkomnung anſpornt, ihn zum Studieren aufmunterte. Er las alles, und lies nichts von dem verloren gehn, was er geleſen hatte. Sein Gedächtnis war von ſolchem Umfange, daß es gleichſam ein volſtändiges Regiſter aller Bücher, aller verſchiednen Lesarten und Ausgaben, und der ſeltenſten Anekdoten der Art war.

Der Geiſt, die Verdienſte, und zumal der gute Karakter des Herrn Jordan verſtatteten ihm nicht, länger in ſeinem Kabinette begraben zu bleiben. Der Kronprinz, — der jeztregierende König, — rief ihn im September 1736 in ſeine Dienſte. Seit der Zeit brachte er ſein Leben in Rheinsberg zu, getheilt zwiſchen Studieren und Geſellſchaft, von jederman geſchäzt und geliebt, und die Geſchliffenheit, die der Umgang mit der ſchönen Welt giebt, mit den gründlichſten Kentniſſen vereinigend. Er gab den Wiſſenſchaften eine heitre, lachende Mine, und in die anmutigſten, geſchmakvollſten Gewänder gehüllt, führt' er ſie beim dortigen Hofe ein.

Nach Friedrich Wilhelms Tode ſezte ihn der König in eine Lage, worin er die Talente ſeines Geiſtes und die Tugenden ſeines Herzens

zum

zum Beſten ſeines Vaterlandes anwenden konte. Er wurde mit dem Geheimderathstitel bekleidet. Er wandte all' die Sagacität ſeines Geiſtes zur Wolfahrt des Staats an. Ihm hat Berlin die neuen Polizeieinrichtungen zu verdanken, wodurch die ſchöne Ordnung daſelbſt eingeführt wurde, die man daſelbſt herſchen ſieht. Alle Straſſen wurden von jener nichtswürdigen und verworfnen Klaſſe Müſſiggänger geſäubert, deren trügende Geſtalt die Mildthätigkeit der Bürger misbraucht.

Durch ſeine Vorſorge und Anſtalten wurde ein Arbeitshaus errichtet, in welchem tauſend Leute, die dem Publikum zur Laſt fielen, ſich nunmehr von ihrem Fleiſſe nähren, und ihre Kräfte zum gemeinen Beſten anwenden. Die Stadt wurde in Viertel abgetheilt, deren jedem Männer vorgeſezt wurden, um über die Polizeigeſeze zu wachen. Die hohen Schulen wurden mit geſchikten und gelehrten Profeſſoren verſehn; denn Urteilskraft und Kenntniſſe leuchteten vor. All' dieſe neue Anſtalten und die ſorgfältige Bemühung, die Akademieen blühend zu machen, hat man der Thätigkeit des Herrn Jordans zu verdanken. Im Jahre 1744 bei der Erneurung dieſer Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften wurde er zu deren Vicepreſidenten ernant.

Man ſage nicht, daß die Kultur der Wiſſenſchaften und Künſte die Menſchen zu Geſchäftsſachen untauglich mache. Der geſunde, richtige Verſtand macht in all' den Materien, die er umfaſſet, gleiche Fortſchritte; die Wiſſenſchaften, weit entfernt, jemanden herabzuſezen, geben in allen Aemtern und Bedienungen denjenigen einen neuen Glanz, die ſie anbauen. Die groſſen Männer des Alterthums bildeten ſich unter der Vormundſchaft der Wiſſenſchaften, wenn ich mich des Ausdruks bedienen darf, bevor ſie die Würden des Staats begleiteten; und das, was zur Aufklärung des Geiſtes, zur Vervolkomnung der Urteilskraft und zur Erweiterung der Sphäre der Kentniſſe dient, bildet gewis Leute, die zu allen Fächern taugen.

Es ſind dies ſorgfältig gepflegte Pflanzen, deren Blüte und Früchte höhere Schönheit und treflichern Geſchmak haben, wie die von jenen Bäumen, die in wilden Holzungen, ſich ſelbſt überlaſſen, auf ein Geratewol wachſen, und deren ſeltſam in einander gewirrte Aeſte ſelbſt nicht einmal dem Auge ein behägliches Schauſpiel darbieten.

Als der König, nach Kaiſer Karls des Sechsten Tode an der Spize ſeiner Armeen nach Schleſien ging, um das Erbtheil ſeiner Ahnen zurükzu-

fordern, das der Wohlſtand des Hauſes Oeſter⸗reichs, das ſeiner Gerechtſame wenig achtete, ihm lange Jahre hindurch vorenthalten hatte; ſo folgte Herr **Jordan** Sr. Majeſtät in dem Feld⸗zuge von 1741, den ſanften Umgang der Muſen mit dem Getöſe der Waffen und den Zerſtreuungen eines Heers verbindend, das in beſtändiger Be⸗wegung und Thätigkeit war.

Dieſe Feldzüge und ſein häufiger Auffenthalt am Hofe lieſſen ihm gleichwol ſo viel Zeit übrig, an den verſchiednen Werken zu arbeiten, die er uns hinterlaſſen hat; nämlich eine Lateiniſche Ab⸗handlung über das Leben und die Schriften des Jordanus Brunus ein *Recueil de Litterature de Philoſophie & d'Hiſtoire*, *L'Hiſtoire de la Vie & des Ouvrages de M. la Croze*, einige Hand⸗ſchriften ungerechnet, die übertriebne Beſcheidenheit ihn in den Druk zu geben verhinderte.

Er ſagte, man müſſe Licht in jene finſtre Orte tragen, welche die neidiſche Natur den Men⸗ſchen verbergen zu wollen ſcheint; man müſſe den Erdkreis durch neue und ſeiner Aufmerkſamkeit wür⸗dige Thatſachen unterrichten; oder troknen Mate⸗rien Fruchtbarkeit zu geben, und ein entfleiſchtes Gerippe mit den Zügen und dem zarten, weichen Fleiſche einer Venus de Medicis zu bekleiden ver⸗

ſtehn,

ſtehn, wenn man ſeine Werke bekant machen, und die Preſſen in Umlauf ſezen wolle. Seine äuſſerſt genaue Kritik hatte nur ſeine Arbeiten zum Gegenſtande, und er ſchien ſogar die erſten Produkte zu bereuen, die in ſeiner Jugend der Feder entſchlüpft, und ins Publikum gegangen waren. Seine Eigenliebe unterjochend, beſſerte er unablässig an ſeinen neuen Schriften, und glaubte nie, daß er durch ſeine Arbeit, und durch ſeinen anhaltenden Fleis Beweiſe genug von der Achtung und Ehrerbietigkeit geben könte, die ein Schriftſteller der Welt ſchuldig iſt.

Bei all' den Vortheilen, deren Herr Jordan genos, fehlte ihm weiter nichts, als ein minder beſchränktes Leben, wie das ſeinige. Die Wiſſenſchaften, das Vaterland und ſein Herr verloren ihn durch eine langwierige und ſchmerzhafte Krankheit, die ihn den 24ſten Mai 1745 in einem Alter von vierundvierzig Jahren und einigen Monaten wegris, ohne daß ihn ſeine Geduld bei denen Quaalen verlies, deren Bürde durch die Dauer ſchwerer wird, und die oft den feſteſten Seelen und ſelbſt denen unerträglich werden, deren Standhaftigkeit in den augenſcheinlichſten Gefaren unerſchütterlich ſcheint.

Herr Jordan war mit einem lebhaften, durchdringenden und zugleich eines angeſtrengten Fleiſſes

fähigen Geiſte geboren. Sein Gedächtnis war umfaſſend, und in ſelbigem lag, wie in einem Magazine eine Auswal alles desjenigen aufgeſpeichert, was die guten Schriftſteller in allen Jahrhunderten nur Auserlesnes hervorgebracht haben. Seine Urteilskraft war ſicher, und obgleich ſeine Imagination glänzend war, ſo hielt dennoch die Vernunft ſie im Zügel. Unausſchweifend in ſeinen wizigen Einfällen, ohne Trokkenheit in ſeiner Moral, zurükhaltend in ſeinen Meinungen, offen in ſeinen Geſprächen, der Akademiſchen Sekte vor den übrigen Meinungen der Philoſophen den Vorzug gebend, brennend eifrig ſich zu unterrichten, beſcheiden in Deciſionen, die Verdienſte liebend, und ſie bekant machend; voller Urbanität und Wolthätigkeit, die Wahrheit liebend und ſie nie verheelend, menſchlich, grosmütig, dienſtfertig, guter Bürger, treu ſeinen Freunden, ſeinem Herrn und ſeinem Vaterlande, betrauerten alle Biedermänner ſeinen Tod; die Bosheit des Neides verſtumte vor ihm, der König und alle die ihn kanten, beehrten ihn mit den ungeheucheltſten Klagen.

Das iſt der Lohn wahrer Verdienſte, im Leben hochgeſchäzt zu werden, und nach dem Tode zum Muſter zu dienen.

Auf den

General von Golze.

Vorgeleſen in der öffentlichen Verſamlung der Akademie der Wiſſenſchaften den 24ſten Jänner 1748.

George Konrad, Freiherr von Golz, Generalmajor der Armeen des Königs, Kommandant der Gensd'armes, Generalkriegskommiſſar, Droſt zu Kotbus, Peiz, Aſchersleben, Ritter des Johanniterordens, Herr von Kutlau, Neukranz, Mellentin, Heinrichsdorf, Pepau, Blumenwerder, Lariſch und Langenhof, wurde 1704 zu Parſow in Pommern von Henning, Bernhard, Freiherrn von Golz, Königlich. Polniſchen Ritmeiſter, und von Marie Katharine von Heidenbrecht geboren. Bei den Jeſuiten zu Thoren machte er ſeine Humaniora, und von da ging er nach der Univerſität Halle, woſelbſt er ſich in den Wiſſenſchaften feſter zu ſezen, und ſich die Kentniſſe zu erwerben ſuchte, die ein junger Mann von Stande braucht, den ſeine Aeltern zu Staatsgeſchäften beſtimt haben.

Im Jahre 1725 zog ihn ſein Oheim, der Graf von Manteufel, damaliger Staatsminiſter,

ſter, in die Dienſte des Königs von Pohlen. Im Jahre 1727 wurde der Herr von Golz mit dem Grafen von Hoim als Geſandtſchaftsrath nach Frankreich geſchikt. Zwei Jahre darauf wurde er nach Sachſen zurükberufen, woſelbſt er wirklicher Legationsrath ward, und zugleich den Kammerherrenſchlüſſel erhielt.

Die Kabalen eines intrikenvollen Hofes ſtürzten ſeinen Beſchüzer, und erſchütterten ſein werdendes Glük. Herr von Golz ward der dornenvollen Laufbahn bald ſatt, auf die er ſich begeben hatte; er ſahe nichts vor ſich, als Fälle berühmter Männer und ſchnelle Uebergänge vom Gipfel der höchſten Gunſt zur tiefſten Ungnade und zur Vergeſſenheit; er entſagte daher den Geſchäften des Staats, verlies die Sächſiſchen Dienſte, und wählte einen Stand, worin man nur rechtſchafner Mann ſein darf, um ſein Glük zu machen.

Der Ruf der Preuſſiſchen Truppen und die Liebe zum Vaterlande vermochten ihn, die Dienſte dieſer Krone allen andern vorzuziehn. Im Jahre 1730 erhielt er eine Dragonerkompanie unter dem Regimente von Baireuth. Es war damals nicht leicht, aus andern Dienſten in die Preuſſiſchen zu kommen, und man muste aner-

kante Verdienſte haben, um in ſelbigen aufge-nommen zu werden.

Herr von Golz rechtfertigte die gute Mei-nung, die man von ihm hatte, aufs beſte. Be-gabt mit einem glüklichen Genie, und mit allen Arten von Talenten, hing es nur von ihm ab, alles zu werden, was er wolte, und in jedem Fache Meiſter zu ſein. Kaum war er Offizier, als er an pünktlicher Genauigkeit und Wachſam-keit alle andre bei ſeinem Regimente übertraf; und durch ſeinen angeſtrengten Fleis gelangt' er zu einer ſo vollkomnen Kentnis ſeines Metjes, daß man aus dieſen Anfängen ſogleich urtheilen konte, was er dereinſt werden würde. So erkante Ulyſſes den Achilles, wie er ſelbigem Waffen vorlegte.

Dem hochſeeligen Könige, der ſich treflich auf Menſchen verſtand, war das Genie des Herrn von Golze nicht verborgen geblieben; im Jahre 1733 ſandte er ihn nach Warſchau, wie der Tod des Königs Auguſt von Pohlen, den Intriken, den Parteien und den Zwiſtigkeiten dieſer Repu-blik ein weitläufiges Feld öfneten, die durch die Bewegungen beunruhigt wurde, welche die Euro-päiſche Mächte wegen der Wahl eines neuen Kö-nigs machten.

Herr von Golz durchſpähte nicht nur das, was den groſſen Häuſern dieſes Königreichs am angelegentlichſten war, ſondern hatte auch überdies eine lebhafte Faſſungskraft, und das glükliche Talent, die Wahrheit ſogleich von der Wahrſcheinlichkeit abzuſondern. Seine Berichte verkündigten die Abſichten Pohlens ganz pünktlich zuvor; in den gegenwärtigen Umſtänden las er die Zukunft, und er erledigte ſich ſeines Auftrages mit ſo vieler Geſchiklichkeit, daß die Achtung, die der hochſeelige König für ihn hatte, noch um ein Groſſes wuchs.

Der König konte ihm hiervon keine ihm behagendere Beweiſe geben, als daß er ihm Gelegenheit verſchafte, ſich hervorzuthun; zu dem Ende wählte er ihn, den Feldzug am Rhein 1734 mit den zehntauſend Preuſſen zu machen, die daſelbſt unter den Kaiſerlichen Heeren dienten. Dieſer an groſſen Eräugniſſen unfruchtbare Feldzug täuſchte die Erwartung dieſes muthvollen jungen Mannes, der ſich auszuzeichnen brante. Doch gute Köpfe wiſſen aus allen Vortheil zu ziehn; Herr von Golz lies es jezt ſein Studium ſein, zu erforſchen, wie das Proviantweſen auf gehörigen Fus zu bringen ſei, und in Kurzem übertraf er ſeine Lehrer hierin.

Im folgenden Feldzuge ſezte ihn der König als Obriſtlieutenant zum Regimente von Koſel; allein der unmittelbar darauf erfolgende Friede führte den **Herrn von Golz** von der Praxis des Krieges wieder zur bloſſen Theorie zurük. Er ging mit ſeinem Regimente wieder nach Preuſſen, woſelbſt er ſein altes Lieblingsſtudium, die ſchönen Wiſſenſchaften, wieder vornahm; ein ſo nüzliches Studium für die, ſo ſich dem Waffenhandwerke weihen, daß die meiſten groſſen Feldherren die Stunden ihrer Muſſe ſelbigen gewidmet haben.

Im Jahre 1740, nach dem Tode **Friedrich Wilhelms**, berief der König den **Herrn von Golz** an ſeinen Hof, um ihn beſtändig um ſich zu haben. Der damals entſtehende Schleſiſche Krieg bot den Militärperſonen die ſchönſten Gelegenheiten dar, ſich auszuzeichnen. Der **Herr von Golz** ſezte die Kapitulation von Breslau auf, und wurde an den Fürſten **Leopold von Anhalt** mit dem Befehl geſchikt, gegen Glogau Sturm zu laufen. Er war ſogar einer der Erſten, welche die Wälle dieſer Feſtung erſtiegen, und erhielt, nachdem er dem Könige dieſe Nachricht gebracht hatte, den Auftrag, den Marſch

der

der vierzehn Eſkadrons, welche zur Armee ſtoſſen ſolten, und die erſt nach Endigung der Schlacht bei Mollwiz ankamen, zu beſchleunigen. Herr von Golz bediente ſich ihrer, den Feind auf der Flucht zu verfolgen.

Dieſe Dienſte trugen ihm die Herrſchaft Kutlau ein, deren Lehn eben offen geworden war; allein Herr von Golz, fühlbar für die Gütigkeiten des Königs, zog den Vortheil, ihm nüzlich zu ſein, dem, belohnt zu werden, vor. Arbeitſam, wie er war, konte es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, eine ſo edle Leidenſchaft zu befriedigen.

Im Kriege erkent man hauptſächlich den Werth der Thätigkeit und Wachſamkeit; daſelbſt ſchweigt Gunſt vor dem Verdienſt, verdunkeln Talente die Ruhmredigkeit, und das Wohl des Staats erfodert eine zuverläſſige und einſichtsvolle Wahl der Perſonen, die am meiſten gebraucht werden. Denn wie viele Triebfedern mus man nicht zugleich ſpielen laſſen, um jenen zalreichen Heeren, die man in unſern Tagen aufſtelt, Unterhalt, Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen und ſie in Wirkſamkeit zu ſezen? Es ſind Auswanderungen von Völkern, welche reiſen, indem ſie Erob-

rungen machen, deren ſich jeden Tag erneuende Bedürfniſſe aber regelmäſſigt befriedigt ſein wollen. Es ſind ganze herumziehende Nazionen, die vor dem Hunger zu verwahren ſchwerer fält, als vor ihren Feinden. Die Plane des Feldherren ſind ſonach mit dem Proviantweſen aufs engſte verbunden, und alle ſeine gröſten Projekte werden heroiſche Hirngeſpinſte, wenn er nicht vor allen Dingen darauf bedacht geweſen iſt, ſich wegen der Lebensmittel ſicher zu ſtellen. Derjenige, dem er dieſen Poſten anvertrauet, wird zu gleicher Zeit der Bewahrer ſeines Geheimniſſes, und eben dadurch wird ihm das zu Theil, was der Krieg nur Hohes und der Staat nur Wichtiges hat.

Doch was für Geſchiklichkeit gehört nicht dazu, ſo ſehr ausgebreitete Gegenſtände zu umfaſſen, mit einander verbundene Zwiſchenfälle und zufällige Eräugniſſe vorauszuſehn, und zum voraus ſolche Maasregeln zu treffen, daß ſelbige durch keinerlei Ungefähr können zerrüttet werden? Was für Hülfsquellen des Geiſtes, was für ſtrenge Aufmerkſamkeit iſt nicht nötig, eine Menge unruhiger, ungeduldiger und unerſätlicher Leute an allen Orten und zu allen Zeiten mit dem Not-

wendigen und mit dem Ueberflüſſigen zu verſorgen? All' dieſe verſchiedne Talente und all' dieſe glükliche Fähigkeiten fanden ſich in der Perſon des Herrn von Golze vereinigt. Der König machte ihn zum Intendanten der Armee; und was noch merkwürdiger iſt, jederman gab dieſer Wahl völligen Beifall.

Herr von Golz war gleichſam der Proteus der Fabel; er that in dieſem einzigen Feldzuge die Dienſte eines Generaladjutanten, eines Generals, eines Intendanten und ſogar eines Staatsunterhändlers. Ihm wurde ein geheimer und wichtiger Auftrag gegeben, wovon die Welt nie volkomne Wiſſenſchaft erlanget hat; was aber dem Publikum nicht unbekant blieb, war, daß er von einem Poſten zu den andern überging, ohne daß man wahrnam, daß er die Beſchäftigungen änderte, indem er ſich ſeiner Amtspflichten jederzeit gleich gut entledigte.

Im Jahre 1742 folgte er dem Könige nach Böhmen, und gab in der Schlacht bei Czaslau Beweiſe ſeiner Kriegsgeſchiklichkeiten, welche die Kenner urtheilen machten: ſein Genie verträte bei ihm die Stelle der Erfahrung. Mit Ende

des

des Feldzugs wurde er Obriſter und erhielt zugleich das Kommando über die Gensd'armes.

Der Breslauer Friede, der eine Folge dieſes Sieges war, führte ihn nach Berlin zurük, woſelbſt er bei Erneurung der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu deren Ehrenmitgliede erwählet wurde. Er wohnte oft unſern Verſamlungen bei, zu welchen er ſo mannichfache und ſo ausgebreitete Kentniſſe mitbrachte, daß keine der Materien, die hier abgehandelt wurden, ihm fremd oder neu war.

Im Jahre 1743 wurde er Generalmajor, und die Pflichten ſeines Poſtens entzogen uns ihn das Jahr darauf durch Veranlaſſung des wieder von neuem ausbrechenden Krieges. Der **Herr von Golz** war bei allen Expeditionen in dieſem Feldzuge gegenwärtig, und bei allen nüzlich, indem er durch ſeinen Scharfſinn Hülfsmittel zum Unterhalte der Truppen ſelbſt da ausfindig machte, wo es ſchien, daß Hungersnoth den Feindſeligkeiten Einhalt thun würde.

Wir kommen endlich zum ſchönſten Zeitpunkte ſeines Lebens, zu dem Feldzuge von 1745; einem Feldzuge, worin er Gelegenheit hatte, den ganzen Umfang ſeiner Fähigkeiten zu entwikkeln.

Im

Im Anfange dieſes Jahres theilte ihm der König den Plan ſeines Feldzugs mit, der darin beſtand, den Krieg, mittelſt einer Schlacht, angrifsweiſe zu führen, und die Feinde bis in ihre eigne Provinzen zu verfolgen. Was die Operation des **Herrn von Golz** erſchwerte, war die Ungewisheit der Gegend, wohin die Feinde ihre gröſte Macht ziehn würden; deshalb muſte er zwiefache Anſtalten treffen, ſo wol gegen die Grenzen von Mähren, als auch gegen die von Böhmen.

Die ganze Welt weis, daß die Feinde durch Böhmen in Schleſien eindrangen, und daß bei der Gelegenheit die Schlacht bei Friedberg den vierten Juni geliefert wurde. Der **Herr von Golze** focht auf dem rechten Flügel an der Spize ſeiner Brigade Kavallerie und that während der Schlacht und beim Nachſezen Wunder. Kaum war er vom Pferde geſtiegen, als er die Feder zur Hand nahm, und hundert verſchiedne Ordres wegen Einrichtung der Zufuhren ſtellte, die noch denſelben Tag der Armee folgen ſollten.

Die Preuſſen trieben die Truppen der Königin von Ungarn bis jenſeits Königsgräz. Der König ging über die Elbe, und lagerte ſich beim Dorfe Kulm, das noch eine Meile weiter liegt.

Sonach

Sonach waren die Preuſſen auf zehn Meilen von ihren Magazinen entfernt, hatten eine Kette von Bergen hinter ſich, die ſie davon trenten, keinen ſchifbaren Flus, deſſen ſie ſich bedienen konten, und rings um ihr Lager eine Gegend, welche ihre Bewohner verlaſſen, und dadurch zur Wüſte gemacht hatten. Der Herr von Golze überwand all' dieſe Hinderniſſe; und wiewol die geringſten Lebensmittel aus Schleſien gezogen wurden, ſo nahm doch niemand dieſe Schwierigkeiten wahr, und das Heer lebte in Ueberflus.

Wenn man die erſtaunliche Menge von Detaljes unterſucht, welche ſein Poſten nach ſich zog, ſo ſollte man glauben, daß Ein Menſch ſelbigen nicht gewachſen ſei; allein der Herr von Golze hatte jenes dem Cäſar eigenthümliche Talent, vier Sekretären, wie dieſer groſſe Mann, zugleich zu diktiren, und behielt ungeachtet der Laſt der verwikkeltſten und ſchwierigſten Beſchäftigungen einen freien und heitern Kopf.

Kaum wurde der Herr von Golze Generalkommiſſar und Droſt von Kotbus und Peiz, als er ſeinem Herrn hierüber ſeine Erkentlichkeit auf die edelſte Art bezeigte, die einem Unterthan gegen

ſeinen Oberherrn frei ſteht, das heiſt, durch noch wichtigere Dienſte als die bisher geleiſteten waren.

Politiſche und militäriſche Gründe vermochten den König, ſich der Schleſiſchen Grenze zu nähern; ſeine Armee war durch drei groſſe Detaſchements geſchwächt worden, deren eines zu dem Fürſten von Anhalt im Lager von Magdeburg geſtoſſen war; das zweite unter dem General von Naſſau hatte die Feſtung Koſel wieder eingenommen, und das dritte unter dem General dû Moulin beſezte die Päſſe der Gebirge, die nach Schleſien führen, und wodurch die Armee Zufuhr erhielt. Die Oeſterreicher hielten dieſe Umſtände für günſtig, kamen zur Nachtzeit, und beſezten zur Rechten der Armee des Königs einen Berg, wodurch ſie mit dem Vortheil einer gröſſern Menge, die ſie hatten, den Vortheil des Terräns verbanden.

Der Herr von Golze, der zur Rechten kampirte, war der Erſte, der dem Könige von der Ankunft ſeiner Feinde Nachricht gab. Sogleich grif das Heer zu den Waffen, und machte ſich völlig gefaſt, ſie anzugreifen. Zehn Eskadrons, welche die erſte Brigade ausmachten, die Herr von Golze kommandirte, und zwei Eskadrons

der

der zweiten, mit fünf Grenadierbataſions, befanden ſich kaum in dem Treffen, das Herr von Golze zu liefern Befehl hatte.

Er hatte funfzig Eskadrons der Truppen der Königin vor ſich, welche in drei Linien auf der Anhöhe eines Berges geſtellt waren. Sie angreifen, über den Haufen werfen und zerſtreuen, war für ihn das Werk eines Augenbliks. Dieſe durch Thäler truppweis fliehende Kavallerie war nicht im Stande, ſich wieder zu ſamlen und zu ſezen; und es ward der Infanterie ſehr leicht, nunmehr die Hauptbatterie der Oeſterreicher wegzunehmen.

Man war gewohnt von dem Herrn von Golze doppelt ſo viel zu fordern, als man von andern zu verlangen pflegt, und als wenn das Wenig geweſen wäre, an Einem Tage eine Schlacht zu gewinnen, detaſchirte man ihn mit ſeiner Brigade, die auf dem rechten Flügel unnüz war, nach dem Linken, woſelbſt er mit eben ſo gutem Erfolge focht, wie zuvor. Der König ſelbſt äuſſerte gegen dieſen General, daß er den gröſten Antheil am Gewinne dieſer Schlacht hätte, worin Tapferkeit die Menge erſezte, und die Einſicht der Offizire die Anſtalten, welche ſich wegen der Kürze der Zeit nicht hatten treffen laſſen.

Die Armee begab ſich hierauf nach ihren Kantonirungsquartieren in Schleſien; allein nicht lange darauf thürmte ſich ein neues Ungewitter auf; die ſo oft überwundnen Feinde der Preuſſen waren nichtsdeſtoweniger auf unſern Untergang erhizt. Sie gingen mit einem Einfall ins Brandenburgiſche durch Sachſen ſchwanger: da dies Projekt auskam, ſo wurden neue Maasregeln erforderlich, um ſich dagegen zu ſezen. Der Herr von Golze arbeitete mit allem Eifer eines guten Patrioten an einer beſſeren und genaueren Einrichtung des Proviantweſens, und er übertraf bei dieſer Gelegenheit alles das, was er hierin bisher Nüzliches geſtiftet hatte.

Die Expedition in der Lauſiz war ein beſtändiger, raſtloſer Marſch, der acht Tage dauerte, während welchen die Armee hinreichend verſorgt wurde. Er beſtimte ſodan die Kontributionen mit Menſchlichkeit und ohne allen Eigennuz, und kehrte nach dem Dresdner Frieden wieder nach Berlin zurük, woſelbſt er ſeine Talente in bürgerlichen Tugenden übte, die ihn ſo ſchäzungswerth machten, als er es durch die kriegriſchen war.

Durch ſeine Sorgfalt, durch ſeine Bemühungen, wurden die Anſtalten in jenen Magazinen, welche alle Provinzen des Preuſſiſchen Zepters

vor

vor der Geiſſel der Hungersnoth und den noch verderblichern Folgen bewahren, die ſie nach ſich zieht, auf einen vollkomnern Fus gebracht. Seinen guten Verfügungen hat das Königliche Invalidenhaus ſeine beſten ökonomiſchen Einrichtungen zu danken; ſein erfindriſcher Fleis war Urheber des neuen Projekts wegen der Proviantwägen, Bakofen und Kommiſſariatsſchiffe.

Der Herr von Golze verlor niemals das Wohl des Staats aus den Augen; wegen Beurbarung ungebauter Felder, Austroknung der Moräſte, Anlegung neuer Dörfer, gleichmäſſiger Einrichtung der Auflagen, und wegen Abſtellung verſchiedner Misbräuche ſezte er nach denen auf ſeiner Reiſe durch die Provinzen angeſtellten Beobachtungen merkwürdige Vorſchläge auf, wovon viele ausgeführt wurden, und zu weſentlichem Nuzen gereichten.

Mit Ende des Jahres 1746 befiel ihn eine Art Engbrüſtigkeit, welche die Aerzte, die in ihren Muthmaſſungen nur obenhin ſtreifen, nach ihrer Gewohnheit verachteten. Im Anfange des Jahres 1747 vermehrte ſich ſein Uebel, und wurde von einem ziemlich heftigen Blutauswerfen begleitet, woraus man die ihm drohende Gefahr, doch leider! zu ſpät wahrnahm.

Der König hatte ihn ſeiner engſten Vertraulichkeit gewürdigt. Er liebte ſeine Unterhaltung, die allezeit ſachenreich war, und eben ſo ſehr angenehme als gründliche Kentniſſe verriet; er ging von erſtern zu den leztern mit der Leichtigkeit über, die einem mit anmuthigen Kentniſſen angefüllten und durch langen Weltgebrauch gebildeten Geiſt eigen iſt. Seine Majeſtät beſuchte ihn öfters, und zumal während der lezten Tage ſeines Lebens, während welchen er eine bewunderswürdige Beſonnenheit und Standhaftigkeit behielt, indem er ohne alle Betroffenheit ſeinen lezten Willen diktirte, ſeine Angehörigen tröſtete, und ſich zum Tode als ein Philoſoph zubereitete, der Pöbelvorurtheile unter die Füſſe tritt, und deſſen tugendhaftes und laſterreines Leben ihm nicht die mindeſten Anläſſe zur Reue giebt.

Sonnabends den vierten Auguſt befand er ſich des Morgens ſchlimmer wie gewöhnlich, und die Annäherung ſeines Endes verſpürend, hatt' er die Beſonnenheit, ſeinem Kammerdiener anzubefehlen, die Thüre von dem Zimmer ſeiner Gemalin zu verſchlieſſen, die ſchwanger war; zu gleicher Zeit kam ein Blutſturz weit ſtärker, als die vorigen, in welchem er ſeinen Geiſt aufgab.

Er

Er hatte Charlotte Wilhelmine von Grebniz geheuratet, von der er drei Söhne und drei Töchter hatte, die er in einem zarten Alter zurüklies; ohne einen Sohn zu rechnen, den ſeine Frau nicht lange nach ſeinem Tode gebar.

Herr von Golze hatte all' die Eigenſchaften eines liebenswürdigen Mannes und eines nüzlichen Bürgers. Er hatte einen richtigurtheilenden und durchdringenden Geiſt, ein umfaſſendes Gedächtnis, und ſeine Kentniſſe waren ſo ausgebreitet, als ſie's bei einem Manne von Stande ſein können. Müſſiggang floh' er, und Arbeiten war ſeine feurigſte Leidenſchaft; ſein Herz war edel, immer zum Guten geneigt, und ſeine Seele ſo grosdenkend, daß er vielen armen Offiziren in ihren Bedürfniſſen beiſtand. Mit Einem Worte, er war Biederman; ein Lobſpruch, der in unſern Tagen wenig mehr geachtet wird; und gleichwol mehr in ſich faſſ't, wie alle übrige. Seine Sitten hatten jene Simplicität, die ſo oft die Gefährtin groſſer Männer geweſen iſt. Er trieb ſeine Beſcheidenheit ſo weit, daß er nicht mit jenem Pompe beerdigt ſein wollte, wodurch die Eitelkeit der Lebendigen über die Beleidigungen des Todes noch zu triumphiren wähnt.

Der König, um das Gedächtnis eines Mannes zu ehren, der dem Staate ſo viele Dienſte geleiſtet hatte, und deſſen Verluſt ihm ſo nahe ging, befahl, daß, zum Beweiſe vorzüglicher, ganz beſondrer Achtung, alle Gensd'armenoffizire ſeinetwegen Trauer anlegen ſollten.

Man kan mit Wahrheit ſagen, daß er einer von jenen Genieen war, deren drei bis viere auf Einmal hinlänglich ſind, eine ganze Regierung berühmt zu machen. Er lebte lange, weil er ſein ganzes Leben in Betrachtungen und in Thätigkeit zubrachte; der Tod hinderte ihn, gröſſere Dinge zu thun. Auf ihn kan man jene ſo bekante Strophe Rouſſeau's anwenden:

Et ne meſurons point au nombre des Années,
La trame des Heros.

Auf

Auf den

Baron von Knobelsdorf.

Vorgeleſen in der öffentlichen Verſamlung der Akademie der Wiſſenſchaften den 24ſten Jänner 1754.

Johan George Wenzeslaus Baron von Knobelsdorf ward 1697 geboren. Sein Vater war Erbherr des Gutes Koſſar im Herzogthume Kroſſen, und ſeine Mutter eine Baronin von Hauchwiz.

Im funfzehnten Jahre nahm er unter dem Regimente von Lottum Kriegsdienſte, machte den Pommerſchen Feldzug und die Belagrung von Stralſund mit, und that ſich dabei ſo ſehr hervor, als es die enge Sphäre eines Subalternen verſtattet.

Die Strapazen eines harten Feldzugs und eine bis zu Wintersanfange fortgeſezte Belagrung, ſchwächten ſeine Geſundheit, und machten ihn Blut auswerfen; er widerſezte ſich beherzt dieſen ſich zu früh einfindenden Schwachheiten, und beharrte darauf, ungeachtet ſeiner zärtlichen Leibeskonſtitution, bis 1730 zu dienen, in welchem Jahre er als Hauptmann das Militär verlies.

Das

Das Eigenthümliche des Genies iſt es, diejenigen, die es beſeelt, mächtig anzutreiben, ſich dem unwiderſtehbaren Hange der Natur zu überlaſſen, der ſie lehret, wozu ſie geſchikt ſind. Daher kömt's, daß ſo viele geſchikte Künſtler ſich ſelbſt gebildet, und ſich neue Wege auf der Bahn der Künſte geöfnet haben. Dieſe allvermögende Neigung wird beſonders bei denen merklich, die zu Dichtern oder Malern geboren ſind. Ohne den Ovid anzuführen, der des Verbotes ſeines Vaters ungeachtet Verſe machte, ohne Taſſos zu gedenken, der ſich in dem nämlichen Falle befand, und ohne Correggios Meldung zu thun, der Maler ward, als er Raphaels Gemälde ſahe, finden wir in dem Herrn von Knobelsdorf ein ähnliches Beiſpiel. Er war ein geborner Maler und groſſer Architekt; die Natur hatte das Erforderliche für ihn gethan, es war nun weiter nichts übrig, als daß die Kunſt die lezte Hand daran legte.

Während der Zeit, daß Herr von Knobelsdorf noch in Kriegsdienſten war, wandt' er die Stunden ſeiner Muſſe dazu an, nach La Boſſe zu zeichnen. Er malte bereits Landſchaften im Geſchmak des Claude Lorrain, ohne den Meiſter

ſter zu kennen, mit dem er ſo groſſe Aehnlichkeit hatte. Sobald er das Militär verlaſſen hatte, überlies er ſich ohne Zurükhaltung ſeinen Neigungen; knüpfte Freundſchaft mit dem berühmten Pesne, und ſchämte ſich nicht, ihm die Ausbildung ſeiner natürlichen Talente anzuvertrauen.

Unter dieſem geſchikten Meiſter ſtudierte er zumal jenes verführeriſche Kolorit, das durch eine ſanft hinreiſſende Täuſchung in die Rechte der Natur eingreift, indem es der ſtummen Leinwand Leben einflöſſet. Er verſäumte keine Art der Malerei, von der hiſtoriſchen an, bis zu der der Blumen, von der Oelmalerei bis zu der in Paſtel. Die Malerei führte ihn zur Baukunſt hin; und da er anfänglich ſich um die Kentniſſe darin nur in ſo fern bekümmerte, als er ſie zu ſeinen Gemälden gebrauchte, ſo fand ſich's, daß das, was er nur für Nebenwerk angeſehn hatte, ſein Haupttalent war.

Die Einſamkeit, worin er lebte, verbarg ihn dem Könige nicht, der damals Kronprinz war. Dieſer Herr nahm ihn in ſeine Dienſte, und Knobelsdorf ſchmükte zu ſeinem erſten Verſuche das Schlos zu Rheinsberg aus, und ſezte es

ſamt

ſamt den Gärten in den Stand, worin man es noch heut zu Tage ſteht.

Der Herr von Knobelsdorf verſchönerte die Baukunſt durch einen pittoresken Geſchmak, der den gewöhnlichen Verzierungen Annehmlichkeiten verſchafte. Er liebte die edle Simplicität der Griechen, und ſein feines Gefühl machte ihn all' die Zierrathen verwerfen, die nicht an gehörigem Orte ſtehn.

Seine Gierde nach Kentniſſen erzeugte in ihm das Verlangen, Italien zu ſehn, um ſogar in deſſen Ruinen die Regeln ſeiner Kunſt zu ſtudieren. Im Jahre 1738 macht' er dieſe Reiſe. Er bewunderte das Kolorit der Venediſchen Schule, das Deſſein der Römiſchen, nahm alle Gemälde der groſſen Meiſter in Augenſchein, fand aber unter allen Malern Italiens nur den Solimene der Künſtler würdig, die unter Leo dem Zehnten ihr Vaterland berühmt gemacht hatten. Er fand in der alten Baukunſt mehr Majeſtät, als in der neuern, bewunderte die prunkreiche St. Peterskirche, ohne gleichwol gegen ihre Fehler blind zu ſein; denn er machte die Bemerkung, daß die verſchiednen Baumeiſter, die daran gearbeitet haben,

ken, ſich mit Unrecht von dem erſten Entwurfe des Michel Angelo entfernt hätten.

So kehrte Herr von Knobelsdorf wieder nach Berlin zurük, bereichert mit den Schäzen Italiens, befeſtiget in ſeinen Grundſäzen von der Architektur, und beſtätiget durch die eben gemachten Erfahrungen in den günſtigen Vorurtheilen, die er für das Kolorit des Herrn Peſne hatte. Bei ſeiner Zurükkunſt verfertigte er das Gemälde des hochſeligen Königs, des Kronprinzen und viele andere, die einem Manne würden Ruf verſchaft haben, der ſonſt nichts als Maler geweſen wäre.

Im Jahre 1740, nach dem Tode Friedrich Wilhelms, vertraute ihm der König die Oberaufſicht über die Gebäude und Gärten an. Des Herrn von Knobelsdorfs erſte Sorge war, den Thiergarten bei Berlin auszuſchmükken; durch die Mannichfaltigkeit der Alleen, durch Einfaſſungen, durch Salons und durch die anmuthige Miſchung, welche die Schattirungen der Blätter von ſo verſchiednen Bäumen fürs Auge hervorbringt, macht' er aus ſelbigem einen wonnevollen Ort; er verſchönerte ihn zudem durch Bildſäulen,

und

und mittelſt der Durchleitung einiger Bäche, ſo daß er den Bewohnern dieſer Hauptſtadt einen bequemen und wolausgeſchmükten Spaziergang verſchafte, woſelbſt die Verfeinerungen der Kunſt ſich nur unter den ländlichen Reizen der Natur zeigen.

Der **Herr von Knobelsdorf** nicht zufrieden, in Italien geſehn zu haben, was daſelbſt die Künſte ehemals waren, wolte ſie in einem Lande in Augenſchein nehmen, wo ſie noch blühen; er erhielt die Erlaubnis, eine Reiſe nach Frankreich zu machen. So lang' er ſich daſelbſt aufhielt, entfernt' er ſich nicht von dem Gegenſtande ſeiner Reiſe. Zu ſehr an die ſchönen Künſte geheftet, um in der groſſen Welt umherzutaumeln, und zu glühend nach Unterricht, um die Geſellſchaft der Artiſten zu verlaſſen, ſahe er nur die Werkſtäte der Künſtler, die Gemäldegallerien, die Kirchen und architektoniſchen Gegenſtände.

Es liegt nicht auſſer unſerm Sprengel, hier die Urtheile anzuführen, die er von den Malern der Franzöſiſchen Schule fälte. Er billigte das Poetiſche, das in der Kompoſition von le Brüns Gemälden herrſcht, die kühne Zeichnung des

Pouſ-

Pouſſin, das Kolorit des Blanchard und des Boullongnes, die Aehnlichkeit und das Vollendete in den Gewändern des Rigault, das Helldunkel des Raous, die ungeſchminkte Natur und Wahrheit des Chardin; und aus den Gemälden des Karl Vanloo und aus dem Unterrichte des de Troy machte er viel.

Gleichwol fand er, daß die Franzoſen ein überwiegenders Talent zur Bildhauerkunſt als zur Malerei haben, indem die Bouchardons, die Adams, die Pigales und andre mehr ſie zur Vollkommenheit gebracht haben. Von allen Gebäuden Frankreichs ſchienen ihm nur zwei klaſſiſche Bauart zu haben, nämlich die Faſſade des Louvres von Perrault, und die des Schloſſes zu Verſailles nach der Gartenſeite.

Was das Aeuſſere in der Baukunſt anlangt, ſo gab er den Italienern den Vorzug; den Franzoſen aber in Rükſicht des Innern, in der Eintheilung, Bequemlichkeit und Verzierung der Gemächer. Wie er Frankreich verlies, ging er durch Flandern, woſelbſt — wie man ſich wol denken kan — die Werke eines Van Dyk,

Rubens und Wouwermans ſeiner Forſchgier nicht entgingen.

Nach ſeiner Ankunft in Berlin trug ihm der König den Bau des Opernhauſes auf, eins der ſchönſten und regelmäſſigſten Gebäude, welche dieſe Hauptſtadt ſchmükken. Seine Faſſade iſt eine Nachahmung, doch keine knechtiſche Kopirung, der des Pantheons; und inwendig macht die glükliche Zuſammenſtimmung der Theile dies Gebäude ſchallreich ſo gros es auch iſt.

Nachher ward der Herr von Knobelsdorf gebraucht, den neuen Flügel des Charlottenburger Schloſſes zu bauen, deſſen ſchönen Vorſaal und Treppe, deſſen edelprächtigen Salon, und deſſen zierliche Gallerie die Kenner ſehr bewundern.

Er hatte ſodann Gelegenheit ſeine Talente bei der Verzierung des neuen Säulengangs am Potsdammer Schloſſe, bei der marmornen Treppe und dem Salon zu üben, worin die Vergötterung des groſſen Kurfürſten abgebildet iſt.

Der Salon zu Sans-Souci, worin das Innere des Pantheons nachgeahmet iſt, wurde

nach

nach ſeinen Zeichnungen ausgeführt, ſo auch die Grotte und die marmorne Kolonade, die ſich in den Gärten dieſes Pallaſtes befinden. Auſſer den ebengedachten Gebäuden ſind eine groſſe Menge Privathäuſer zu Berlin ſowol als zu Potsdam, unter andern auch das Schlos zu Deſſau, nach ſeinen Zeichnungen gebauet worden.

Einen Mann, der ſo viel Talente beſas, muſte die Akademie der Wiſſenſchaften bei ihrer Erneuerung reklamiren; ſie that's auch, und der **Herr von Knobelsdorf** ward ihr Ehrenmitglied.

Man wundre ſich nicht, einen Maler, einen groſſen Architekten unter Aſtronomen, Geometern, Naturforſchern und Dichtern aufgenommen zu ſehn! Künſte und Wiſſenſchaften ſind Zwillinge, welche das Genie zu ihrem gemeinſchaftlichen Vater haben, und welche durch die unauflöslichen Bande der Natur verknüpft ſind.

Die Malerei erfordert eine vollſtändige Kentnis der Mythologie und der Geſchichte; ſie führet zum Studium der Zergliederungskunſt, um alle die Triebräder kennen zu lernen, wodurch der menſchliche Körper in Bewegung geſezt wird;

damit in den Figuren die Zuſammenziehung der Muskeln nur wahre Wirkungen hervorbringt, und nur die erforderlichen Erhöhungen und Vertiefungen in den Gliedmaaſſen abbildet.

Die Landſchaftsmalerei verlangt Kentnis der Optik und der Perſpektife, welche mit der Architektur verbunden, das Studium der Geometrie, der bewegenden Kräfte und der Mechanik heiſcht. Die Malerei hängt hauptſächlich mit der Dichtkunſt zuſammen; das nämliche Feuer der Einbildungskraft, das der Dichter braucht, mus auch der Maler haben; und es iſt vielleicht einer der gröſten Vorzüge unſers erleuchteten Jahrhunderts, die Wiſſenſchaften dadurch allgemeiner gemacht zu haben, daß wir ſie nothwendiger machten.

Der Beſiz ſo vieler Kentniſſe machte den **Herrn von Knobelsdorf** zu einem ächten akademiſchen Mitgliede, und er würde dadurch noch mehr Ehre erlangt haben, wenn der Tod ihn uns nicht in einem Alter entriſſen hätte, wo ſeine Talente in ihrer völligen Reife ſtanden.

Er bekam Anfälle von der Fusgicht; es ſei nun, daß er dieſe Krankheit mit zu vieler Gleichgültigkeit behandelte, oder daß ſeine Geſundheit von ſelbſt in Verfall geriet; er klagte über Verſtopfungen, und ſein Uebel artete endlich in Waſſerſucht aus. Die Aerzte ſchikten ihn nach Spaa, um ſeiner eine Zeitlang los zu werden; allein er fühlte, daß der Gebrauch dieſes Mittels ſeiner Krankheit nicht zuträglich war, und erreichte mit genauer Noth wieder Berlin, woſelbſt er den funfzehnten September 1753 im ſechsundfunfzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

Herr von Knobelsdorf ſtand wegen ſeines redlichen und ofnen Karakters in allgemeiner Achtung; er liebte die Wahrheit, und war überzeugt, daß ſelbige niemanden beleidigen könte; Willfährigkeiten ſahe er für läſtigen Zwang an, und er mied alles, was ſeiner Freiheit Feſſeln anlegen zu wollen ſchien. Man muste ihn genau kennen, um ſeinen ganzen Werth zu ſchäzen. Talentvolle Männer begünſtigte er, die Künſtler liebte er, und er

wolte lieber aufgeſucht werden, als ſich ſelbſt auſſühren.

Vor allen Dingen mus man zu ſeinem Lobe ſagen, daß er nie Wetteifer mit Neid verwechſelte; zwei in der That ſo ſehr verſchiedne Gefühle, deren Unterſcheidung man den Gelehrten und Künſtlern ihrer Ehre, ihrer Ruhe und des Wohls der Geſellſchaft halben nicht genugſam anempfehlen kan.

Auf

Auf

Herrn de La Mettrie.

Vorgeleſen durch den Geheimderath Darget in der öffentlichen Verſamlung der Akademie der Wiſſenſchaften den 24ſten Jänner 1752.

Julien Offray de la Mettrie wurde zu St. Malo den fünfundzwanzigſten Dezember 1709 von Julien Offray de la Mettrie und von Marie Gaudron geboren; ihre Handlung, die ziemlich beträchtlich war, verſtattete ihnen, ihrem Sohne eine gute Erziehung zu geben. Sie ſandten ihn in's Collége de Contance, um die Humanioren zu erlernen, von wo er nach Paris in's Collége du Pleſſis kam; zu Caen legt' er ſich auf die Rhetorik, und trug alle Preiſe der Beredſamkeit davon; er war ein geborner Redner. Dichtkunſt und ſchöne Wiſſenſchaften liebt' er leidenſchaftlich, allein ſein Vater, der der Meinung war, ein Geiſtlicher verdiene mehr wie ein Dichter, beſtimte ihn der Kirche, und ſchikte ihn das Jahr darauf wieder nach dem Collége du Pleſſis, woſelbſt er die Vernunftlehre unter dem Herrn Cordier erlernte, der mehr Janſeniſt als Logiker war.

Das karakteriſtiſche Kennzeichen einer glühenden Einbildungskraft iſt, ſich mit Heftigkeit der Gegenſtände bemächtigen, die man ihr darbietet, ſo wie es das unzuverkennende Merkmal der Jugend iſt, durch die erſten Meinungen eingenommen zu werden, die man ihr einprägt. Ein jeder andrer Schüler würde die Meinungen ſeines Lehrers angenommen haben, das war aber für den jungen de la Mettrie zu wenig; er ward Janſeniſt, und verfertigte ein Werk, das bei ſeiner Partei vielen Beifall fand.

Die Phyſik ſtudirte er 1725 im Collége d'Harcourt, und machte darin groſſe Fortſchritte. Bei ſeiner Zurükkunft in ſeine Vaterſtadt rieth ihm Sieur Hünault, ein daſiger Arzt, dies Metje zu ergreifen. Man überredete den Vater, darein zu willigen, verſicherte ihn, die Rezepte eines mittelmäſſigen Arztes trügen mehr ein, als die Sündenvergebungen eines guten Prieſters. Der junge de la Mettrie legte ſich ſofort auf die Zergliedrungskunſt, trieb ſelbige zwei Winter hindurch, und nahm darauf 1725 zu Renus den Doktorhut an, und wurde daſelbſt Arzt.

Im Jahre 1733 ging er nach Leiden, um den berühmten Börhave zu hören. Der Lehrer

rer war des Schülers werth, und bald machte der Schüler ſich des Lehrers würdig. Herr de la Mettrie verwandte den ganzen Scharfſin ſeines Geiſtes auf die Kentnis und auf die Heilung der menſchlichen Krankheiten; und er ward ein groſſer Arzt, ſobald er es werden wollte.

Im Jahre 1734 überſezte er in den Augenblikken ſeiner Muſſe den *Tractatus de Igne* des Herrn Börhave, wie auch deſſen Aphrodiſiacus, dem er eine ſelbſtverfertigte Abhandlung: über die veneriſchen Krankheiten beifügte.

Die alten Aerzte in Frankreich empörten ſich gegen einen Schüler, der ihnen die Beſchimpfung erwies, davon ſoviel zu verſtehn, wie ſie. Ein berühmter Arzt zu Paris that ihm die Ehre an, ſein Werk zu kritiſiren, ein ſichres Kenzeichen, daß es gut war. La Mettrie widerlegte dieſe Kritik, und um ſeinen Gegner um ſo mehr zu beſchämen, verfertigte er 1736 eine Abhandlung über den Schwindel, die von allen unpartheiiſchen Aerzten geſchäzt wird.

Durch eine unglükliche Folge der menſchlichen Unvollkommenheit iſt eine gewiſſe niedrige Eiferſucht ein Attribut der Gelehrten geworden; ſie

bringt

bringt den Geiſt derjenigen, die ſich einen Namen erworben haben, gegen die Fortſchritte hervorkeimender Köpfe auf; dieſer Roſt hängt ſich an Talente an, doch ohne ſie aufzunagen, bisweilen aber wird er ihnen ſchädlich. Herr de la Mettrie, der mit Rieſenſchritte in der Bahn der Wiſſenſchaften forteilte, litt durch dieſe Eiferſucht, und ſeine Lebhaftigkeit machte ihn ſelbige zu ſehr empfinden.

Zu St. Malo überſezte er Börhaven's Aphoriſmen, die *Materia medica*, die *Theoria artis chemicae*, *Operationes chemiae* und *Inſtitutiones medicae* dieſes Verfaſſers; faſt zu eben der Zeit macht' er einen Auszug aus dem Sydenham bekant. Der junge Arzt hatte durch frühzeitige Erfahrung einſehn lernen, daß, um ruhig zu leben, überſezen beſſer iſt, als ſelbſt arbeiten. Doch dem Genie iſt es eigen, der Ueberlegung vorzueilen. Stark durch ſeine eigne Kräfte, wenn ich ſo ſagen darf, und mit den Unterſuchungen der Natur angefüllt, die er mit ungemeiner Geſchiklichkeit anſtellte, wollt' er der Welt die nüzlichen Entdekkungen mittheilen, die er gemacht hatte. Er gab ſeinen Traktat von den Kinderblattern, ſeine praktiſche Arzeneikunſt, und ſechs Bände

Kom-

Kommentarien über die Phyſiologie des Herrn Börhave heraus; all' dieſe Werke traten zu Paris ans Licht, wiewol ſie der Verfaſſer zu St. Malo verfertigt hatte. Mit der Theorie ſeiner Kunſt verband er eine ſtets glükliche Praxis; was für einen Arzt kein geringes Lob iſt.

Im Jahre 1742 kam Herr la Mettrie nach Paris, wo ihn der Tod ſeines ehmaligen Lehrers hinzog; die Herren Morand und Sidobre brachten ihn bei dem Dúc de Grammont an, und wenig Tage hernach wirkte ihm dieſer Herr die Beſtallung als Arzt bei der Garde aus; er begleitete den Dúc ins Feld, und befand ſich mit ihm in der Schlacht bei Dettingen, bei der Belagrung von Freiburg, und in dem Treffen bei Fontenois, woſelbſt er ſeinen Beſchüzer verlor, der durch einen Stükſchus getödtet wurde.

Herr La Mettrie empfand dieſen Verluſt um ſo lebhafter, da er zugleich die Klippe ſeines Glüks war. Folgendes gab dazu Anlas.

Während des Freiburgiſchen Feldzugs wurde Herr La Mettrie von einem hizigen Fieber befallen; für einen Philoſophen iſt eine Krankheit

eine phyſikaliſche Schule; er glaubte wahrzuneh⸗
men, daß die Denkkraft nur eine Folge der Or⸗
ganiſation unſrer Maſchine iſt, und daß die Zer⸗
rüttung der Triebfedern einen beträchtlichen Ein⸗
flus auf den Theil von uns ſelbſt hat, den die
Metaphyſiker Seele nennen Voll von dieſen
Ideen trug er, wie er wieder geneſen war, mit
kühner Hand die Fakkel der Erfahrung in die
Finſterniſſe der Metaphyſik; verſuchte mit Hülfe
der Zergliedrungskunſt das zarte Gewebe des
Verſtandes zu erklären, und fand nur Mechanik
da, wo andre ein Weſen angenommen hatten, das
über die Materie erhaben wäre. Er lies ſeine
philoſophiſche Konjunkturen drukken, unter dem
Tittel: Hiſtoire naturelle de l'Ame. Der Re⸗
gimentsprediger läutete die Sturmglokke gegen
ihn, und ſogleich begannen alle Andächtler ein
Zetergeſchrei.

Der Pöbel der Geiſtlichen iſt wie Don
Quichot, der wunderbare Abentheuer in ganz
altäglichen Eräugniſſen fand, oder wie jener be⸗
rühmte Krieger, der zu voll von ſeinem Syſteme
in allen Büchern, die er las, auf Kolonnen ſties.
Die mehreſten Prieſter unterſuchen alle Werke
der Litteratur, als wären es Abhandlungen über
die

die Theologie; angefüllt mit dieſem einzigen Gegenſtande erblikken ſie allenthalben Kezereien. Daher ſo viele falſche Urtheile und ganz unbehörig angebrachte Beſchuldigungen gegen die Verfaſſer. Ein phyſikaliſches Werk mus mit dem Geiſte eines Phyſikers geleſen werden; Natur und Wahrheit ſind ſeine Richter; ſie ſind es, die ihn losſprechen oder verdammen müſſen.

Auf die nämliche Art mus ein aſtronomiſches Werk geleſen werden. Beweiſet ein armer Arzt, daß ein Stokſchlag mit Heftigkeit auf die Hirnſchaale gegeben den Kopf verrükt, oder daß bei einem gewiſſen Grade Hitze der Verſtand aus ſeinen Schranken tritt, ſo mus man ihm entweder das Gegentheil beweiſen, oder ſchweigen. Wenn ein geſchikter Aſtronom troz des Joſua bündig erweiſet, daß die Erde und alle himmliſche Körper ſich um die Sonne drehen, ſo mus man entweder beſſer rechnen, wie er, oder zugeben, daß ſich die Erde umdrehet.

Allein die Gottesgelehrten, die durch ihre beſtändigen Beſorgniſſe die Schwachen auf die Gedanken bringen könten, daß ihre Sache nicht viel tauge, kehren ſich an dergleichen Kleinigkeiten

nicht.

nicht. Sie beſtanden diesmal hartnäkkig darauf, den Saamen von Kezereien in einem Buche zu finden, das Phyſik abhandelte. Der Verfaſſer erlitt eine gräsliche Verfolgung, und die Prieſter behaupteten, daß ein der Kezerei angeklagter Arzt die Franzöſiſchen Garden nicht heilen könte.

Zu dem Haſſe der Andächtler geſellte ſich noch der von den Nebenbulern ſeines Ruhms, der durch ein Werk des Herrn de la Mettrie wieder angefacht wurde, das den Tittel führte: la Politique des Medecins. Ein Mann voller Ränke und ein Raub der Ehrſucht, ſtrebte nach der erledigten Stelle des Leibarztes vom Könige von Frankreich. Um zu ſelbiger zu gelangen glaubte er, ſei es hinlänglich, wenn er diejenigen von ſeinen Mitbrüdern mit Lächerlichkeiten überhäufte, die Anſprüche auf dieſe Bedienung machen könten; er ſchrieb eine Schmähſchrift wider ſie, und Herrn de la Mettries gutwillige Freundſchaft misbrauchend, vermocht' er ihn, die Flüchtigkeit ſeiner Feder, und die Fruchtbarkeit ſeiner Imagination ihm zu leihen; mehr war nicht nötig, um einem Manne das Garaus zu machen, der wenig bekant war, und der keine andre Beſchüzer hatte, als ſeine Verdienſte.

Herr

Herr de la Mettrie ſahe ſich genöthigt, ſeinem Vaterlande zu entſagen, weil er als Philoſoph zu aufrichtig und als Freund zu dienſtfertig geweſen war. Der Dûc Dûras und der Vicomte dû Chaila rieten ihm, ſich dem Haſſe der Prieſter und der Rache der Aerzte zu entziehn; er verlies ſonach 1746 die Lazarete der Armee, die ihm Monſieur de Sechelles anvertrauet hatte, und ging nach Leiden, um daſelbſt in Ruhe der Philoſophie obzuliegen. Er verfertigte hier ſeine Penelope, ein polemiſches Werk gegen die Aerzte, worin er, nach Demokrit's Beiſpiele, über die Nichtigkeit ſeines Metjes kurzweilte. Das Sonderbarſte hierbei war, daß die Aerzte, deren Scharlatanerie darin auf's lebendigſte dargeſtellet iſt, ſich ſelbſt des Lachens beim Leſen nicht erwehren konten; ein deutlicher Beweis, daß mehr frohe Laune als Bosheit in dieſem Werke herrſcht.

Nachdem Herr de la Mettrie die Lazarete und ſeine Kranken aus dem Geſicht verloren hatte, überlies er ſich gänzlich der ſpekulatifen Weltweisheit; er verfertigte ſeinen Homme machine, oder richtiger geſagt, er warf einige ſtarke Gedanken über den Materialismus aufs Papier, die er

vermuthlich in gehörige Ordnung zu bringen ſich vorgenommen hatte. Dies Werk, das Leuten misfallen muste, die vermöge ihres Amts erklärte Feinde der Fortſchritte des menſchlichen Verſtandes ſind, empörte alle Prieſter zu Leiden gegen ihn; Kalviniſten, Katholiken und Lutheraner vergaſſen in dieſem Augenblik, daß die Transſubſtanziazion, die Willensfreiheit, die Seelenmeſſen und die Unfehlbarkeit des Pabſtes ſie von einander trenten, und vereinigten ſich mit einander zur Verfolgung eines Philoſophen, der überdies das Unglük hatte, zu einer Zeit Franzoſe zu ſein, wo dieſe Nazion einen glüklichen Krieg wider Ihro Hochmögenden führte.

Der Tittel eines Philoſophen und eines Bedrängten waren hinlänglich, dem Herrn de la Mettrie eine Freiſtäte in Preuſſen und einen jährlichen Gehalt vom Könige zu verſchaffen. Im Februar 1748 begab er ſich nach Berlin, woſelbſt er zum Mitgliede der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde. Die Arzeneikunde reklamirte ihn wieder, er ſchied von der Metaphyſik, und ſchrieb eine Abhandlung über die rote Ruhr, und eine andre über die Engbrüſtigkeit, die beſten, die jemals über dieſe grau-

ſame

ſame Krankheiten ſind geſchrieben worden. Er machte Entwürfe zu verſchiednen Werken über abſtrakte philoſophiſche Materien, die er zu prüfen ſich vorgenommen hatte; und durch eine Folge der widrigen Schikſale, die ihn betroffen hatten, wurden ihm dieſe Werke entwant; er verlangte aber ihre Unterdrükkung, ſobald ſie ans Licht treten ſollten.

Er ſtarb im Hauſe des Milord Tirconnel des bevollmächtigten Franzöſiſchen Miniſters, dem er das Leben wiedergegeben hatte. Es ſcheint, daß die Krankheit, weil ſie wuste, mit wem ſie zu thun hatte, ſich des Kunſtgrifs bediente, ihn gleich beim Gehirn anzugreifen, um ihn deſto ſichrer zu Boden zu ſtrekken. Er bekam ein hiziges Fieber von einem heftigen Wahnſinn begleitet. Der Kranke ſahe ſich genöthigt, zur Wiſſenſchaft ſeiner Mitbrüder Zuflucht zu nemen, und er fand in ſelbiger nicht die Hülfsquellen, die er ſo oft, ſo wol für ſich als für das Publikum, in der ſeinigen gefunden hatte.

Er ſtarb den elften November 1751 in einem Alter von dreiundvierzig Jahren; er hatte Luiſe Charlotte Dreaune geehlicht, von der

er nur eine Tochter von fünf Jahren und eini≠gen Monaten hinterlies.

Herr de la Mettrie hatte bei ſeiner Geburt einen reichhaltigen, unverſieglichen Quel von Fröhlichkeit empfangen; einen lebhaften Geiſt, und eine ſo fruchtbare Imagination, daß ſie auf dem troknen Boden der Arzneigelahrtheit Blumen aufſprieſſen machte. Die Natur hatte ihn zum Redner und Philoſophen geſchaffen; allein ein noch koſtbareres Geſchenk, das ſie ihm gegeben hatte, war eine reine Seele und ein dienſtfertiges Herz. Alle diejenigen, die ſich durch die frommen Schmähungen der Gottesgelehrten nicht täuſchen laſſen, bedauern in dem Herrn de la Mettrie einen rechtſchafnen Mann und einen gelehrten Arzt.

Auf den
General von Still.

Vorgeleſen in der öffentlichen Verſamlung der Akademie der Wiſſenſchaften den 24ſten Jänner 1753.

Christoph Ludwig von Still ward 1696 von Ulrich von Still, Generallieutenant der Königlichen Armeen und Kommandanten der Stadt Magdeburg und von Marie von Coſel zu Berlin geboren. Die Humaniora erlernte er in dem Gymnaſium zu Helmſtädt, und auf der Univerſität Halle vollendete er ſeine Studien. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften minderte die Begierde nach Ruhm bei ihm nicht; als 1715 der Krieg mit Schweden ſo plözlich ausbrach, beſchlos Herr von Still ſeinem Vaterlande zu dienen; er machte die Belagerung von Stralſund mit, und begab ſich von der Infanterie zur Kavallerie, für die ihn ſeine Lebhaftigkeit zu beſtimmen ſchien. Er begnügte ſich nicht damit, einen Poſten zu haben, ſondern er wolte auch würdig ſein, ihm vorzuſtehen. Der lange Friede, der von 1717 bis 1733 dauerte, hatte dem Militär keine Gelegenheit gegeben, ſich Erfahrung in ihrer Kunſt zu erwerben. Sie waren auf die bloſſe

Theorie eingeſchränkt, die gegen die Praxis gehalten, ſich ſo verhält wie der Schatten zum wirklichen Gegenſtande.

Nach dem Tode Auguſts des Erſten, Königs von Polen, lies der Herr von Still die ſich ihm darbietende Gelegenheit nicht vorbeiſchlüpfen; er wohnte der berühmten Belagerung von Danzig bei, welche der Marſchall von Münnich anführte, und er hatte die Genugthuung unter dem Prinz Eugen den lezten Feldzug mit zu machen, worin dieſer Herr am Rheine kommandirte.

Nach dem Abſterben des hochſeeligen Königs ernannte ihn der jeztregierende zum Guvernör ſeines Bruders, des Prinzen Heinrichs. Herr von Still war dieſes Poſtens um ſo würdiger, da er Eigenſchaften des Herzens mit Talenten des Geiſtes und mit militäriſchen Tugenden vereinigte. Bei Erneurung der Akademie wurd' er zu deren Kurator erwählet. Schande iſt's, es zu ſagen, demungeachtet aber keine mindre Wahrheit, daß man unter Männern von Geburt ſelten ſo aufgeklärte Köpfe, als der ſeinige es war, und der Akademie ſo würdige Verdienſte antrift, als Herr von Still beſas. In den verſchiednen

Wiſ-

Wiſſenſchaften, die unſre Akademie in ihrem Schooſſe vereinigt, war er kein Fremdling; ja er würd' uns ſogar mit ſeinen litteräriſchen Arbeiten bereichert haben, hätten ſeine verſchiednen Amtsverrichtungen ihm hierzu Zeit gelaſſen. Seine Neigung trieb ihn zu den ſchönen Wiſſenſchaften; er zog den ernſtern Wiſſenſchaften die Annehmlichkeiten der Beredſamkeit vor, nicht jener Wortverſchwendung, die weiter nichts hervorbringt, als ein den Ohren angenehmes Wortgeklingel, ſondern ſtarke Gedanken, die in Kraftausdrükke gehüllt, den Zuhörer nöthigen, ſie anzuhören, die ihn überzeugen, und die ſich des algemeinen Beifalls bemächtigen.

Die Alten ſah' er als unſre Meiſter an, und er gab ihnen beſonders deshalb den Vorzug vor den Neuern, weil ſie die Kunſt, worauf ſie ſich gelegt, viel tiefer ſtudiert hatten, wie dieſe es zu thun pflegen. Wir haben ihn oft ſagen hören, daß ehedem ein Mann geſchikt werden konte, weil er ſeine Talente nur einzig und allein der Kunſt widmete, die er ergriff, daß aber der Geſchmak unſers Jahrhunderts an der Univerſalität der Wiſſenſchaften nichts anders hervorbringen könte, als Männer, die in jeder Gattung ſüperficiel ſind; und er hielt dieſen Geſchmak für

die Urſach des Verfalls der Wiſſenſchaften: er glaubte nicht, daß Virgil den Euklides kommentiren müſſen, noch daß Plato Vaudevillen machte, indem das Leben eines Menſchen nicht hinreichend iſt, nur Eine Wiſſenſchaft zu ergründen.

Der Krieg ris den Herrn von Still bald aus der Freiſtäte der Muſen; er folgte dem Könige 1742 nach Mähren. Im Jahre 1743 bekam er das Kavallerieregiment des Prinzen Eugen von Anhalt, und befand ſich auf der Liſte derer, die zu Generalmajorsſtellen befördert wurden. Der zweite Krieg von 1745 gab ihm Gelegenheiten, ſeine kriegriſchen Fähigkeiten zu entwikkeln; er ſchlug mit ſeiner Brigade den General Nadaſti bei einer Affäre, welche die Avantgarde bei Landshut hatte, und verfolgte ihn bis nach Böhmen. Nicht lange darauf wurde er in der Schlacht bei Friedberg verwundet; daß er ſich in ſelbiger Ruhm erwarb, iſt überflüſſig zu ſagen. Die Heldenthaten, welche die Preuſſiſche Kavallerie an dieſem Tage that, ſind zu bekant, um ſie hier anzuführen.

Nach der Expedition in Sachſen kehrte der Herr von Still mit dem Könige nach Berlin zurük, woſelbſt er den Herrn von Maupertuis

fand,

fand, der ſeit Kurzem Präſident der Akademie geworden war; er theilte die Freude, welche unſere ganze Verſamlung empfindet, einen ſo berühmten Gelehrten an ihrer Spize zu haben. Die Wiſſenſchaften und Künſte halten einander gleichſam bei der Hand; die Methode, welche einen Geometer in die Tiefen der Natur führt, oder die einen Philoſophen in den Dunkelheiten der Metaphyſik leitet, iſt für alle Künſte dieſelbe. Herr von Still, der ſich mit dem Geſchmak an den Wiſſenſchaften dieſe Methode erworben hatte, wolte ſie auf ein Metje anwenden, das er mit gutem Erfolge trieb, und das ihn im Kriege mit Ruhm bedekt hatte.

Er verfertigte ein Werk über die Entſtehung und über den Wachsthum der Kavallerie; was wir davon geſehn haben, enthält eine Menge merkwürdiger Unterſuchungen und Detaljes voller Gelehrſamkeit. Er war darin bis zum Jahre 1750 gekommen; der Tod verhinderte ihn, das zu vollenden, was der intereſſanteſte Theil ſeiner Unterſuchungen würde geworden ſein. Das Manuſkript befindet ſich in den Händen ſeiner Familie, und es wäre wahrer Verluſt für das Publikum, wenn es um dieſe Nachlaſſenſchaft käme.

Seit

Seit dem Jahre 1750 befiel den Herrn **von** Still eine Engbrüſtigkeit, die täglich ſchlimmer ward und den neunzehnten Oktober 1752 endlich ſeinen Tod verurſachte. Er hatte ſich mit **Charlotte von Hus**, Tochter des Regierungspräſidenten in Magdeburg vermält, und hinterlies zwei Söhne, die Offiziere ſind, und vier Töchter, von denen zwei ſich in noch zartem Alter befinden. Sein Herz war dienſtfertig, voller Redlichkeit und ohn' allen Eigennuz; ſeine Weisheit war frölich und ſeine Frölichkeit weiſe; geboren für die Künſte, wie für den Krieg, für den Hof ſo gut als für die Einſamkeit, gehörte er zu jener kleinen Anzahl von Menſchen, die nie ſterben ſolten; da aber auch die Tugend den Pfeilen des Todes nicht entgeht, ſo wust' er es ſo zu machen, daß er ſich ſelbſt überlebte, indem er einen Namen hinterlies, der den Künſten und Wiſſenſchaften theuer iſt, und der von rechtſchafnen Leuten geſchäzt wird.

Auf den
Prinzen Heinrich
von Preuſſen.

Vorgeleſen in der auſſerordentlichen Verſamlung der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften den 30ſten Dezember 1767.

Meine Herren,

Iſt Betrübnis jemals dem verſtändigen Manne verſtattet, ſo iſt es unſtreitig dann, wenn er mit ſeinem Vaterlande und einem zahlreichen Volke den Schmerz über einen unerſezlichen Verluſt theilet. Weit entfernt, daß die Philoſophie die Natur in uns zu erſtikken die Abſicht habe, ſchränkt ſie ſich blos darauf ein, den Leidenſchaften die gehörige Richtung zu geben, und ihre Ausbrüche zu mäſſigen; das Herz des Weiſen erhält durch ſie grade ſo viel Standhaftigkeit, als nötig iſt, Unglüksfälle mit Seelengröſſe zu ertragen; ſie würd' ihn ſtrenge tadeln, wenn ſie ihn in dumpfen Seelenſchlaf verſenkt mit fühlloſem Auge die Verluſte und ſchreklichſten Unfälle ſeiner Mitbürger betrachten ſähe.

Wie könt' ich alſo, meine Herren, bei der höchſt traurigen Eräugnis, welche die Heiterkeit

Ihrer

Ihrer Tage ſtöret, bei dem Anblik des kläglichen Schauſpiels, das vor Kurzem Ihre Seelen ſo daniederbeugte, bei dieſem Triumph des Todes, der auf unſern Ruinen ſeine Trophäen errichtet, und frolockt, unſre erlauchteſten Häupter zu ſeinen Schlachtopfern zu machen — — Wie könt' ich dabei allein ungerührt bleiben? Nein, meine Herren, hier würde mein Stillſchweigen Verbrechen!

Es mus mir vergönnt ſein, meine Stimme mit den Stimmen ſo vieler redlichen Bürger zu miſchen, die das Schikſal eines jungen Prinzen bejammern, den die Vorſicht der Erde nur gezeigt hat. Wohin ich meine Blikke wende, seh' ich nichts denn geſenkte Häupter, bewölkte Stirnen, tiefe Spuren der Betrübnis, Thränenbäche, die den Augen entſtürzen; höre nichts denn Seufzer und Klagen von Schluchſen erſtikt. Und das erinnert mich an das Königliche Haus, das in Thränen ſchwimmend, den liebenswürdigen Prinzen, den es auf ewig verloren hat, vom Himmel wieder zurükfordert, doch leider! vergebens.

Nicht die hohe Geburt, die den Prinzen Heinrich dem Throne ſo nahe brachte, nicht dieſe war die Urſach einer ſo algemeinen Betrübnis.

Hoheit,

Hoheit, Ehrenglanz und Macht können nur Furcht, gezwungne Unterwürſigkeit und Ehrfurchtsbezeigungen einflöſſen, ſo nichtig als der Abgott, dem ſie gewidmet werden; denn, ſinkt er um, weg iſt die Achtung und die Bosheit zertrümmert ſein Bildnis.

Nein, meine Herren, nicht das Werk des Glüks war es, was man am Prinzen Heinrich verehrte, ſondern das Werk der Natur, die Talente des Geiſtes, die Eigenſchaften des Herzens, die Verdienſte des Menſchen ſogar. Hätt er nur eine Alltagsſeele gehabt, ſo würde man vielleicht Wolſtands halber froſtige Klagen verſchwendet haben, widerlegt durch die öffentliche Gleichgültigkeit, mit Mühe hervorgepreste Lobſprüche, mit Ueberdrus angehört, und grundloſe Mitleidsbezeigungen, die ſelbſt die Blödſinnigſten nicht würden hintergangen haben; und ſein Name würde zu ewiger Vergeſſenheit ſein verdamt worden.

Ach! wie weit ſind wir von dieſem Fall' entfernt! Wär' er auch nur Privatman geweſen, ſo würd' er doch die Herzen aller erobert haben, die ſich ihm genaht hätten! Denn wer konte wol ſeinem leutſeeligen Weſen, ſeiner freundlichen Herablaſſung, ſeinem ſanften Karakter, den er nie

verläugnete, ſeinem zärtlichen und mitleidigen Herzen, wer ſeinem edeln und erhabnen Geiſte, ſeinem im Alter der Verirrungen frühreifen Verſtande, ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften und zur Tugend in einem Alter, wo die meiſten Menſchen nur den Jnſtinkt des Vergnügens und wilder Neigungen haben, wer dieſer Vereinigung von Talenten und Tugenden, die man ſo ſelten bei Privatleuten trift, und noch ſeltner bei Perſonen von hohem Stande, weil ihre Anzal minder beträchtlich iſt, — wer konte ihr, ſag' ich, widerſtehen?

Solte ſich wol in dieſer Verſamlung ein Zuhörer befinden, boshaft, ſatyriſch, tadelſüchtig und hartherzig genug, der da wagte, den verehrungswürdigen Gegenſtand unſers gerechten Schmerzes lächerlich zu machen, und es uns zu verübeln, daß wir einem Kinde eine Lobrede halten wollen, das ſchnell vorübergegangen iſt und keine Spur ſeines Daſeins hinterlaſſen hat? Nein, meine Herren, ich habe von dem Karakter dieſer Nazion einen zu hohen Begrif, um den Verdacht zu hegen, daß ſich unter ihr Leute befinden ſolten, die durch Unempfindlichkeit ſo verhärtet wären, und die aus Widerſprechungsſucht ſo alle Menſchlichkeit verläugneten. Das iſt zwar möglich, daß unſer

Ver-

Verluſt unbekant ſein kan; wem er aber bekant iſt, deſſen Herz blutet auch. Solt' es ja an andern Orten dergleichen höhniſche Tadler geben, wie viel könte man ihnen nicht antworten.

Stellen ſie ſich denn vor, daß ein ganzes Volk ſich irren kan, wenn es bei dem Tode eines jungen Prinzen Merkmale des tiefſten Schmerzes äuſſert? Glauben ſie denn, daß man ohne Verdienſte die Zuneigung der Welt gewinnen, und ſie in eine Art von Enthuſiasmus verſezen kan? Bilden ſie ſich denn ein, daß das menſchliche Geſchlecht, das mit ſeinem Beifall ſo karg iſt, ihn ſo freigebig ertheilen würde, wenn die Tugend es nicht dazu nötigte? Sie werden ſonach geſtehen müſſen, daß dies Kind, das von ſeinem Daſein keine Spuren hinterlaſſen hat, ſo wol wegen deſſen, was wir von ihm hofften, als auch wegen der wenigen Prinzen, die wir verlieren konten, mit Recht von uns bedauert zu werden verdient. Laſſet uns die Thränen des Königlichen Hauſes, die Klagen der redlichen Bürger des Staats, und die allgemeine Beſtürzung rechtfertigen, welche die Nachricht von einem ſo wichtigen Verluſte verurſachte!

Was macht die eigentliche Stärke der Staaten aus, meine Herren? Etwa der weite Umfang

der Grenzen, deren Vertheidigung ein zahlreiches Heer erfordert? Oder durch Handlung und Kunſtfleis zuſammengethürmte Reichthümer, die nur durch ihre gute Verwendung nüzlich werden? Oder zahlreiche Völker, die ohne Führer einander zu Grunde richten würden? Nein, meine Herren, alle dieſe Gegenſtände ſind nur rohe Materialien, die nur Werth und Anſehn erhalten, wenn ſie von einer weiſen und geſchikten Hand bearbeitet werden. Die Stärke der Staaten beſteht ſonach in den groſſen Männern, welche die Natur daſelbſt zur gehörigen Zeit läst geboren werden.

Man durchblättere die Jahrbücher der Welt, und man wird finden, daß die Zeiten, in welchen die Staaten auf dem Gipfel der Höhe und des Ruhms ſtanden, diejenigen geweſen ſind, wo in ſelbigen erhabne Genieen, tugendhafte Seelen, mit vorzüglichen Verdienſten begabte Männer geglänzt und durch ihre edelmüthige Bemühungen die Regierungslaſt unterſtüzt haben.

Eben dies dunkle Gefühl ſezt das Publikum bei dem Abſterben erlauchter Standesperſonen in Rührung, weil es von ihnen wichtige Dienſte erwartete. Denn ſo wie man den Verluſt einer

zarten

zarten, der Blüte nahen Pflanze, die ein heftiger Froſt tödtet, weit ſtärker bedauert, als den Verluſt eines alten Baums, deſſen Zweige aus Mangel an Saft vertroknen, eben ſo meine Herren, iſt das Publikum weit gerührter, wenn ſeine Hofnung in dem Augenblik ihm entriſſen wird, da es deren Genus nah' iſt, als bei dem Verluſt derjenigen, deren Hinwelken ihn nicht mehr die Dienſte erwarten läst, die ſie ihm in ihrer Jugend leiſteten.

Auf wen konten wir je feſtere Hofnungen gründen, als auf einen Prinzen, deſſen geringſte Handlungen uns einen vortreflichen Karakter verrieten, und uns das zum voraus verkündigten, was wir dereinſt an ihm haben würden? Ach! wir ſahen den Keim von Talenten und Tugenden täglich zunehmen, und auf einem Felde gedeihen, das uns die reichſten Aernten verſprach.

Die erleuchtetſten Männer, die bei der grösten Weltkentnis zugleich das menſchliche Herz am meiſten erforſcht haben, und aus dem Innern des Karakters die Handlungen zu entziffern wiſſen, die man von ſelbigem erwarten kan, was fanden dieſe nicht in dem Karakter dieſes jungen Prinzen?

zen? Eine Seele, die das Gepräge der Tugend hatte, ein Herz voll edler Empfindungen, einen wisbegierigen Geiſt, das erhabenſte Genie und einen männlichen und frühgereiften Verſtand. Verlangen Sie Beiſpiele, wie viel die Vernunft in einem ſo zarten Alter über ihn vermochte, ſo erinnern Sie Sich, meine Herren, jener unruhvollen, durch mancherlei Trübſale bezeichneten Tage, da das ganze Europa in einer Art Raſerei ſich zum Untergange dieſer Monarchie verſchworen hatte; der Zeiten, wo wir zwar die Anzahl unſrer Feinde zälen konten, wo es aber ſchwer hielt, unſre Freunde an ſichern Merkmalen zu unterſcheiden. Damals verlies der Prinz von Preuſſen Magdeburg, deſſen Wälle die lezte Zuflucht des Königlichen Hauſes waren, um den König in dem Feldzuge von 1762 zu begleiten. Prinz **Heinrich**, der in die Laufbahn zu treten brante, welche der Prinz ſein Bruder zu beſchreiten im Begrif war, ſahe demungeachtet ein, daß nicht blos ſeine Jugend ihn von den Beſchwerlichkeiten des Krieges zurükhielt, ſondern daß auch der König, ſein Oheim, alle Hofnungen des Staats zugleich augenſcheinlichen Gefahren nicht ausſezen konte, ohne höchſt unbedachtſam zu handeln.

Dieſe

Dieſe Betrachtungen bewogen ihn, ſeinen angeſtrengteſten Fleis dem Studiren zu widmen. Er ſagte, daß er alle Augenblikke ſeiner Muſſe, die er dem Ruhm nicht widmen könte, zu ſeinem Unterricht verwenden wolte. Seine Fortſchritte entſprachen ſeinen Entſchlüſſen; er ſtudierte nicht wie jene leichtſinnige und verderbte Jünglinge, die aus Furcht vor den Lehrern ein ihnen läſtig fallendes Tagewerk los zu werden eilen, um ſich nachher dem Müſſiggange zu überlaſſen, oder wol gar mutwilligen Ausſchweifungen und Laſtern, wozu ihnen die Beiſpiele andrer gemeiniglich den Weg bahnen.

Unſer aufgeklärterer Prinz wuſte, daß er ſo wol als andre Menſchen nur die Fähigkeit zum Unterricht mit auf die Welt gebracht habe, daß er alles das lernen muſte, was ihm unbekant war, und ſein Gedächtnis (dieſe koſtbare Vorrathskammer) mit Kentniſſen anfüllen, wovon er ſein ganzes Leben hindurch Gebrauch machen konte. Er war überzeugt, daß man durch Studiren zu frühzeitiger Erfahrung gelangt, und daß eine wol durchdachte Theorie die Praxis viel leichter macht.

Wollen Sie wiſſen, was für ein weites Feld von Kentniſſen er zu bearbeiten unternahm? Er

hatte die ganze alte und neue Geſchichte geleſen, und ſich zumal darauf gelegt, die Karaktere groſ- ſer Männer, die vornehmſten und auffallendſten Eräugniſſe nebſt den Umſtänden ſeinem Gedächt- niſſe einzuprägen, die zum Groswerden oder zum Verfall der Reiche das Meiſte beigetragen haben, und ſich einen ſo auserleſnen und koſtbaren Schaz ganz eigen gemacht.

Alle Schriften, die von der Kriegskunſt han- delten und nur einigermaaſſen in Ruf ſtanden, hatt' er ſtudirt, und verſäumte nie, das Urtheil erfahrner Männer darüber zu Rathe zu ziehn. Wollen Sie noch deutlichere Zeugniſſe, wie begie- rig der Prinz nach gründlichem Unterricht gewe- ſen iſt, ſo vernehmen Sie denn, daß er, nach- dem er verſchiedne Syſteme der Kriegsbaukunſt durchgegangen war, und gefunden hatte, daß er in dieſer Wiſſenſchaft nicht ſo weit gekommen ſei, als er wünſchte, ein halbes Jahr lang beim Obri- ſten Ricaut Unterricht darin nahm, ohne von jemanden dazu aufgemuntert zu ſein, und ſogar ohne Wiſſen des Königlichen Hauſes.

Würdiger Jüngling! welch ein Beiſpiel giebſt Du einer trägen Jugend, der's an Eifer und Fleis zum Lernen gebricht, die man zum Unter-

richt zwingen muß, und was konte man ſich nicht von Deinen glüklichen Anlagen verſprechen!

Verlangen Sie einen auffallenden Beweis von ſeinem gründlichen Verſtande, ſo trag ich kein Bedenken vor dieſer erlauchten Verſamlung einen Umſtand anzuführen, der wenigſtens einigen von ihnen bekant ſein muß. Als der Prinz achtzehn Jahr alt war, kont' er bereits von den Syſtemen eines Karteſius, Leibniz, Malebranche und Locke Rechenſchaft ablegen, und ſein Gedächtnis hatte nicht nur all' dieſe abſtrakte Materien gefast, ſondern ſeine Urtheilskraft hatte ſie auch geläutert. Er war erſtaunt, in den tiefſinnigen Unterſuchungen dieſer groſſen Männer weniger Wahrheiten als ſinnreiche Meinungen zu finden, und war ſchon ſo weit gekommen, mit dem Ariſtoteles, Zweifeln für den Anfang der Weisheit zu halten.

Die richtige Urtheilskraft, die all' ſeine Schritte leitete, war Urſach, daß er beim Studium der Geometrie bei den Anfangsgründen des Euklides ſtehn blieb, und ſagte, er überlieſſe die höhere Geometrie müſſigen Köpfen, um ihren Geiſt daran zu verſchwenden. Wird es wol die Nach-

welt glauben, daß dieſer liebenswürdige Prinz, der kaum die äuſſerſten Schwellen des Muſentempels betreten hatte, ſo viele unter Bücherſchäzen grau gewordne Gelehrte übertraf, die nur ihr Gedächtnis anfüllen, nie aber ihren Verſtand erhellen?

Dem guten Kopf hat die Natur Fähigkeiten zu allem gegeben, was er unternehmen will; er gleicht dem Proteus, der ohne Mühe ſich in allerlei Geſtalten verwandelt, wovon ſtets jede die ihm eigenthümliche zu ſein ſcheint. Mit dieſer glüklichen Gabe geboren, verſäumte der Prinz die Gelegenheit nicht, die Kriegskunſt nach der Sphäre ſeiner Kenntniſſe praktiſch zu treiben; er ſchien zu alle dem geboren zu ſein, was er that. Seine Nacheiferung und ſeine Neigung entdekten ſich bei den jährlichen Reiſen des Königes, in deſſen Gefolge er die Provinzen beſuchte. Er kante die Armee, und ſie ihn; nichts entging ſeiner geſchäftigen Aufmerkſamkeit, von den kleinſten Kriegesübungen an bis zu den gröſſeſten; dabei war er immer in einerlei Gemüthsverfaſſung, mäſſig in ſeinen Sitten, geſchikt in den Leibesübungen, ausharrend in ſeinen Unternehmungen, unermüdſam in ſeinen Arbeiten, und zu alle dem vorzüglich geneigt, was nüzlich und ſchäzbar genant zu werden verdient.

So

So viele bewundernswürdige Talente, welche die Natur dem Prinzen Heinrich gewährt hatte, würden gleichwol nur ein unvolkomnes Lob ausmachen, wenn nicht die Eigenſchaften des Herzens, die allen Menſchen ſo unumgänglich nöthig ſind, beſonders aber den Groſſen, ſich zu ſelbigen geſellet und das Werk gekrönt hätten.

Hier ſeh' ich ein weit gröſſres Feld vor mir und auf ſelbigem eine reiche Aernte von Tugenden. Ein Kind, in dem Alter, worin ſich die Seele kaum zu entwikkeln anfängt, giebt mir eine Menge Beiſpiele von Vollkommenheiten an die Hand. Ich werde nichts vorbringen, was ich nicht durch Beweiſe unterſtüzen kan; und ſo gros auch meine Anhänglichkeit an dieſem Prinzen iſt, ſo wird ſie mich doch nicht ſo ſehr blenden, daß ich Perſonen hintergehen ſollte, die ſelbſt Augenzeugen geweſen ſind. Wer wird mir aber widerſprechen, wenn ich ſage, daß der Prinz Heinrich mit dem feurigſten Temperamente geboren, die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes durch Klugheit zu mäſſigen wuste? Diejenigen, die ſich ihm zu nähern die Ehre gehabt haben, wiſſen, daß man ſein Herz frei in ſeinen Buſen ausſchütten durfte, ohne zu beſorgen, daß die

ihm anvertrauten Geheimniſſe würden verrathen werden.

Sein Herz zumal war unter all' den Gaben, womit er ausgeſchmükt war, die ſchönſte und edelſte; huldreich gegen diejenigen, die ſich ihm nahten, voller Mitleid gegen die Unglüklichen, zärtlich gegen die, ſo litten, menſchlich gegen jederman; er ſchien das Schikſal der zu Boden Gedrükten zu theilen, troknete die Zähren der Unglüklichen, ſchüttete reichliche Woltthaten in den Schoos der Dürftigen, und nichts war ihm zu koſtbar, wenn er den Nothleidenden Erleichtrung dadurch verſchaffen konte. Ich berufe mich auf Euch, Ihr in Unglük geſunkne Familien, denen er nach all' ſeinen Kräften beiſtand, auf Euch, Ihr verſchämten Armen, die Ihr bei ihm jederzeit eine ſichre Zuflucht fandet, und auf Euch Ihr Unglüklichen von allen Arten, die Ihr einen Wolthäter, einen Vater in ihm verloret.

Dieſe mildthätige Neigungen waren ihm ſo natürlich, ihre Aeuſſerung kam ihm ſo wenig mühſam an, daß man deutlich wahrnam, daß ſie aus einer reinen und unerſchöpflichen Quelle floſſen. Ah! warum machte ein feindſeeliges Geſchik ſie ſo bald verſiegen!

Solt'

Solt' ich wol die wenigen Tage vergeſſen, die er bei ſeinem Regimente zugebracht hat? Ihr, ſeine Offizire und Ihr tapfere Küraſſierer, ſtolz unter ſeinem Kommando zu ſtehn, wird einer von Euch mir widerſprechen, wenn ich behaupte, daß Ihr ihn nur durch ſeine Wohlthaten kennen gelernt habt, und daß dieſer ſo junge Prinz Euch ſowol zum Führer, als zum Muſter dienen konte?

Sie wiſſen, meine Herren, daß gänzliche Uneigennüzigkeit die Quelle iſt, woraus alle Tugenden herflieſſen; daß ſie uns lehrt, einen ehrenvollen Namen den Vortheilen des Reichthums, die Liebe zu dem, was billig und gerecht iſt, den Trieben eines zügelloſen Gutgeizes, die allgemeine Wohlfahrt, die Wohlfahrt des Staats ſeiner eignen und der ſeines Hauſes, das Heil und die Erhaltung ſeines Vaterlandes, der Erhaltung ſeiner ſelbſt, ſeiner Güter, ſeiner Geſundheit, ja ſelbſt ſeinem Leben vorzuziehn; ſie iſt es mit Einem Worte, die den Menſchen über den Menſchen erhebt, und ihn beinahe zum Himmelsbürger macht. Dieſe edle und groſſe Eigenſchaft der Seele äuſſerte ſich in allen Handlungen unſres Prinzen.

Wie ſehr wünſcht' er nicht die Ehe des Prinzen von Preuſſen, ſeines Bruders, fruchtbar, und wiewol ihm nicht verborgen ſein konte, daß deren Unfruchtbarkeit ihn dem Throne näher brächte, ſo bezeigte er dennoch die aufrichtigſte Freude, als er die Entbindung der Prinzeſſin, ſeiner Schwägerin, erfuhr, nichts weiter bedauernd, als daß ſie keinen Prinzen geboren hatte. Es würde mir nicht ſchwer fallen, noch mehr dergleichen Züge anzuführen, die Sie mit Liebe erfüllen und zur Bewundrung hinreiſſen würden; doch erlauben Sie, daß ich hier ſtehn bleiben und den Vorhang nicht heben darf, der das Innere des Königlichen Hauſes vor ungeweihten Blikken bedekt.

Wer ſolte nun nach alle dem, was er vom Prinzen Heinrich gehört hat, nicht vielleicht beſorgen, daß der auſſerordentliche Hang aller Menſchen, ſich ſelbſt Beifall zu geben, die gefällige Nachſicht, womit ſie ihre geringſte Handlungen ſogar zu erheben pflegen, und die ſchmeichelhafte Neigung ſich ſelbſt Weihrauch zu ſtreuen, nicht das Herz eines jungen Menſchen von jener Eitelkeit ſollte aufgeſchwellt haben, die immer verhast iſt, wiewol ſie nicht ohne allen Grund geweſen wäre?

Welche Klippen für die Selbſtliebe ſind ſo viele Talente, ja noch mehr ſo viele Tugenden! Doch glüklicherweiſe haben wir für ihn nichts zu befürchten; ſeine erhabne Vernunft ſchüzte ihn vor dieſer gefährlichen Klippe. Ich berufe mich hierüber auf den Hof, auf die Stadt, auf die Armee, auf die Provinzen, ja auf Sie Selbſt, meine Herren; Sie wiſſen, daß ſeine ſchöne Seele, wenn auch allen, ſich ſelbſt doch nie Genüge that. Mit den Eigenſchaften, die er beſas, wenig zufrieden, macht' er ſich von denen einen höhern Begriff, die er noch zu erwerben gedachte; und dieſe Vorſtellung spornte ſeinen Eifer an, alle Kentniſſe zu erjagen, die ihm noch gebrachen, um in jeder Art der Wiſſenſchaft die Staffel der Vollkommenheit zu erreichen, die der menſchlichen Gebrechlichkeit zu erreichen vergönnt iſt. Doch wiewol ihm Eitelkeit eine lächerliche Schwachheit dünkte, ſo war er doch gegen die lokkenden Reize der Ehre nicht unempfindlich. Welcher tugendhafte Mann hat ſelbige je verſchmähet? Sie iſt die lezte Leidenſchaft des Weiſen und ſelbſt die ſtrengſten Philoſophen haben ſie nicht ganz in ſich ausrotten können.

Laſſen Sie's uns offenherzig geſtehn, meine Herren, das eifrige Streben nach einem dauern-

den Ruhm iſt die mächtigſte und hauptſächtlichſte Triebfeder der Seele, iſt der ewige Urquell der Tugend und die ſtete Erzeugerin all' der Handlungen, welche die Menſchen verunſterblichen. Prinz Heinrich wollte ſeinen Ruhm nicht der niedrigen Gefälligkeit des Pöbels zu danken haben, den verächtlichen Anbeter der Gözenbilder des Glüks, die er beräuchert, wenn ſie auch ganz verdienſtlos ſind. Er verlangte einen Ruhm, unzertrenbar von ſeiner Perſon, und den kein Neid zweifelhaft machen könte; keinen geborgten Ruhm, ſondern einen auf weſentliche Vorzüge gegründeten, und durch einen unveränderten Karakter unterſtüzten Namen.

Wie viel lies ſich nicht aus dieſen bewunderns würdigen Eigenſchaften ahnen, die mit ſo vieler Beſcheidenheit vergeſellſchaftet waren? Mit welchem Vergnügen zeichneten wir nicht ſchon zum voraus die Thaten auf, die uns das Leben dieſes groſſen Prinzen erwarten lies? Wir ſahen ihn in die Welt treten, die Bahn der Ehre ſich vor ihm öfnen, glaubten einen Kämpfer zu erblikken, beſtimmt ringsum Lorbeern zu erringen; ſeine blühende Jugend ſchwellte unſre Bruſt mit ſtolzen Hofnungen; wir genoſſen ſchon im voraus die

koſt-

koſtbaren Früchte all' ſeiner Verdienſte — aber ach! wir wuſten nicht, daß ein ſtrenger Schlus des Schikſals uns ihn ſobald entreiſſen würde!

Unglüklicher, der ich bin! Soll ich Ihren Schmerz erneuren? Ihre Augen abermals zu Thränen quellen machen? Soll meine Hand aufs neue den Dolch in Ihre Bruſt drükken, die noch von der unheilbaren Wunde blutet? — — Vergebens würd' ich mich bemühen, Ihnen unſern gemeinſchaftlichen Verluſt zu verbergen, er iſt leider! nur zu weſentlich. — Ohnmächtige Redner! wie wenig vermag Eure Kunſt, einen ſo lebhaften Schmerz zu mildern! Miſcht vielmehr Eure Zähren mit den Thränenbächen, die Ihr ringsum flieſſen ſeht! —

Sie wiſſen, meine Herren, daß den Prinzen Heinrich plözlich eine eben ſo heftige als fürchterliche Krankheit befiel. Der Prinz, dem die Empfindung der Furcht unbekant war, ſcheute ſich nicht im mindeſten vor den Blattern, wiewol ſie im verwichnen Winter gräsliche Verwüſtungen gemacht hatten, und wiewol ſie faſt jedermann Abſcheu zu verurſachen pflegen. Bewundern Sie hierbei ſeine Menſchlichkeit; als die Aerzte ihm ſeine Krankheit genannt hatten, unter-

ſagt' er all denen von ſeinen Bedienten den Zu⸗ trit, welche dies Uebel noch verſchont hatte; ei⸗ ner von ſeinen Kammerdienern, der in dem Fall war, durfte ihn daher nicht bedienen. Er ſagte: wofern man ihn ruhig verlangte, ſo müſſe man ihn die Gefahr allein überſtehn laſſen, ohne ihn der Beſorgnis auszuſezen, daß er ſein Uebel an⸗ dern mittheilen möchte. Auch gab er's nicht zu, daß einer der Flügeladjutanten des Königs, der die Blattern noch nicht gehabt hatte, bei ihm wachen durfte, wie er ſich erboten; er trozte ſei⸗ nen eignen Gefahren, indem er das Leben derer in Gefahr zu ſezen glaubte, die um ihn waren.

Dieſe gütigen, dieſe edeln Geſinnungen, dieſe grosmüthige Denkungsart, dieſe Menſchlichkeit, welche die erſte aller Tugenden iſt, karakteriſirten ihn bis zum lezten Augenblik; er litt geduldig, ſah unerſchrokken dem Tode entgegen, und ſtarb mit unerſchüttertem Heldenmuthe.

Welcher Donnerſchlag war dieſe eben ſo trauer⸗ volle als unerwartete Nachricht für das Königli⸗ che Haus! Ach! wir ſchmeichelten uns alle mit Hofnungen; jeder ſuchte ſich zu täuſchen, ſuchte die traurigen Bilder aus ſeiner Seele zu entfer⸗ nen; ſelbſt diejenigen, die durch ihre beſchränkte

Kunſt

Kunſt blos Zeugen bei Krankheiten abzugeben genöthigt ſind, unterhielten uns in dieſer Sicherheit, als plözlich die kläglichen Stimmen der Boten des Todes unſre Hofnungen hinwelken machten, und uns in den tiefſten Schmerz verſenkten.

Erinnern Sie Sich, meine Herren, des traurigen Tages, an welchem das allverbreitende Gerücht plözlich die betrübten Worte kund that: „Prinz Heinrich iſt todt!“ Wie gros war die Beſtürzung! Wie aufrichtig, obgleich vergeblich das Bedauern! Welche Thränengüſſe entſtürzten den Augen Aller! — — Dies allgemeine Wehklagen war nicht geheuchelte Empfindung einer erkünſtelten Betrübnis, ſondern der innige Schmerz einer aufgeklärten Nazion, die den Umfang ihres Verluſtes kante. Die Jünglinge ſeufzten: „Weshalb muſte der ſterben, auf den wir „ſo viele Hofnungen bauten?“ Die Greiſe ſagten: „Er hätte leben ſollen, und wir ſterben!“ Ein jeder glaubte in ihm einen Verwanten, einen Freund, ein Muſter der Nachahmung, einen Wolthäter verloren zu haben. Marcell in der Blüthe der Jahre weggeraft, wurde minder bedauert; der ſterbende Germanikus koſtete den Römern minder Thränen, und der Verluſt eines Jüng-

lings war ein allgemeiner Verluſt für's ganze Land!

O Du unſeeliger Leichempomp! Dein langſamfeierlicher Zug wurde mit Strömen von Zähren bezeichnet, und Du muſteſt Dich durch die Seufzer, die Thränen, durch das Klagſchrei des Volks und die Sinnbilder der Verzweiflung, die Dich rings umgaben, zu dem Grabe hinarbeiten.

Das iſt das Vorrecht der Tugend, meine Herren, wenn ſie ſich in ihrem reinſten Glanze zeigt. So ſehr auch die Menſchen dem Laſter ergeben ſind, ſo werden ſie doch durch ihren eigenen Vortheil genöthigt, ſie zu lieben und ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Iſt der ungeheuchelte Beifall einer ganzen Nazion, das allgemeine Zeugnis der öffentlichen Hochachtung, die Lobeserhebungen des Prinzen Heinrichs nach ſeinem Tode, folglich zu einer Zeit, wo keine Schmeichelei mehr ſtatt findet, iſt dies alles nicht jenen feierlichen Zurufungen gleich, worin die Stimme Gottes ſich durch die Stimme eines ganzen Volks zu offenbaren ſcheint.

Meſſen wir ſonach nicht das Leben der Menſchen nach ſeinem gröſſren oder geringren Umfang,

ſang, ſondern nach der Anwendung der Zeit ihres Daſeins! O liebenswürdiger Prinz! Deine Klugheit machte Dich dieſe Wahrheit einſehen! Kurz war zwar Deine Laufbahn, allein Deine Tage waren erfüllt. Du ſelbſt würdeſt die kurze Dauer des Dir von der Natur geſezten Ziels nicht bedauern, wenn Du wüſteſt, wie ſehr Du biſt geliebt worden, wie viele Herzen warm und treu an Dir hingen, und wie viel Zutrauen die Welt auf Deine vorzügliche Talente ſezte! Konte ein längres Leben Dir wol gröſſere Vortheile gewähren?

Ach! meine Herren, dieſe traurige Betrachtungen, weit entfernt, unſern Schmerz zu lindern, vergröſſern ihn nur noch, indem ſie all' die Vortheile in unſer Gedächtnis zurükrufen, deren wir genieſſen ſollten, und die ſo plözlich verſchwunden ſind. Ein einziger grauſamer Augenblik nöthigt uns auf immer der Hofnung zu entſagen, ſo viele Tugenden zum Wohl des Vaterlandes einſt glänzen zu ſehn. O des unſeeligen Tages, der uns eine ſo ſüſſe Hofnung raubte! O der grauſamen Krankheit, die ſo ſchöne Tage ſo ſchnell abkürzte! O unerbittliches Schikſal, das uns unſre Wonne entris, weshalb läſſeſt Du uns noch

das Licht genieſſen, nachdem Du ihn uns geraubt haſt! — — — Doch was ſag' ich? — — Wohin verleitet mich mein Schmerz? — — —

Nein, meine Herren, laſſen Sie uns dies eben ſo ſtrafbare als vergebliche Murren unterdrükken, laſſen Sie uns die Schlüſſe der Vorſehung verehren und bedenken, daß wir als Menſchen Leiden unterworfen ſind, unter deren Druk nur der Feige erliegt, die der Herzhafte aber ſtandhaft erträgt. Könte dieſer ſo liebenswürdige und geliebte Prinz unſre jammervolle Klagen, und die Angſttöne ſo vieler Wehklagenden vernehmen, ſo würd er dieſe traurigen Zeugniſſe unſers ohnmächtigen und fruchtloſen Schmerzes nicht billigen; er würd' uns zurufen, da er uns bei der kurzen Dauer ſeines Lebens nicht ſo viel frommen können, als es ſeine grosmüthige Abſicht war, ſo ſollten wir zum wenigſten aus ſeinem Tode einigen Unterricht ſchöpfen.

O Ihr erlauchte Jünglinge, die Ihr nach nichts denn Ruhm dürſtet, und Euer Leben den Waffen widmet, tretet zu dieſem Grabe; erzeigt dieſem Prinzen, der Euer Nebenbuhler und Euer Vorbild war, die lezte Pflicht; ſehet, was uns

von ihm übrig iſt, ein entſtellter Leichnam, Gebeine, Aſche, Staub — Das gemeinſchaftliche Schikſal all' derer, welche die Sichel des Todes weggemähet hat. — Doch denket zugleich auch an das, was ihn überlebt, und was nie untergehn wird, an ſeine ſchöne Eigenſchaften, an ſein muſterhaftes Leben, an ſeine nachahmungswürdige Tugenden.

Mich däucht, ich ſehe ſeine zerſtäubte Aſche ſich ſamlen, auf's neue ſich beleben, und ihn aus dem Grabe hervorgehn, worin ſeine kalte Ueberbleibſel ruhen, und Euch ſagen: „Euer Leben „hat enge Grenzen, ſo lang' es auch dauert: „Ihr werdet dereinſt insgeſamt dieſe vergängliche „Hülle ablegen. Benuzet die Zeit durch Thätig„keit! Bedenket, wie ſchnell meine Tage hinweg„geſchwunden ſind! Verlangt Ihr, daß Euer „Andenken Euch überlebe, ſo erwäget, daß nur „ſchöne Thaten und Tugenden allein Eure Na„men dem räubriſchen Zahne der Zeit und dem „Dunkel der Vergeſſenheit entreiſſen können.“

Und Ihr tapfere Vertheidiger des Staats, deren unglaubliche Beſtrebungen ihn gegen die vereinigten Angriffe des geſamten Europa auf-

recht erhielten! Und Ihr, erſte Diener des Staats, die Ihr in Euren verſchiednen Poſten die allgemeine Glükſeeligkeit zu befördern ſucht, nahet Euch gleichfalls dieſem Grabe, und laſſet Euch von dieſem Jünglinge, den wir wegen ſeiner Talente und ſeltnen Tugenden bedauern, in der Meinung befeſtigen, daß weder groſſe Würden, noch äuſſere Ehrenzeichen, ja nicht einmal die Geburt, ſo erhaben ſie auch ſein mag, denen wahre Hochachtung verſchaffen kan, die an der Spize des Volks ſtehn; ihre Verdienſte, ihr Eifer, ihre Bemühungen und ihre Anhänglichkeit für das Vaterland können ihnen nur allein den Beifall des Publikums, der Weiſen und der Nachwelt erwerben.

Nachdem ich Euch alle zu dieſem Grabe geführt habe, würd' es ſich wol ziemen, wenn ich mich ihm nicht nahte? O Prinz! der Du wuſteſt, wie theuer Du mir warſt, wie ſehr ich Dich liebte; kan die Rede der Lebenden, bis zu den Todten hingelangen, ſo leihe Dein Ohr einer Stimme, die Dir nicht fremd geweſen iſt! Erlaube, daß ich Dir dies vergängliche Denkmal weihe, das Einzige, was ich Dir leider! errichten kan! Verſchmähe nicht die Strebungen

eines

eines an Dich gehefteten Herzens, das von Deinem Schifbruch ſo viel Trümmern ſamlet, als es kan, und ſie im Tempel der Unſterblichkeit aufzuhängen verſucht.

Ach! muſt ich von Dir lernen, wie weislich man mit den wenigen Tagen haushalten müſſe, die uns ſind zugemeſſen worden! Von Dir, wie man dem herannahenden Tode trozen müſſe? Ich muſte dies lernen, den Alter und Schwachheiten täglich erinnern, daß er dicht am Ziele ſeines Lebens iſt. Nie wird Dein vortreflicher Karakter aus meinem Gedächtniſſe verlöſchen, ſtets wird das Bild Deiner Tugenden vor meinen Augen ſein, und Du wirſt ewig in meinem Herzen leben! Dein unvergeslicher Name wird ſich ſtets in unſre Geſpräche miſchen, und meine Bruſt wird Dein Andenken bis zum lezten Odemzug bewahren! —

Ich erblikke bereits, theurer Prinz, das Ende meiner Laufbahn und den Augenblik, da das Weſen aller Weſen meine Aſche auf immer mit der Deinigen vereinigen wird.

Der Tod, meine Herren, macht allen Menſchen ein Ende. Glüklich daher diejenigen, die mit der tröſtlichen Ueberzeugung ſterben, daß ſie die Thränen der Nachbleibenden verdienen.

Auf

Voltairen.

Vorgeleſen in einer auſſerordentlichen Verſamlung der Königli-
chen Akademie der Wiſſenſchaften, den ſechsundzwan-
zigſten November 1778.

Meine Herren,

Männer von erhabnem und ſeltnem Genie ſind in allen Jahrhunderten, beſonders bei geiſtreichen und polizirten Nazionen, in ihrem Leben und noch mehr nach ihrem Tode geehrt worden. Man betrachtete ſie als Phänomene, die ihren Glanz über ihr Vaterland verbreiteten. Die erſten Geſezgeber, die die Menſchen lehrten, zuſammen in Geſellſchaft zu leben, die erſten Helden, die ihre Mitbürger vertheidigten, die Weltweiſen, die in die Abgründe der Natur drangen und hie und da Wahrheiten in ihr entdekten; die Dichter, die die ſchönen Handlungen ihrer Zeitgenoſſen der Nachwelt überlieferten, alle dieſe wurden als eine höhere, über das übrige Menſchengeſchlecht hinausreichende Gattung Weſen betrachtet, und man glaubte, daß ſie von einem Gotte getrieben würden!

Daher

Daher errichtete man dem Sokrates Altäre, hielt den Herkules für einen Gott, verehrte Griechenland den Orpheus, daher ſtritten ſich ſieben Städte um die Ehre, Homers Wiege geweſen zu ſein. Die Athener, ein Volk, das ſeine Bildung im höchſten Grade vervollkomnet hatte, wusten die Iliade auswendig, und feierten das ehrenvolle Andenken ihrer alten Helden in den Geſängen dieſes Gedichts mit gerührtem Herzen. In gleich groſſer Verehrung ſtand ſeiner Talente wegen Sophokles, der Preiserringer auf der tragiſchen Bühne, und überdies erhob ihn die Republik Athen zu ihren wichtigſten Ehrenſtellen. Niemanden iſt unbekant, welche Ehre man einem Aeſchines, einem Perikles, einem Demoſthenes erwies, und daß Perikles dem Diagoras zweimal das Leben rettete, einmal, da er ihn der Wuth der Sophiſten entris, das andremal durch Unterſtüzung und Wolthaten. Jeder Mann von Talenten in Griechenland war ſicher, Bewundrer, und ſelbſt enthuſiaſtiſche Bewundrer zu finden.

Dieſe mächtigen Aufmunterungen waren es, die das Genie entwikkelten und ſelbigem jenen Schwung gaben, der es erhebt, und die Stärke giebt, die Schranken der Mittelmäſſigkeit zu durchbrechen.

brechen. Welcher Reiz zur Nacheifrung für die Weltweiſen, wenn ſie erfuhren, Philipp von Macedonien wähle den Ariſtoteles als den einzigen würdigen Lehrer und Erzieher Alexanders. In dieſem ſchönen Jahrhunderte fand jedes Verdienſt ſeine Belohnung, jedes Talent die ihm gebührende Ehre; man ſchäzte die guten Schriftſteller. Die Werke eines Thucydides, eines Xenophon waren in jedermans Händen; jeder Mitbürger ſchien den Ruhm der Genieen zu theilen, welche damals den Namen der Griechen über aller andern Völker ihren erhoben.

Bald hernach ſtellte uns Rom ein gleiches Schauſpiel dar. Cicero hebt ſich daſelbſt durch ſeinen philoſophiſchen Geiſt und durch ſeine Beredſamkeit auf die höchſte Ehrenſtaffel. Lukrez lebte nicht lange genug, ſeines Ruhms zu genieſſen; Virgil und Horaz hatten alle Stimmen dieſes weltbeherrſchenden Volks; Auguſt erlaubte ihnen ſeinen vertraulichen Umgang, und ſie nahmen Theil an den Belohnungen, die dieſer Tirann über diejenigen ausſchüttete, die durch das Lob ſeiner Tugenden einen Schleier über ſeine Laſter warfen.

Bei

Bei der Epoke der Wiederbelebung der Wiſſenſchaften in unſerm Okzident erinnert man ſich mit Vergnügen des lebhaften Eifers, mit dem die Medicis und einige Päbſte die Gelehrten und Künſtler aufnahmen. Man weis, daß Petrarch auf eben dem Kapitol zum Dichter gekrönt wurde, auf welchem ehemals die Ueberwinder des ganzen Erdbodens ihren triumphirenden Einzug gehalten hatten, und daß der Tod dem Taſſo eine gleiche Ehre raubte. Ludwig *XIV.* nach aller Art von Ruhm geizend, verſäumte es nicht, ſich die Ehre zu erwerben, die ſeltnen Genieen zu belohnen, welche die Natur in ſein Jahrhundert hervorbrachte; es war ihm nicht genug, Boſſuet, Fenelon, Racine, Deſpreaux mit ſeinen Wohlthaten zu überhäufen, ſondern er verbreitete ſeine glänzende Freigebigkeit über alle Gelehrte, aus welchem Lande ſie auch ſein mochten, ſobald ihr Ruhm nur zu ihm drang.

So ſchäzte man in allen Zeitaltern die glüklichen Genieen, die das menſchliche Geſchlecht zu veredlen ſcheinen, und deren Werke uns Erholung und Troſt in den Mühſeeligkeiten des Lebens geben. Gerecht iſt alſo der Zoll des Lobes und der Bewunderung, den wir den Manen des

groſ-

groſſen Mannes entrichten, deſſen Verluſt Europa bejammert.

Es iſt nicht unſre Abſicht, meine Herren, in das Detalje des Privatlebens des Herrn von Voltaire einzugehen. Die Geſchichte eines Königs mus in der Herrechnung der Wolthaten beſtehen, die er über ſein Volk verbreitet hat; die eines Kriegers in ſeinen Feldzügen, die eines Gelehrten in den Zergliederungen ſeiner Werke; Anekdoten können die Neugier beluſtigen, Handlungen aber unterrichten. Da es aber unmöglich wäre, die Menge der Werke genau durchzugehen, die wir dem fruchtbaren Geiſte des Herrn von Voltaire ſchuldig ſind, ſo werden Sie, meine Herren, mit der Skizze vorlieb nemen, die ich davon entwerfen will, ſo wie ich mich auch darauf einſchränken mus, die Hauptteräugniſſe ſeines Lebens nur im Vorbeigehn zu berühren.

Sich bei weitläuftigen Unterſuchungen blos in Betref ſeiner Familie aufhalten, würde den Herrn von Voltaire entehren heiſſen. Im Gegenſaz mit denjenigen, die ihren Ahnen alles und ſich nichts ſchuldig ſind, verdankte er alles der Natur, war ſelbſt das einzige Werkzeug ſeines

Glüks und ſeines Ruhms. Es iſt genug, wenn man weis, daß ſeine Aeltern, Leute vom Zivilſtande, ihm eine anſtändige Erziehung gaben. Er ſtudirte auf dem Kollege Ludwigs des Groſſen unter den Patern Poree und Tournemine, welche zu allererſt die Funken des glänzenden Feuers entdekten, das aus ſeinen Schriften hervorleuchtet.

So jung Herr **von** Voltaire auch war, wurd' er doch nicht als ein gewöhnliches Kind betrachtet; ſein Dichtergeiſt hatte ſich ſchon gezeigt, und dies verſchafte ihm Eingang in das Haus der Frau von Rüpelmonde. Dieſe Dame, entzükt über die Lebhaftigkeit des Geiſtes und über die Talente des jungen Dichters, führte ihn in die beſten Geſellſchaften von Paris ein. Die groſſe Welt wurde ſeine Schule, woſelbſt ſein Geſchmak jenes feine Gefühl, jene Politur und Urbanität erlangte, welche Stubengelehrte nie erreichen, und daher allezeit falſch von demjenigen urtheilen, was der verfeinerten Geſellſchaft gefallen kan, die zu fern aus ihrem Geſichtskreiſe liegt, um ſie je kennen zu lernen. Dieſem Tone der guten Geſellſchaft, dieſem über all' ſeine Werke verbreiteten Firnis haben ſie hauptſächlich den allgemeinen Beifall zu verdanken, deſſen ſie genieſſen.

Schon

Schon waren von ihm ſein Trauerſpiel Oedip und einige angenehme poetiſche Geſellſchafsſtükke im Publikum erſchienen, als ſich in Paris eine in wolſtandwidrigen Verſen geſchriebne Satyre gegen den Duc d'Orleans, damaligen Regenten von Frankreich, verbreitete.

Ein gewiſſer la Grange, Verfaſſer dieſes Werks der Finſternis, fand, um ſich dem Verdachte zu entziehn, Mittel, es unterm Namen des Herrn von Voltaire umlaufen zu machen. Die Regierung handelte übereilt; ſo unſchuldig der junge Dichter auch war, wurd' er in Haft genommen und nach der Baſtille gebracht, woſelbſt er einige Monate bleiben muſte. Es iſt aber das Eigenthümliche der Wahrheit, daß ſie früh oder ſpät durchdringt; der Schuldige wurde entdekt und geſtraft, und Herr von Voltair gerechtfertigt und losgelaſſen. Können Sie's wol glauben, meine Herren, daß die Baſtille der Ort war, woſelbſt unſer junger Dichter die beiden erſten Geſänge ſeiner Henriade verfertigte? Und doch iſt es ſo; ſein Gefängnis wurde ihm ein Parnas, wo ihn die Muſen begeiſterten. Auch iſt es ſicher, daß der zweite Geſang erſter Wurf geblieben iſt; da ihm Papier und Tinte

unterſagt war, ſo lernt' er die Verſe auswendig, und prägte ſie auf immer ſeinem Gedächtniſſe ein.

Voll Unwillen über die unwürdige Begegnung und Beſchimpfung, die er in ſeinem Vaterlande erlitten, begab er ſich kurz nach ſeiner Befreiung nach England, wo er nicht nur die günſtigſte Aufnahme vom Publikum erhielt, ſondern auch eine Menge enthuſiaſtiſcher Bewundrer. In London legt' er die lezte Hand an die Henriade, die er unter dem Tittel: Gedicht von der Ligue herausgab. Unſer junger Dichter, der alles zu benuzen wuste, legte ſich während ſeines Auffenthalts in England vorzüglich auf die Philoſophie.

Die einſichtsvollſten und gründlichſten Weltweiſen blühten damals daſelbſt; er bemächtigte ſich des Fadens, der den vorſichtigen Locke in dem Labyrinthe der Metaphyſik geführt hatte, und ſeine ungeſtüme Einbildungskraft bezäumend, unterwarf er ſich den mühſamen Kalkulationen des unſterblichen Newtons. Er machte ſich die Entdekkungen dieſes Philoſophen völlig eigen, und that darin ſolche Fortſchritte, daß er das Syſtem dieſes groſſen Mannes in einem Abriſſe vortragen konte, der es jederman begreiflich machte.

Vor ihm war Herr von Fontenelle der einzige Philoſoph, der den dürren Weg der Aſtronomie mit Blumen beſtreuend, ihn angenehm genug machte, daß auch das ſchöne Geſchlecht ihn mit Vergnügen wandeln konte.

Es ſchmeichelte die Engländer, einen Franzoſen zu erblikken, dem es nicht gnügte, ihre Weltweiſen zu bewundern, ſondern der ſie auch in ſeine Sprache überſezte. Alles was in London Stand und Namen hatte, ſtrebte, drängte ſich nach ſeinem Beſiz; nie wurd' ein Fremder von dieſer Nazion günſtiger aufgenommen. So ſchmeichelhaft aber auch dieſer Triumph für die Eigenliebe ſein mochte, ſo behielt doch die Liebe für das Vaterland im Herzen unſers Dichters die Oberhand, und er kehrte wieder nach Frankreich zurük.

Den Pariſern hatte der Beifall einer Nazion, die eben ſo gelehrt als gründlich denkt, den Nebel von ihren Augen genommen, und ſie begannen einzuſehn, daß in ihrem Schooſſe ein groſſer Mann geboren ſei. Damals erſchienen die Briefe über die Engländer, in denen der Verfaſſer mit ſtarken und hinreiſſenden Zügen die Sitten, die Künſte, die Religionen und die Regierungsform

dieſer Nazion ſchildert. Das Trauerſpiel Brutus, gemacht dieſem freien Volke zu gefallen, folgte bald darauf, ſo wie Marianne und eine Menge andrer Stükke.

Damals war in Frankreich eine Dame, berühmt wegen ihres Geſchmaks an den Künſten und Wiſſenſchaften. Sie werden gleich errathen, meine Herren, daß ich von der berühmten Marquiſe dü Chatelet rede. Sie hatte die philoſophiſchen Werke unſers jungen Schriftſtellers geleſen; bald darauf machte ſie ſeine Bekantſchaft; das Verlangen ſich zu unterrichten und der brünſtige Eifer, die wenigen Wahrheiten zu ergründen, die dem menſchlichen Verſtande begreiflich ſind, zog die Bande dieſer Freundſchaft enger zuſammen und machte ſie unauflöslich. Madame dü Chatelet verlies ſogleich die Theodicee des Leibniz und die ſinnreichen Romane dieſes Weltweiſen, um dafür Lockens vorſichtige und weiſe Methode anzunehmen, die minder geſchikt iſt, heisdürſtende Neugier zu befriedigen, als der ſtrengen Vernunft Gnüge zu leiſten. Sie lernte ſo viel Geometrie, daß ſie dem Newton in ſeinen abſtrakten Kalkulationen folgen konte; ja ihr Fleis

war

war ſo anhaltend, daß ſie ein kurzes Syſtem dieſer Wiſſenſchaft zum Gebrauch ihres Sohnes entwarf.

Cirey wurde in Kurzem der philoſophiſche Aufenthalt dieſer beiden Freunde: ſie ſchrieben daſelbſt jeder in ſeinem Geſchmak Werke verſchiedner Art, die ſie einander mittheilten, und ſuchten durch gegenſeitige Anmerkungen ihren Arbeiten den Grad von Vollkommenheit zu geben, den ſie wahrſcheinlich erreichen konten. An dieſem Orte wurden Zaire, Alzire, Merope, Semiramis, Katilina, Elektra oder Oreſt verfertigt.

Herr von Voltaire, der alles in die Sphäre ſeiner Wirkſamkeit hineinzog, ſchränkte ſich nicht blos auf das Vergnügen ein, das Theater durch ſeine Trauerſpiele zu bereichern, ſondern er verfertigte, vornämlich zum Gebrauch der Madam dû Chatelet, ſeinen Verſuch einer allgemeinen Geſchichte; die Geſchichte Ludwigs des XIV. und die Geſchichte Karls des Zwölften waren bereits erſchienen.

Ein Schriftſteller von ſo groſſem Genie, eben ſo mannigfaltig als korrekt, entging der Aufmerkſamkeit der Academie Françaiſe nicht; ſie re-

vindizirte ihn als ein ihr behöriges Gut; er wurde ein Mitglied dieſer erlauchten Verſamlung, und bald eine ihrer ſchönſten Zierden. Ludwig der Funfzehnte, um ihm auch ſeiner Seits einen Beweis ſeiner Hochachtung zu geben, beehrte ihn mit der Würde eines ordentlichen Kammerjunkers und eines Hiſtoriographen von Frankreich, ein Amt, das er ſo zu ſagen, durch Verfertigung der Geſchichte Ludwigs des Vierzehnten erfüllt hatte.

Wiewol Herr **von Voltaire** gegen ſo glänzende Beweiſe des Beifalls empfindlich war, ſo war er es doch weit ſtärker gegen die Freundſchaft; unzertrennlich mit Madame du Chatelet verbunden, blendete der Glanz eines groſſen Hofes ſeine Augen nicht ſo ſehr, daß er den Schimmer von Verſailles dem Auffenthalte zu Lüneville und noch weniger der ländlichen Einſamkeit zu Cirey vorgezogen hätte. Dieſe beiden Freunde genoſſen daſelbſt in Ruhe das Maas der Glükſeeligkeit, deren die Menſchen fähig ſind, als der Tod der Marquiſe dies ſchöne Band zerris. Dieſer Schlag erſchütterte das empfindbare Herz des Herrn **von Voltaire** von Grund aus, und er hatte ſeine ganze Philoſophie nöthig, ihn zu ertragen.

Grade um die Zeit, da er alle Kräfte anſtrengte, ſeinen Schmerz über dieſen Verluſt zu mildern, wurd' er an den Preuſſiſchen Hof gerufen. Der König, der ihn 1740 geſehn, wünſchte dies eben ſo ſeltne als hervorragende Genie zu beſizen; er kam deshalb im Jahre 1752 nach Berlin. Seiner Kentnis entging nichts; ſeine Unterhaltung war eben ſo unterrichtend als angenehm, ſeine Einbildungskraft eben ſo glänzend als mannigfaltig, ſein Wiz ſo ſchnell, als gegenwärtig ſein Geiſt; durch den Zauber der Einkleidung belebte er die trokkenſten Materien; mit Einem Worte, er war das Vergnügen aller Geſellſchaften.

Eine unglükliche Streitigkeit, die zwiſchen ihm und dem Herrn von Maupertuis entſtand, entzweite dieſe beiden Gelehrten, die gemacht waren ſich zu lieben, nicht zu haſſen; und der 1756 dazu kommende Krieg flöste dem Herrn von Voltaire das Verlangen ein, ſeine Wohnung in der Schweiz aufzuſchlagen. Er begab ſich nach Geneve, darauf nach Lauſanne und lies ſich endlich in Ferney nieder. Hier theilt' er ſeine Muſſe unter Studiren und Arbeiten, er las und ſchrieb, und beſchäftigte durch die Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes alle Buchhändler der daſigen Gegenden.

Die Gegenwart des Herrn **von Voltaire**, ſein brauſendes Genie, die Leichtigkeit, womit er arbeitete, überredete ſeine ganze Nachbarſchaſt, daß man ſchöner Geiſt ſein könne, wenn man nur wolle; die Schweizer, die man ſonſt eben nicht für die ſcharfſinnigſten hält, wurden dadurch wie von einer Art epidemiſcher Krankheit befallen. Sie drükten die gewöhnlichſten Sachen nicht mehr anders als durch Antitheſen und Epigrammen aus; Geneve wurde von dieſer Seuche am heftigſten angeſtekt; die Bürger, die ſich allerwenigſtens Lykurge glaubten, fühlten insgeſamt den Trieb ihrem Vaterlande Geſeze zu geben, und niemand von ihnen wollte den ſchon gegebnen gehorchen. Dieſe Gährungen, erzeugt durch einen übelverſtandnen Freiheitseifer, veranlasten eine Art Meuterei oder Krieg, der nur lächerlich war. Herr **von Voltaire** unterlies nicht dieſen angeblichen Krieg durch ein Gedicht zu verewigen, in dem Tone, worin ehemals Homer den Froſch- und Mäuſekrieg beſungen hatte.

Bald brachte ſeine fruchtbare Feder theatraliſche Werke hervor, bald philoſophiſchhiſtoriſche Schriften, bald allegoriſche und moraliſche Romane; zu eben der Zeit aber, da er die Litteratur

der-

dergeſtalt mit ſeinen neuen Produkten bereicherte, befliß er ſich der Landwirthſchaft. Man ſieht, wie ſehr ein guter Kopf alle Geſtalten anzunehmen fähig iſt. Ferney war faſt eine Einöde, als unſer Philoſoph es kaufte, er baute es nicht nur an, und bevölkerte es, ſondern zog auch eine Menge von Handwerkern und Künſtlern dahin.

Wir wollen uns aber nicht zu ſchnell der Urſach unſers jezigen Schmerzes erinnern; wollen den Herrn **von Voltaire** noch ruhig zu Ferney laſſen und inzwiſchen die groſſe Anzahl ſeiner verſchiednen Produkte mit aufmerkſamern und prüfendern Blikken betrachten. Nach der Geſchichte wollte Virgil bei ſeinem Tode, misvergnügt mit der Aeneis, weil er ihr nicht die gewünſchte Vollkommenheit geben können, ſie verbrennen. Das lange Leben, welches Herr **von Voltaire** genos, erlaubte ihm das Gedicht über die Ligue zu verbeſſern, zu feilen und zu der Vollkommenheit zu bringen, in der wir's jezt unterm Tittel Henriade erblikken. Seine Neider warfen ihm vor, ſein Gedicht ſei nur eine Nachahmung der Aeneide; und man mus eingeſtehn, daß in einigen Geſängen

ſängen die Gegenſtände einander gleichen; doch knechtiſch ſind die Nachahmungen nicht.

Mahlt Virgil den Untergang Trojas, ſo ſtellt uns Voltaire die Schrekniſſe und Gräuel der St. Bartholomäusnacht dar; die Liebeshändel Heinrich des Vierten und der ſchönen Gabrielle d'Etrée gleichen den Liebesbegebenheiten der Dido und des Aeneas; der Höllenfahrt des Aeneas, dem Anchiſes in den eliſäiſchen Gefilden die Nachkommenſchaft zeigt, die von ihm abſtammen ſoll, ſezt man den Traum Heinrich des Vierten entgegen, worin der heilige Ludwig ihm die Zukunft aufſchliest, und das Schikſal der Burbonniden erblikken läst.

Dürfte ich hier ein Urtheil wagen, ſo erkent' ich in dieſen zweien Geſängen, in dem nämlich, worin die St. Bartholomäusnacht beſungen wird, und dem, worin Heinrichs des Vierten Traum ſich befindet, dem Franzöſiſchen Dichter den Vorzug zu. Virgil ſiegt meines Bedünkens nur bei den Liebeshändeln der Dido über Voltairen, weil der Römer aus Herz redet und intereſſirt, der Franzos aber nur Allegorien braucht. Unterſucht man indeſſen beide Dichter

ter ohne Vorurtheile, weder für die Alten noch für die Neuen, ganz unpartheiiſch, ſo wird man eingeſtehn müſſen, daß viele einzelne Stellen der Aeneide in unſern Tagen in den Werken unſrer Zeitgenoſſen würden unerträglich gefunden werden; als zum Beiſpiel die Leichenfeierlichkeiten, die Aeneas ſeinem Vater Anchiſes hält, die Fabel der Harpyen, ihre Weiſſagung an die Trojaner, daß ſie ihre Teller würden eſſen müſſen und die Erfüllung dieſer Prophezeiung; die Sau mit ihren dreiſſig Jungen, welche den Ort der Niederlaſſung anzeigt, wo Aeneas das Ende ſeiner Mühſeeligkeiten finden ſoll; die Verwandlung ſeiner Schiffe in Nymphen; die Tödtung eines Hirſches durch den Askanius, wodurch der Krieg zwiſchen den Trojanern und Rutulern entſteht; der Has, welchen die Götter den Herzen der Amata und der Lavinia gegen den Aeneas einflöſſen, der doch am Ende die Lavinia heuratet; vielleicht waren dies die Fehler, die Virgilen ſo misvergnügt mit ſeinem Werke machten, daß er es zu verbrennen beſchloſſen hatte, und ſie ſind es, die nach der Meinung ſcharfſichtiger Kunſtrichter, die Aeneis der Henriade nachſezen.

Geben

Geben überwundne Schwierigkeiten dem Schriftſteller ein Verdienſt, ſo hatte es der Herr von Voltaire, der gewis mehrere Schwierigkeiten zu bekämpfen fand, als Virgil. Das Süjet der Henriade iſt die Einnahme von Paris durch Heinrich des Vierten Bekehrung bewirkt. Dem Dichter wars ſonach nicht vergönnt im Syſteme des Wunderbaren nach Behagen herumzuſchweifen; er muste ſich auf die Myſterien der Chriſten einſchränken, die an anmuthigen und maleriſchen Bildern weit minder reich ſind, als die Mythologie der Heiden.

Indeſſen wird man den zehnten Geſang der Henriade nicht leſen können, ohne zu geſtehn, daß die Reize der Poeſie alle Gegenſtände zu veredlen vermögen, welche ſie behandelt. Herr von Voltaire war der einzige, der mit ſeinem Gedicht unzufrieden war; er fand ſeinen Helden nicht groſſen Gefahren genug ausgeſezt, und folglich minder intereſſant als Aeneas, der kaum einer Gefahr entronnen, gleich wieder in neue ſtürzt.

Prüft man mit eben dem Geiſte der Unpartheilichkeit die Trauerſpiele des Herrn von Voltaire,

taire, ſo mus man eingeſtehn, daß er in einigen Stükken über Racinen, und in andern unter dieſem berühmten Tragiker iſt. Sein Oedip war das erſte Stük, das er verfertigte; ſeine Einbildungskraft war von den Schönheiten eines Sophokles und Euripides ſchwanger, und ſein Gedächtnis ſtellte ihm unabläſſig den Flus der nie verminderten Eleganz des Racine dar.

Geſtärkt durch dieſen doppelten Vortheil erſchien ſeine erſte Arbeit auf dem Theater als ein Meiſterſtük. Einige, vielleicht zu ſtrenge, Kunſtrichter fanden es tadelhaft, daß die alte Jokaſte bei Erſcheinung des Philoktets, eine beinahe erloſchne Leidenſchaft wieder entſtehen fühlt: hätte man aber Philoktets Rolle aus dem Stük herausgenommen, ſo wäre man des Genuſſes der Schönheiten beraubt worden, welche der Abſtich ſeines Karakters mit dem des Oedips hervorbringt. Man war der Meinung, ſein Brutus könte ſchiklicher auf dem Londner als auf dem Pariſer Theater vorgeſtellt werden, weil in Frankreich ein Vater, der ſeinen Sohn mit kaltem Blute zum Tode verurtheilt, für einen Barbaren gehalten wird; da man hingegen in England einen

nen Konſul, der ſein eignes Blut der Freiheit des Vaterlandes aufopfert, als einen Gott anſieht. Seine Marianne und eine Menge andrer Stükke bezeichneten ſeine Kunſt und die Fruchtbarkeit ſeiner Feder. Inzwiſchen kan man nicht bergen, daß auch hier vielleicht zu ſcharfe Kunſtrichter Voltairen den Vorwurf machten, der Bau ſeiner Trauerſpiele ſei nicht genug nach den Regeln der Natur und der Wahrſcheinlichkeit eingerichtet und Racine übertreffe ihn darin.

Man ſehe Iphigenien, Phädren, Athalien vorſtellen, ſagten ſie, und man glaubt, der Handlung ſelbſt beizuwohnen, die ſich ohne Mühe vor unſern Augen entwikkelt; bei Aufführung der Zayre hingegen mus man die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, um die Wahrſcheinlichkeit zu finden, und über gewiſſe höchſt auffallende Fehler wegzuſchlüpfen ſuchen. Der zweite Akt, ſezen ſie hinzu, gehört gar nicht zum Stük; man mus das Radotage des alten Luſignans ausſtehn, der in ſeinem Pallaſte ſich befindet und doch nicht weis, wo er iſt; der von ſeinen ehemaligen Heldenthaten wie ein zum Guvernör von Peronne gewordner Obriſtleutenant des Regiments von Navarra ſpricht.

Man

Man kan es nicht recht ſagen, wie er ſeine Kinder erkennt; um ſeine Tochter zur Chriſtin zu machen, erzählt er ihr, daß ſie ſich auf dem Berge befänden, wo Abraham ſeinen Sohn Iſaak geopfert hätte, oder hätte opfern wollen; er bewegt ſie, ſich taufen zu laſſen, nachdem Chatillon bezeugt hat, ſie ſelbſt getauft zu haben, und dies iſt der Knoten des Stüks. Nachdem Lüſignan auf die Art dieſen kalten und ſchläfrigen Akt ausgefüllt hat, ſo ſtirbt er am Schlagfluſſe, und niemand nimt an ſeinem Schikſale Theil. Da ein Prieſter und ein Sakrament zur Anlegung dieſer Intrike nöthig war, ſo ſcheint das Abendmal ſchiklicher geweſen zu ſein, als die Taufe.

So gegründet dieſe Anmerkungen auch ſein mögen, ſo verliert man ſie doch im fünften Akt ganz aus dem Geſicht. Intereſſe, Mitleiden, Schrekken, welche die Kunſt dieſes groſſen Dichters darin ſo mächtig zu erregen weis, reiſſen den von ſo ſtarken Leidenſchaften beſtürmten Zuſchauer fort, und er vergist kleine Fehler um ſo groſſer Schönheiten willen. Man mus ſonach eingeſtehn, daß Racine zwar mehr Natur, mehr Wahrſcheinlichkeit in Anlegung ſeiner Stükke hat,

daß er mit ununterbrochner Eleganz ſchreibt, und daß in ſeiner Verſifikation eine Weichheit, ein Flus herrſche, Eigenſchaften, die noch kein Dichter nach ihm hat erreichen können: aber auf der andern Seite mus man auch zugeben, daß Herr von Voltaire, einige zu epiſche Verſe in ſeinen Stükken ausgenommen, die Kunſt verſtanden hat, das Intereſſe von Szene zu Szene, von Akt zu Akt (den fünften Aufzug des Katilina abgerechnet) wachſen zu machen, und es gegen die Kataſtrophe zu aufs höchſte zu treiben; welches wol der Gipfel der Kunſt iſt.

Sein allumfaſſendes Genie führte ihn zu Arbeiten in jeder Gattung. Nachdem er mit Virgilen gekämpft und ihn vielleicht beſiegt hatte, trat er auch gegen Arioſt auf. Er verfertigte die Pûcelle im Geſchmak des wütenden Rolands; doch iſt dies Gedicht keine Nachahmung des Italieners. Die Fabel, das Wunderbare, die Epiſoden, alles darin iſt original, alles darin athmet das Lachende einer glänzenden Einbildungskraft.

Seine kleinen poetiſchen Geſellſchaftſtükke ſind die Wolluſt aller Leute von Geſchmak; ihr Verfaſſer

faſſer allein machte wenig daraus, wiewol Anakreon, Horaz, Ovid, Tibull und alle Schriftſteller des ſchönen Alterthums uns kein Muſter in dieſer Gattung aufgeſtellt haben, das er nicht erreicht hätte. Dieſe Arbeiten koſteten ſeinem Geiſte keine Mühe, und deshalb thaten ſie ihm kein Gnüge; er glaubte, daß man nur dann den Ruhm wolverdient beſäſſe, wenn man ihn durch Beſiegung der gröſten Hinderniſſe erworben hätte.

Nach dieſem Abris ſeiner Talente als Dichter, wollen wir ihn als Geſchichtſchreiber betrachten. Die Geſchichte Karls des Zwölften war ſeine erſte Arbeit dieſer Art; er wurde der Kurtius dieſes Alexanders. Die Blumen, die er über ſeinen Stof verbreitete, ſchaden dem Grunde der Wahrheit gar nicht; er mahlt die ſchimmernde Tapferkeit dieſes Helden des Nordens mit den lebhafteſten Farben; ſeine Beſtmüthigkeit bei einigen Gelegenheiten, ſeinen Starrſinn bei andern, ſein Glük und ſein Unglük.

Nachdem er ſeine Kräfte an dieſer Geſchichte Karls des Zwölften erprobet hatte, ſo wagt' er ſich auch an den Verſuch der Geſchichte des Jahrhunderts von Ludwig dem Vierzehnten.

Darin braucht' er nun nicht mehr den romanhaf⸗ten Stil des Quintus Kurtius, ſondern den des Cicero, wenn er bei Vertheidigung des Ma⸗niliſchen Geſezes dem Pompejus eine Lobrede hält. Als Franzos erhebt er mit Enthuſiasmus die berühmten Eräugniſſe dieſes ſchönen Jahrhun⸗derts; zeigt im blendendſten Lichte die Vorzüge, die damals ſeine Nazion über alle andre erhoben, die Menge der groſſen Genieen, die unter Lud⸗wigs des Vierzehnten Schuz blühten, die Herr⸗ſchaft der durch einen polirten Hof beſchüzten Künſt' und Wiſſenſchaften, die Fortſchritte der Indüſtrie in aller Art, die innere Macht Frank⸗reichs, die auf gewiſſe Art ſeinen König zum Schiedsrichter von Europa machte. Durch dies Werk allein verdient der Herr **von Voltaire**, daß die Franzöſiſche Nazion ihm auf immer ih⸗re Gewogenheit und Dankbarkeit widmet, indem keiner von ihren übrigen Schriftſtellern ihre Gröſ⸗ſe ſo ins Licht zu ſezen gewuſt hat.

In ſeinem Verſuch einer allgemeinen Geſchich⸗te bedient er ſich abermals eines andern Stils, nämlich des kraftvollen und ungeſchmükten. In keinem Werke zeigt ſich der Karakter ſeines Gei⸗ſtes mehr, als in der Art, wie er dieſe Geſchichte

behan⸗

behandelt hat; man ſieht darin den Flug des her⸗vorragenden Genies, das alles aus einem groſ⸗ſen Geſichtspunkte auffast, ſeine Aufmerkſamkeit nur auf Sachen von Belang heftet, und alle kleine Nebenumſtände aus der Acht läst. Dies Werk iſt nicht zur Belehrung derjenigen geſchrie⸗ben, welche die Geſchichte noch nicht ſtudirt ha⸗ben, ſondern um die merkwürdigſten Thatſachen in das Gedächtnis derer zurükzurufen, die ſie ſchon wiſſen. Er hält ſich genau an das erſte Geſez des Geſchichtſchreibers, an die Wahrheit; und untergeſtreute Reflexionen ſind dem Stof⸗fe nicht fremd, ſondern entſpringen aus ihm ſelbſt.

Noch ſind eine ſo groſſe Menge andrer Schrif⸗ten des Herrn von Voltaire übrig, daß man ſie faſt unmöglich zergliedern kan. Einige betref⸗fen Gegenſtände der Kritik, andre metaphyſiſche Materien, die er aufhellet, noch andre Aſtrono⸗mie, Geſchichte, Phyſik, Beredſamkeit, Proſodie und Geometrie; ſeine Romane ſogar haben einen Originalkarakter. Zadig, Mikromegas, Can⸗dide, ſind Werke, welche nur Frivolität zu ath⸗men ſcheinen, und im Grunde moraliſche Allego⸗rien oder Kritiken über einige neue Syſteme ſind,

und worin das Nüzliche mit dem Angenehmen unzertrennlich verbunden iſt.

So viele Talente, ſo groſſe und verſchiedne Kentniſſe in Einer Perſon beiſammen, ſezen die Leſer in ein mit Ueberraſchung verbundnes Erſtaunen. Durchgehen Sie, meine Herren, das Leben der groſſen Männer des Alterthums, deren Namen bis auf uns gekommen ſind, und Sie werden finden, daß jeder von ihnen ſich blos auf ſein ihm eignes Talent einſchränkte. Ariſtoteles und Plato waren Philoſophen, Aeſchines und Demoſthenes Redner, Homer epiſcher Dichter, Sophokles Tragiker, Anakreon ſcherzhafter Dichter, Thucydides und Xenophon nur Geſchichtſchreiber; eben ſo waren bei den Römern Virgil, Horaz, Ovid, Lukrez nur Dichter, Titus Livius und Varro nur Geſchichtſchreiber; Kraſſus, der ältere Antonius und Hortenſius ſchränkten ſich auf die Beredſamkeit ein.

Cicero, der Staatsmann und der Redner, der Vertheidiger und der Vater ſeines Vaterlandes, iſt der einzige, der verſchiedne Talente und Fähigkeiten miteinander vereinigte. Er verband mit

mit der hinreiſſenden Kunſt der Beredſamkeit, die ihn über alle ſeine Zeitgenoſſen erhob, ein tiefes Studium der Weltweisheit, ſo weit damals ihre Gegenden entdekt waren. Dies ſieht man aus ſeinen Tusculaniſchen Unterſuchungen, aus ſeiner vortreflichen Abhandlung von der Natur der Götter, aus ſeinem Buche von den Pflichten, dem beſten Werke vielleicht, das wir von der Sittenlehre haben. Cicero war ſogar Dichter, er überſezte den Aratus in lateiniſche Verſe und man glaubt, daß durch ſeine Verbeſſerungen Lukrezens Gedicht ſei vervollkomnet worden.

Siebzehn Jahrhunderte musten wir ſonach durchlaufen, um unter der Menge Menſchen, die ſeit der Zeit den Erdboden bewohnt hatten, in Cicero den einzigen Mann ausfindig zu machen, deſſen Kentniſſe wir mit des unſterblichen Schriftſtellers ſeinen vergleichen konten, von dem jezt die Rede iſt. Man könte ſagen, daß Herr von Voltaire, wenn ich mich ſo ausdrükken darf, allein eine ganze Akademie aufwog. Unter ſeinen Schriften ſind einige, worin man Baylen mit allen Waffen ſeiner Dialektik ausgerüſtet zu erkennen glaubt; in andern meint

man den Thucydides zu leſen; bald iſt er ein Phyſiker, der die Geheimniſſe der Natur aufdekt, bald ein Metaphyſiker, der auf Analogie und Erfahrung geſtüzt, mit wohlabgemeßnen Schritten den Fustapfen eines Locke folgt. In andern Werken finden Sie den Nacheifrer des Sophokles; dort sehn Sie ihn ſeine Pfade mit Blumen beſtreuen; hier den Kothurn verlaſſen und die Sokken der komiſchen Muſe nehmen; doch ſcheint's, daß ſein Geiſt zu erhaben war, um Behagen daran zu finden, ſeine ganze Schwungkraft auf die Gleichwerdung des Terenz und Moliere einzuſchränken; bald ſieht man ihn ſich auf den Pegaſus ſchwingen, der ihn mit Adlerfluge auf die höchſte Spize des Helikons verſezt, wo ihm der Gott der Muſen zwiſchen Homeren und Virgilen ſeinen Plaz anweiſet.

So viele verſchiedne Produkte und ſo mächtige Aeuſſerungen des Genies machten endlich den lebhafteſten Eindruk auf die Gemüther Aller, und Europa gab den vorzüglichen Fähigkeiten des Herrn von Voltaire allgemeinen Beifall. Man mus indeſſen nicht glauben, daß Eiferſucht und Neid ihn verſchonten; ſie ſchärften vielmehr ihre Pfeile, ihn zu erlegen. Der den Menſchen an-

geborne Geiſt der Unabhängigkeit, der ihnen ſelbſt gegen die rechtmäſſigſte Herrſchaft Abneigung einflößt, empört ſie mit doppelter Bitterkeit gegen die Uebermacht von Talenten, die ihre Schwäche nie erreichen konte. Allein das Geſchrei des Neides wurde durch die ſtärkſten Zurufe des Beifalls erſtikt; die Gelehrten rechneten ſich die Bekantſchaft mit dieſem groſſen Manne zur Ehre. Wer Philoſoph genug war, perſönliches Verdienſt zu ſchäzen, ſtellte Herrn **von Voltaire** weit über diejenigen, deren ganzes Verdienſt Ahnen, Tittel, Hochmuth uud Reichthum ſind.

Er gehörte unter die kleine Anzahl Gelehrten, die von ſich ſagen können: omnia mea mecum porto. Prinze, Fürſten, Könige, Kaiſerinnen haben ihn mit Merkmalen ihrer Hochachtung und Bewundrung überhäuft. Wir wollen hierdurch keinesweges zu verſtehn geben, daß die Groſſen der Erde das Verdienſt am beſten zu ſchäzen wüsten; ſondern es beweist nur, daß das Anſehn des Herrn **von Voltaire** ſo allgemein feſtgeſezt war, daß die Führer der Völker der einmüthigen Stimme der Nazionen ſich nicht wiederſezen konten, ſondern daß ſie ſich vielmehr nach ſelbiger richten musten.

Da indeſſen in dieſer Welt das Gute ſtets mit Böſen vermiſcht iſt, ſo fügt' es ſich, daß Herr von Voltaire gegen den Stich der Inſekten, die im Schlamm der Hippokrene krochen, eben ſo empfindlich, als gefühlvoll gegen den allgemeinen Beifall war, den er genos. Statt ſie zu beſtrafen, verewigte er ſie dadurch, daß er ihre dunkle Namen in ſeine Werke aufnahm; doch das, was er von ihnen duldete, waren nichts denn unbedeutende Kothflekke, die ſie ihm anſprüzten, in Vergleich mit den heftigen Verfolgungen, die er von Seiten der Geiſtlichen erlitt, welche ihrem Amte nach nur Diener des Friedens ſind, und die folglich nur Lieb' und Menſchlichkeit hätten üben ſollen.

Eben ſo verblendet von falſchem Religionseifer, als hirnlos gemacht vom Fanatismus, fielen ſie mit dem bitterſten Grimm über ihn her, und wollten ihm durch Verläumdungen das Garaus machen. Allein durch ihre Unwiſſenheit ſcheiterte ihr Entwurf; aus Mangel an Einſicht verwirrten ſie die deutlichſten Begriffe, ſo, daß ſie Stellen, wo unſer Autor Toleranz predigt, für Lehren des Atheismus erklärten; und eben der Voltaire, der alle Hülfsquellen ſeines Geiſtes ange-

angewandt hatte, das Daſein eines Gottes in ſeiner ganzen Stärke zu erweiſen, ſahe ſich zu ſeinem grösten Erſtaunen des Wegläugnens der Exiſtenz Gottes beſchuldigt.

Die Galle, welche dieſe fromme Seelen auf eine ſo ungeſchikte Art gegen ihn ausſprühten, fand gleichwol Beifall bei Leuten ihres Gelichters, doch bei denen nicht, die nur einen Funken Logik hatten. Sein wahres Verbrechen beſtand darin, daß er nicht aus Niederträchtigkeit in ſeiner Geſchichte die Laſter ſo mancher Päbſte übertüncht hatte, welche die Kirche verunehrt haben; daß er mit Frapolo, mit Fleury und ſo vielen andern geſagt hatte, daß die Leidenſchaften öfters mehrern Einflus auf das Betragen der Prieſter, als die Inſpiration des heiligen Geiſtes hätten, daß er in ſeinen Werken Abſcheu gegen jene greuelvollen Blutbäder einflöste, welche falſcher Religionseifer ſo oft angerichtet hat; und daß er endlich die unverſtändlichen und nichtsbedeutenden Zänkereien mit gehöriger Verachtung behandelte, worauf die Gottesgelehrten von allen Sekten ſo viel Gewicht legen.

Zur Vollendung dieſes Gemäldes kan man noch hinzufügen, daß Herrn **von Voltairs**

Werke

Werke ganz friſch aus der Preſſe verkauft wurden, und daß die Biſchöfe hingegen mit heiligem Unwillen ſehen musten, wie ihre fromme Arbeiten von den Würmern zernagt wurden, oder in den Niederlagen ihrer Verleger vermoderten. Dieſe Schlüſſe, dieſen Unverſtand ſchwachköpfiger Prieſter würde man verzeihen können, wenn ihre fehlerhafte Logik nicht auf die Ruhe Mancher ſo ſtarken Einflus hätte. Alles, was uns die Wahrheit hierüber zu ſagen zwingt, iſt: daß eine ſolche Afterdialektik zureicht, niedrige und verworfne Weſen zu karakteriſiren, die ſich rühmen, ihre Vernunft gefangen genommen zu haben, und die in der That mit dem geſunden Menſchenverſtande in ofner Fehde leben.

Da hier von der Rechtfertigung des Herrn von Voltaire die Rede iſt, wollen wir keine von den gegen ihn gemachten Beſchuldigungen verſchweigen. Die Scheinheiligen beſchuldigten ihn ferner, er habe die Lehren eines Epikurs, eines Hobbes, Woolſtone, Lord Bolingbroke's und andrer Philoſophen in ſeinen Schriften erneuert; iſt es aber nicht klar, daß er, anſtatt die Meinungen dieſer Männer durch das zu befeſtigen, was ein jeder andrer zu ſelbigen hätte hinzufügen

kön=

können, zufrieden iſt, die ſtreitigen Säze blos hiſtoriſch vorzutragen und die Entſcheidung ſeinen Leſern zu überlaſſen. Und überdies, iſt die Religion auf Wahrheit gebauet, was hat ſie von alle dem zu befürchten, was Lügen gegen ſie erfinden können?

Herr von Voltaire war hiervon ſo überzeugt, daß er nicht glaubte, die Zweifel einiger Philoſophen könten den Sieg über göttliche Eingebungen davon tragen. Doch gehn wir einen Schritt weiter, vergleichen wir die in ſeinen Werken ausgeſtreute Moral mit der ſeiner Verfolger! Die Menſchen müſſen ſich wie Brüder lieben, ſagte er; ihre Pflicht iſt, einander wechſelſeitig die Laſt des Lebens tragen zu helfen, in welchem die Summe der Uebel weit über die Summe des Guten geht; ihre Meinungen ſind eben ſo verſchieden, als ihre Geſichtsbildungen; ſtatt ſich zu verfolgen, weil ſie nicht gleich denken, ſind ſie ſchuldig, das Urtheil der Irrenden durch Vernunft zu berichtigen, und nicht ſtatt der Schlüſſe Feuer und Schwerd zu gebrauchen; mit Einem Worte, ſie müſſen ſo gegen ihren Nächſten handeln, wie ſie wünſchen, daß er gegen ſie verfahren möge. Spricht hier der Herr von

Voltaire oder der Apoſtel Johannes und das Evangelium?

Halten wir die praktiſche Moral der Heucheſlei oder des falſchen Religionseifers dagegen. Ausgerottet werde jeder, ruft ſie, der nicht ſo denkt, wie wir wollen, daß er denken ſoll. Verderben über den, der unſre Ehrſucht und unſre Laſter enthüllet! Gottes Sache ſoll der Schild ſein, mit dem wir unſre Bosheit dekken. Mögen ſich die Menſchen immerhin aufopfern, mag immerhin ihr Blut ſtrömen, was thut das? wenn nur unſre Macht und unſer Anſehn wächſt! Stellen wir Gott grauſam und unverſöhnlich vor, damit der Loskauf aus dem Fegefeuer, und der Eingang ins Paradies unſre Einkünfte vermehre. — So dient die Religion den Leidenſchaften der Menſchen oft zum Dekmantel; ſo ſchöpfen ſie durch ihre Verkehrtheit aus der reinſten Quelle tödtendes Gift.

Da die Sache des Herrn **von Voltaire** ſo gut war, als wir ſie eben vorgetragen haben, ſo hatte er in den Tribunalen, wo man mehr auf Vernunft als auf myſtiſche Sophismen hielt, alle Stimmen für ſich. So gros auch die Verfol-

gun-

gungen waren, die er vom Has der Gottesge- lehrten erdulden muste, ſo macht' er doch ſtets einen Unterſchied unter der Religion und denen, die ſie entehrten; er lies denen Geiſtlichen Gerechtigkeit wiederfahren, die durch ihre Tugenden wirkliche Zierden der Kirche geweſen ſind, und tadelte nur diejenigen, deren Sittenverderbtheit ſie zum allgemeinen Abſcheu machte.

Herr von **Voltaire** brachte ſo zu ſagen ſein Leben unter den Verfolgungen ſeiner Neider und unter der Bewundrung ſeiner enthuſiaſtiſchen Verehrer zu, ohne daß die Sarkaſmen der erſten ihn demüthigten oder daß der Beifall der andern die Meinung vergrößerte, die er von ſich ſelbſt hatte. Es gnügte ihm, die Welt zu erleuchten, und durch ſeine Schriften Liebe für die Wiſſenſchaften und Menſchlichkeit einzuflöſſen.

Doch nicht zufrieden, die Sittenlehre blos durch Vorſchriften gepredigt zu haben, lehrt' er ſie auch durch ſein Beiſpiel. Er war es, der der unglüklichen Familie der Calas muthig zu Hülfe kam, er vertheidigte die Sache der Syrvens, und entris ſie den Händen ihrer barbariſchen Richter;

wär' er Wunderthäter geweſen, er hätte den Chevalier la Bare vom Tode erwekt.

Schön iſt es, zu hören, daß ein Weltweiſer aus der Tiefe ſeiner Einſamkeit ſeine Stimme erhebt, und daß die Menſchlichkeit, deren Dollmetſcher er iſt, die Richter zwingt, ihre ungerechten Ausſprüche umzuändern. Hätte Herr **von Voltaire** auch nur dieſen einzigen Zug für ſich, ſo verdiente er ſchon deshalb unter die kleine Zahl der wahren Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts geſezt zu werden.

Philoſophie und Religion lehren ſonach einſtimmig den Weg der Tugend. Wer iſt ein beſſerer Chriſt; die Obrigkeit, die auf eine grauſame Art eine Familie aus ihrem Vaterlande ſtöst, oder der Philoſoph, der ſie aufnimt und unterſtüzt; der Richter, der ſich des Schwerds der Geſeze bedient, einen Unbeſonnenen hinzurichten, oder der Weiſe, der das Leben eines jungen Mannes rettet, um ihn zu beſſern; der Henker des Calas oder der Beſchüzer ſeiner troſtloſen Familie? Dieſe Handlungen, meine Herren, werden das Andenken des Herrn **von Voltaire** auf immer denjenigen theuer machen, in deren Bruſt

ein

ein fühlendes Herz ſchlägt. So koſtbar die Gaben des Geiſtes, Einbildungskraft, erhabnes Genie, und ausgebreitete Kentniſſe auch ſind, ſo übertreffen dieſe Geſchenke der Natur, ſo ſelten ſie auch ſelbige verſchwendet, doch nie die Handlungen der Menſchlichkeit und Wohlthätigkeit; man bewundert jene, und ſeegnet und verehrt dieſe.

So hart mirs auch fällt, mich auf immer vom Herrn von Voltaire zu trennen, ſo fühl' ich gleichwol den Augenblik herannahen, wo ich den Schmerz erneuern mus, den Ihnen ſein Verluſt verurſacht. Wir haben ihn in Ferney im Genus ſeiner Ruhe gelaſſen; häusliche Angelegenheiten nöthigten ihn nach Paris hin, woſelbſt er noch zeitig genug anzukommen hofte, einige Trümmern ſeines Vermögens aus einem Bankerot zu retten, in dem er ſich mit verwikkelt ſahe.

Er wolte in ſeinem Vaterlande nicht mit leeren Händen erſcheinen; ſeine Zeit, die er unter die Philoſophie und die ſchönen Wiſſenſchaften theilte, lieferte ihm ſtets eine Menge Werke, davon er immer einige vorräthig beſas. So hatt' er eine neue Tragödie ausgearbeitet,

deren Gegenſtand Irene war, und wollte ſie aufs Pariſer Theater bringen.

Er pflegte ſeine Stükke der ſchärfſten Kritik zu unterwerfen, eh' er ſie dem Publikum ausſtellte; dieſer Gewohnheit gemäs sucht' er in Paris den Rath aller Leute von Geſchmak, die er kante, und opferte eine eitle Eigenliebe dem Verlangen auf, ſeine Arbeiten der Nachwelt würdig zu machen. Gelehrig gegen die einſichtsvollen Anmerkungen, die man ihm machte, ging er mit auſſerordentlichem Feuer und Eifer an die Verbeſſerung dieſes Stüks, brachte ganze Nächte mit deſſen Umſchmelzung zu.

Entweder um den Schlaf zu vertreiben, oder um ſeine Sinne zu beleben, trank er ganz übermäſſig Kaffee. Funfzig Taſſen waren ihm täglich kaum genug; dies Getränk brachte ſein Blut in die heftigſte Bewegung, und erregte in ihm eine ſo auſſerordentliche Wallung, daß er, um dieſe Art hizigen Fiebers zu mäſſigen, Opium brauchte. Auch hiervon nahm er ſo ſtarke Doſis, daß er, anſtatt ſein Uebel zu lindern, ſein Ende beſchleunigte. Kurz nach dieſem mit ſo weniger Mäſſigung genomnen Mit-

tel

tel äuſſerten ſich Anfälle vom Schlage, die auch ſeinem Leben ein Ziel ſezten.

Ungeachtet Herr von Voltaire von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit war, ungeachtet Sorge, Verdrus und ſtrenge Arbeitſamkeit ſeinen Körper ſchwächten, ſo ging er doch auf der Laufbahn ſeines Lebens bis ins vierundachtzigſte Jahr fort. Er war ſo beſchaffen, daß der Geiſt in allen Stükken bei ihm über die Materie den Vorzug behielt; er hatte eine ſtarke Seele, die ihre Kraft einem beinahe durchſichtigen Körper mittheilte; ſein Gedächtnis war erſtaunend, und er behielt alle Kräfte des Geiſtes und der Einbildungskraft bis an ſeinen lezten Athem.

Mit welcher Freude ſoll ich Sie, meine Herren, an die Beweiſe der Bewundrung und der Erkentlichkeit erinnern, welche die Pariſer dieſem groſſen Manne während ſeines lezten Aufenthalts in ſeinem Vaterlande erwieſen. Der Fall iſt ſelten, aber ſchön, daß das Publikum billig iſt, und bei ihren Lebzeiten den auſſerordentlichen Männern Gerechtigkeit wiederfahren läst, welche nur in weit auseinander liegenden Zeiträumen hervorzubringen der Natur behagt,

 damit

damit ſie bei ihren Zeitgenoſſen den Beifall ſelbſt einſamlen, deſſen ſie bei der Nachwelt vergewiſſert ſind.

Man konte erwarten, daß ein Mann, der mit aller Scharfſinnigkeit ſeines Genies den Ruhm ſeiner Nazion zu verbreiten geſtrebt hatte, einige Stralen deſſelben auf ſich würde zurükfallen ſehn. Die Franzoſen haben dies gefühlt, und durch ihren Enthuſiasmus ſich würdig gemacht, den Glanz zu theilen, den ihr Landsmann über ſie und ſein Jahrhundert verbreitet hat.

Allein wird man's wol glauben, daß eben dieſem Voltaire, dem das heidniſche Griechenland Altäre errichtet, dem Rom Bildſäulen geſezt hätte, und dem eine groſſe Kaiſerin, die Beſchüzerin der Wiſſenſchaften, ein Monument zu Petersburg erbauen wollte; ſollte man's wol glauben, daß einem ſo erhabnen Weſen eine Hand voll Erde verweigert wurde, ſeine Aſche zu dekken?

Wie? In dem achtzehnten Jahrhundert, wo Aufklärung verbreiteter iſt, denn je, wo

der Geiſt der Philoſophie ſo viele Fortſchrit-
te gethan hat, fanden ſich Hierophanten, bar-
bariſcher als die Heruler, würdiger, unter den
Völkern von Taprobana als unter der Fran-
zöſiſchen Nazion zu leben, die, verblendet von
falſchem Religionseifer, trunken von Fanatis-
mus, verwehrten, daß man die lezte Pflicht
der Menſchheit einem der berühmteſten Män-
ner erwies, welche Frankreich je gehabt hat?
Ja mit einem von Schmerz untermiſchten Ab-
ſcheu hat Europa dieſen Auftritt erblikken
müſſen!

Doch ungeachtet dieſe Wahnſinnigen ih-
ren Has und ihre niederträchtige Rache ſo
weit trieben, daß ſie ſogar gegen todte Leich-
name wütheten, ſo wird doch weder das Ge-
kreiſch des Neides, noch ihr wildes Geheul
das Andenken des Herrn **von Voltaire** ver-
dunkeln. Das Gelindeſte, was ſie erwarten
können, iſt, daß ſie und ihre niedrige Kunſt-
griffe auf ewig im Dunkel der Vergeſſen-

heit begraben bleiben; indes, daß das Anden-
ken des Herrn **von Voltaire** von Jahrhun-
dert zu Jahrhundert wachſen, und ſeinen Na-
men der Unſterblichkeit überliefern wird.

Auffä-

Aufſäze

vermiſchten,

meiſtens

moralphiloſophiſchen Inhalts.

Ueber

die Gründe,

Geſeze

einzuführen oder abzuſchaffen.

Diejenigen, die eine genaue Kentnis von der Art erlangen wollen, wie man Geſeze einführen oder aufheben mus, können ſie nur aus der Geſchichte ſchöpfen. Aus ſelbiger erſehen wir, daß alle Nazionen beſondre Geſeze gehabt haben, daß ſelbige nach und nach ſind eingeführt worden, und daß die Menſchen ſtets viel Zeit gebraucht haben, um zu etwas Vernünftigem zu gelangen. Wir erſehn daraus, daß die Geſezgeber, deren Geſeze am längſten dauerten, diejenigen geweſen ſind, die das öffentliche Wohl zum Ziel gehabt, und die Grundneigungen des Volks am beſten gekant haben, deſſen Regierungsform ſie einrichteten.

Aus dieſem Betracht ſind wir genöthigt, in einige Detaljes der Geſchichte der Geſeze ſelbſt, und ihrer Einführungsart in geſittete Länder einzugehen.

Es

Es ſcheint erweislich, daß die Hausvä= ter die erſten Geſezgeber geweſen ſind. Das Bedürfnis, Ordnung in ihrem Hauſe zu erhalten, bewog ſie ohne Zweifel Hausgeſeze zu machen. Seit dieſen erſten Zeiten, und nachdem die Menſchen ſich in Städten zu verſamlen begannen, fand man die Geſeze dieſer Privatgerichtsbarkeiten für eine zal= reichere Geſellſchaft unzulänglich.

Die Bosheit des menſchlichen Herzens, die in der Einſamkeit in dumpfem Todes= ſchlummer zu liegen ſcheint, wird in der groſſen Welt wieder lebendig; und wenn der Umgang mit Menſchen, der die ähnli= chen Karaktere zu einander bringt, den Tu= gendhaften Gefährten verſchaft, ſo giebt er auch den Laſterhaften Spiesgeſellen.

Die Unordnung wuchs in den Städten; neue Laſter wurden ausgebrütet, und die Hausväter, denen an deren Unterdrükkung am meiſten lag, kamen ihrer Sicherheit hal= ben dahin überein, ſich dieſer Ueberſchwem= mung entgegenzuſtemmen. Man machte ſo= nach Geſeze bekant und ſezte Obrigkeiten, um über deren Beobachtung zu halten. So

gros

gros iſt die Verderbnis des menſchlichen Herzens, daß man, um friedfertig und glüklich zu leben, ſich genöthigt ſahe, durch Macht der Geſeze es dazu zu zwingen.

Die erſten Geſeze ſteuerten nur den gröſſeſten Unziemlichkeiten. Die bürgerlichen Geſeze ſezten den Gottesdienſt, die Ländertheilungen, Eheverträge und Erbfolgen feſt, und die peinlichen Geſeze waren nur ſtreng gegen Verbrechen, deren Wirkungen man am meiſten befürchtete: und hernach, je nachdem ſich unvorhergeſehne Zufälle eräugneten, gaben neue Unordnungen zu neuen Geſezen Anlas.

Aus der Vereinigung der Städte bildeten ſich Freiſtaaten, deren Regierungsform ſich oft wegen des Hanges änderte, den alle menſchliche Dinge zur Abwechſelung haben. Ueberdrüſſig der Demokratie ging das Volk zur Ariſtokratie über; ja es ſezte ſogar die monarchiſche Regierungsart an deren Stelle.

Leztres geſchah auf doppelte Art; wenn entweder das Volk in die ſich auszeichnenden

den Tugenden eines ihrer Mitbürger Zutrauen ſezte, oder wenn irgend ein Ehrgeiziger durch Kunſtgriffe die oberſte Gewalt an ſich ris. Es giebt wenig Staaten, die nicht auf dieſe verſchiedne Art wären regiert worden; doch haben ſie insgeſamt verſchiedne Geſeze gehabt.

Herodot. Diod. Sic. Oſiris iſt der erſte Geſezgeber, deſſen die weltliche Geſchichte gedenkt. Er war König von Aegypten und führte daſelbſt ſeine Geſeze ein, denen ſelbſt die Beherrſcher dieſes Landes unterworfen waren. Dieſe Geſeze, welche die Regierungsart des Reichs beſtimten, erſtrekten ſich auch auf den Wandel der Privatperſonen.

Die Könige erwarben ſich nur durch Fügung in ſelbige die Liebe ihres Volks. Oſiris *) ſezte dreiſſig Richter ein, deren Oberhaupt am Halſe das Bild der Wahrheit an einer goldnen Kette trug. Wer mit ſelbigem berührt wurde, gewann ſeine Sache.

Oſi-

*) Einige Schriftſteller ſezen noch die Iſis hinzu.

Oſiris ordnete den Gottesdienſt, die Theilung der Ländereien und den Unterſchied der Stände. Er wolte nicht, daß man Schulden halber jemand in Verhaft nähme, und verbante aus den Gerichten alle rhetoriſche Verführungskünſte. Die Aegypter gaben die Leichname ihrer Aeltern und Anverwandten den Gläubigern zum Unterpfand, und wer ſelbige vor ſeinem Tode nicht wieder einlöste, wurde für ehrlos erklärt.

Dieſer Geſezgeber glaubte, es ſei nicht genug, die Menſchen in ihrem Leben zu beſtrafen, deshalb ſezte er ein Gericht ein, das ſie nach ihrem Tode verurtheilte, damit der an ihrer Verdammung haftende Brandmark den Lebenden ein Treibſtachel zu Tugenden ſein möchte.

Nach den Geſezen der Aegypter ſind der Kreter ihre die älteſten. Minos war ihr Geſezgeber: er gab ſich für einen Sohn Jupiters aus, und verſicherte, dieſe Geſeze von ſeinem Vater erhalten zu haben, um ihnen deſto mehr Ehrwürdigkeit zu verſchaffen. *Rollin hiſt. anc.*

Plutarch. Lykurg, König von Lacedämon, machte von den Geſezen des Minos Gebrauch, denen er einige Oſiriſche hinzufügte, die er auf einer Reiſe in Aegypten ſelbſt geſammlet hatte. Gold, Silber, alle Arten Münzen und die überflüſſigen Künſte verbante er aus ſeinem Staate, und theilte die Ländereien zu gleichen Theilen unter ſeine Bürger aus.

Dieſer Geſezgeber, der Krieger zu bilden geſonnen war, wolte nicht, daß irgend eine Leidenſchaft ihren Muth entnerven ſolte, deswegen geſtattete er den Bürgern die Gemeinſchaft der Weiber. Auf die Art wurde der Staat bevölkert, und keins ſeiner Glieder zu ſehr an die ſüſſen und zärtlichen Bande der Ehe gebunden; alle Kinder wurden auf öffentliche Koſten erzogen. Konten die Aeltern beweiſen, daß ihre Kinder ungeſund geboren waren, ſo war's ihnen vergönnt, ſie zu tödten. Lykurg dachte, ein zur Führung der Waffen untüchtiger Menſch verdiene das Leben nicht.

Er verordnete, daß die Heloten, eine Art Sklaven, das Land bebauen, und daß die

Sparter ſich nur mit Uebungen beſchäftigen ſollten, die ſie zum Kriege tauglich machten.

Die Jugend beiderlei Geſchlechts übte ſich ganz nakt auf einem öffentlichen Plaz im Ringen.

Ihre Mahle waren mäſſig eingerichtet, und alle Bürger ohne Standesunterſchied — denn ſie waren öffentlich — aſſen an ſelbigen zuſammen.

Den Ausländern war's unterſagt, ſich in Sparta aufzuhalten, damit ihre Sitten die vom Lykurg eingeführten nicht verdürben.

Nur ungeſchikte Diebe beſtrafte man. Lykurg wollte einen militäriſchen Staat bilden, und es gelang ihm.

Drako *) war zwar der erſte Geſezgeber der Athener, allein ſeine Geſeze waren ſo ſtreng, daß man ſagte, ſie wären mehr mit Blut als mit Tinte geſchrieben. *Remarques de Dacier. Plutarque vie de Solon.*

Wir

*) Die geringſten Vergehungen belegte Drako mit Todesſtrafe; ſogar unbeſeelten Dingen machte er den Prozes. So lies er zum Beiſpiel eine Bildſäule, die im Herunterfallen jemanden gequetſcht hatte, aus der Stadt verweiſen.

Wir haben geſehn, wie die Geſeze in Aegypten und Sparta eingeführt worden ſind; ſehn wir nun, wie man die Geſeze zu Athen verbeſſert hat.

Die Unordnungen, die in Attika herſchten, und die traurigen Folgen, die ſelbige prophezeiten, waren Urſach, daß man zu einem Weiſen Zuflucht nahm, der allein ſoviel Misbräuche abſchaffen konte. Die Armen, die ihrer Schulden halber grauſame Bedrükkungen von den Reichen erlitten, waren darauf bedacht, ſich ein Oberhaupt zu wählen, das ſie von der Tirannei der Gläubiger befreite.

In dieſen Mishälligkeiten wurde Solon zum Archonten und oberſten Schiedsrichter einmüthig erwählt. Die Reichen, ſagt Plutarch, nahmen ihn als einen Reichen gern an, und die Armen auch, weil er Biedermann war.

Solon nahm den Schuldnern ihre Laſten ab, und gewährte den Bürgern die Freiheit, Teſtamente zu machen.

Den

Den Weibern, die untüchtige Männer hatten, erlaubte er, ſich unter ihren Anverwandten andre auszuſuchen.

Die Geſeze beſtraften die Müſſiggänger, ſprachen die Mörder eines Ehebrechers los, und verboten es, die Vormundſchaft der Kinder den nächſten Erben anzuvertrauen.

Wer einem Einäugigen ſein noch übriges Auge ausgeſtochen hatte, wurde zum Verluſt beider verdammt. Schlemmer durften in den Verſamlungen des Volks den Mund nicht aufthun.

Solon machte kein Geſez gegen den Vatermord; dies Verbrechen ſchien ihm unerhört, und er dachte, es verbieten hieſſe vielmehr, es lehren.

Er wollte ſeine Geſeze im Areopagus niedergelegt wiſſen. Dieſe Rathsverſamlung durch Cecrops geſtiftet, die anfänglich nur aus dreiſſig Richtern beſtanden, hatte ſich bereits auf fünfhundert vermehrt. Der Areopagus hielt ſeine Sizungen bei Nachtzeit und die Sachwalter trugen vor ſelbigen ganz ſchlicht vor; die Erregung der Leidenſchaften war ihnen unterſagt.

Moreri Dict. Rollin. Plutarque.

Die Atheniſchen Geſeze kamen in der Folge nach Rom: da aber die Geſeze dieſes Reichs die Richtſchnur aller der Völker wurden, welche es bezwang, ſo wird es nöthig ſein, uns hierüber weiter auszulaſſen.

Tite Live. Plutarque. Ciceron.

Romulus war der Gründer und erſte Geſezgeber Roms. Hier ſind die wenigen Ueberbleibſel der Geſeze dieſes Fürſten.

Er wolte, daß die Könige in Juſtiz- und Religionsſachen unumſchränkte Gewalt haben, daß man den Fabeln, die man von den Göttern erzählt, keinen Glauben beimeſſen, daß man von ihnen heilige und religiöſe Geſinnungen hegen, mithin dieſen ſeeligen Weſen keine Unehrbarkeiten aufbürden ſolte. Plutarch fügt hinzu: es ſei ruchlos zu glauben, daß die Gottheit an den Reizen einer ſterblichen Schönheit Behagen fände. Dieſer ſo wenig abergläubiſche König befahl gleichwol, nichts zu unternehmen, ohne die Auguren zu Rathe gezogen zu haben.

Romulus beſezte mit Patriziern den Senat, mit Plebejern die Zünfte, und die

Skla-

Sklaven rechnete er in ſeiner Republik für nichts.

Die Männer hatten das Recht ihre Weiber zu tödten, wenn ſie des Ehebruchs oder der Trunkenheit waren überführt worden.

Die Gewalt der Väter über die Kinder hatte keine Gränzen; es war ihnen erlaubt, ſie umzubringen, wenn ſie monſtrös gebildet waren. Aeltermörder wurden mit dem Tode beſtraft; Schirmherren, die ihre Schirmlinge betrogen, verabſcheut; Schwiegertöchter, die ihre Väter ſchlugen, der Rache der Hausgötter überlaſſen. Romulus wolte, daß die Mauern der Städte heilig ſein ſolten, und tödtete den Remus, weil er durch einen Sprung über die Mauer, der von ihm erbaut werdenden Stadt, dies Geſez übertrat.

Dieſer Fürſt errichtete Freiſtäten; unter andern befand ſich eine am Tarpeiſchen Felſen.

Zu dieſen Geſezen des Romulus fügte Numa neue hinzu. Da dieſer Fürſt ſehr fromm war und aufgeklärte Religionsbegriffe *Plutarque vie du Numa.*

 hatte,

hatte, verbot er jedermann die Götter in Menſchen- oder Thiergeſtalt abzubilden. Daher kömmt's, daß in den erſten hundertund-ſechzig Jahren nach Roms Stiftung keine Bilder in den Tempeln waren.

Tullus Hoſtilius, um die Bürger zur Bevölkrung zu reizen, gebot, wenn eine Frau mit Drillingen niederkäme, daß ſelbige bis zu ihrer Mündigkeit auf Koſten des gemeinen Weſens ſollten erzogen werden.

Danet Dictionaire des Antiquités.

Unter den Geſezen des Tarquins bemerken wir, daß er jeden Bürger nöthigte, dem Könige eine genaue Liſte von all' ſeinem Haab und Gut einzureichen, und ihm Strafe zuerkante, wenn etwas darin fehlte; daß er die Opfergaben für die Tempel feſtſezte, und den in Freiheit geſezten Sklaven erlaubte, in die Zünfte der Stadt aufgenommen zu werden. Den Schuldnern waren ſeine Geſeze günſtig.

So waren die Hauptgeſeze beſchaffen; welche die Römer von ihren Königen erhielten. Sextus Papirius ſamlete ſie insgeſamt, und von ihm bekamen ſie den Namen *Codex Papyrianus*.

Die meiſten dieſer Geſeze, für einen monarchiſchen Staat gemacht, wurden durch die Vertreibung der Könige abgeſchaft.

Valerius Publikola, Amtsgehülfe des Brutus im Konſulat, eins der Werkzeuge der Freiheit, welcher Rom genos, dieſer dem Volke ſo günſtige Konſul machte neue Geſeze bekant, die zu der von ihm eben eingeführten Regierungsform pasten.

Dieſe Geſeze erlaubten von den Urthelsſprüchen der Magiſtratsperſonen an das Volk zu appelliren, und verboten bei Todesſtrafe, ohne deſſen Bewilligung Aemter anzunehmen. Publikola minderte die Auflagen, und billigte die Ermordung der Bürger, die nach unumſchränkter Herrſchaft ſtrebten.

Tite Live Liv. 2. *Echard.* *Ch.* II. *Tacite* *Annales* Liv. 6.

Nur erſt nach ihm kamen die unbilligen Zinſen auf, welche die Groſſen Roms bis auf den achten Pfennig trieben. Konte der Schuldner nicht zahlen, ſo kam er ins Gefängnis, und er ſamt ſeinem Hauſe ſodann in die Leibeigenſchaft.

Die Härte dieſes Geſezes dünkte den Plebejern unerträglich, die öfters deſſen

Schlachtopfer wurden; ſie murrten gegen die Konſulen; der Senat blieb unbeweglich und das Volk, immer mehr und mehr erbittert, flüchtete ſich auf den heiligen Berg; von hieraus behandelte es die Senatoren als ſeines Gleichen, und kehrte nur unter dem Beding wieder nach Rom, daß man ſeine Schulden tilge, und obrigkeitliche Perſonen einſezte, die als Tribunen ſeine Gerechtſame zu unterſtüzen berechtigt wären. Dieſe Tribunen brachten die Zinſen bis auf den ſechzehnten Heller, und endlich wurden ſie auf eine Zeitlang ganz abgeſchaft.

Die beiden Klaſſen, woraus die Römiſche Republik beſtand, machten unaufhörlich ehrgeizige Anſchläge, um ſich über einander emporzuheben. Hieraus entſtand Mistrauen und Eiferſucht: einige Aufrührer, die dem Volke ſchmeichelten, übertrieben deſſen Anſprüche; und einige junge Senatoren, von Natur lebhafte Leidenſchaften und viel Stolz habend, machten die Schlüſſe des Senats zu ſtreng.

Lex agraria, wegen Theilung der eroberten Felder unter die Römiſchen Bürger,

ſezte

ſezte den Staat mehr denn einmal in Zwieſpalt. Es kam im zweihundertſiebenundſechzigſten Jahre ſeiner Stiftung auf. Dieſe Zwiſtigkeiten, die der Senat durch einige Kriege unterbrach, die aber immer wieder auflebten, dauerten bis in das Jahr 300.

Endlich erkante Rom die Nothwendigkeit, zu Geſezen Zuflucht zu nehmen, die beide Parteien befriedigen könten. Poſthumus Albus, Antonius Manlius und Sulpicius Camerinus wurden nach Athen geſandt, um daſelbſt Solons Geſeze zu ſamlen. Nach ihrer Rükkunft wurden dieſe Abgeordneten unter die Zehnmänner aufgenommen, und die Geſeze von ihnen aufgezeichnet, welche der Senat und nach ihm das Volk jedes durch einen Schlus gebilligt hatte. Man grub ſie in zehn kupferne Tafeln und fügte das Jahr darauf noch zwei hinzu: hieraus entſtand die Geſezſamlung, die unter dem Namen: Geſez der zwölf Tafeln ſo bekant iſt. *Tite Live Liv. III.*

Dieſe Geſeze ſchränkten die väterliche Macht ein, legten den Vormündern Strafen auf, die ihre Mündel betrogen, erlaubten *Danet Dictionaire des Antiquités Romaines.*

ten ſein Vermögen zu vermachen an wen man wolte. Die Triumvirs verordneten nachher, daß die Erblaſſer gehalten ſein ſolten, den vierten Theil ihres Vermögens ihren natürlichen Erben zu laſſen, und das iſt der Urſprung deſſen, was wir Pflichttheil nennen. *)

Spätlinge, zehn Monate nach ihrer Väter Tode geboren, wurden für rechtmäſſige Kinder erklärt; Kaiſer Hadrian erſtrekte dies Privilegium bis auf den elften Monat.

Die den Römern bisher unbekant geweſene Eheſcheidung erhielt erſt durch die Geſeze der zwölf Tafeln Geſezeskraft; auch wurden in ſelbigen auf thätliche, wörtliche und ſchriftliche Beleidigungen Strafen geſezt.

Ein blos vorgenomner Vatermord wurde mit dem Tode beſtraft.

Die Bürger wurden berechtigt, bewafnete oder zur Nachtzeit in ihre Häuſer einbrechende Räuber zu tödten.

Jeder

*) Es gab nur zweierlei Erben ab inteſtato, die Kinder und die männlichen Anverwandten.

Jeder falſche Zeuge muste vom Tarpejiſchen Felſen heruntergeſtürzt werden. In Halsſachen hatte der Kläger zwei Tage zu ſeiner Klage Zeit und der Beklagte drei zu ſeiner Verantwortung. *) Fand ſich's, daß der Ankläger den Beklagten verleumdet hatte, ſo wurde er mit eben der Strafe belegt, die das Verbrechen verdiente, deſſen er jenen beſchuldigt hatte.

Das iſt das Wichtigſte des Inhalts der zwölf Tafeln, wovon Tacitus ſagt, daß ſie das Ende der guten Geſeze waren. Aegypten, Griechenland und alles, was ſelbiges vollkomnes kante, hatten dazu beigetragen. Dieſe ſo billigen und ſo gerechten Geſeze ſchränkten die Freiheit der Bürger nur in denen Fällen ein, worin der Misbrauch, den ſie davon machen können, der Ruhe der Familien und der Sicherheit des Staats würden geſchadet haben.

Die der Volksgewalt ſtets entgegenſtehende Macht des Senats, der übertriebne Ehr-

*) Der Angeklagte erſchien mit ſeinen Anverwandten und Schuzverwandten als Supplikant vor der Obrigkeit.

Ehrgeiz der Groſſen, die Tag für Tag wach-ſenden Anſprüche der Plebejer und viele an-dre, zum Sprengel der Geſchichte eigentlich behörige Anläſſe, verurſachten aufs neue heftige Ungewitter. Die Gracchen und Saturnine machten einige aufrühreriſche Geſeze bekant. Während der Unruhen der Bürgerkriege ſahe man eine Menge Ver-ordnungen, welche die Eräugniſſe entſtehn und vergehn machten. Sylla ſchafte die alten Geſeze ab, und führte neue ein, welche Lepidus wieder aufhob. Die mit dieſen einheimiſchen Mishälligkeiten zunehmende Sittenverderbnis veranlaste eine unendliche Vervielfältigung der Geſeze. Pompejus, zur Verbeſſerung dieſer Geſeze erwählt, machte deren einige bekant, die mit ihm untergingen.

In den fünfundzwanzig Jahren der bür-gerlichen Uneinigkeiten und Kriege gab es weder Recht, Befugniſſe, noch Gerechtig-keit, und in dieſer Verwirrung blieb alles bis zur Regierung Auguſts, der in ſei-nem ſechsten Konſulat die alten Geſeze wiederherſtelte, und diejenigen insgeſamt

für

für null und nichtig erklärte, welche während der Zerrüttungen in der Republik entſtanden waren.

Kaiſer Juſtinian half endlich der Verwirrung ab, welche die Vielfältigkeit der Geſeze in der Rechtsgelehrſamkeit verurſachte, und befahl ſeinem Kanzler Tribonian ein vollſtändiges Corpus Juris zu verfertigen. Dieſer faste ſie in drei Bänden zuſammen, die wir noch haben: nämlich die Digeſten, der die Meinungen der berühmteſten Rechtsgelehrten enthält, den Codex, der die Verordnungen der Kaiſer, und die Inſtituten, die einen zuſammengedrängten Auszug aus dem Römiſchen Rechte in ſich faſſen.

Dieſe Geſeze ſind ſo vortreflich befunden worden, daß nach dem Untergange dieſes Reichs die polizirteſten Völker ſie angenommen und ihrer Rechtsgelehrſamkeit zum Grunde gelegt haben.

Die Römer hatten ihre Geſeze nach den von ihnen eroberten Ländern gebracht: die Gallier nahmen ſie an, als Julius Cä- *Daniel hiſtoire de France.*

ſar,

ſar, der ſie unterjochte, ihr Land in eine Römiſche Provinz verwandelte.

Im fünften Jahrhundert nach Zerſtük-lung der Römiſchen Monarchie überſchwemmten die Nordiſchen Völkerſchaften einen Theil von Europa. Dieſe verſchiedne barbariſche Nazionen führten bei ihren überwundnen Feinden ihre Geſeze und ihre Gebräuche ein; die Gallier wurden von den Weſtgothen, Burgundern und Franken überfallen und unterjocht.

Im Jahre 487 nach *Daniél.*

Chlodovåus glaubte ſeinen neuen Unterthanen eine Gnade zu erzeigen, indem er ihnen zwiſchen den Geſezen des Ueberwinders und denen des Ueberwundnen die Wahl lies. Er machte das Saliſche Geſez bekant, und unter ſeinen Nachfolgern kamen oft neue Geſeze auf. Gondebald, König von Burgund, lies die Verordnung ergehen, daß wer ſich mit einem Eide nicht begnügte, zum Zweikampf greifen dürfe.

Hénault Abrégé Chronologique.

Vor Alters hatten die Lehnsherren die höchſte Gerichtsbarkeit.

Un-

Unter der Regierung Ludwig des Dikken wurde die höchſte und Königliche Gerichtsbarkeit in Frankreich eingeführt. Wir ſehen nachher, daß Karl der Neunte Willens geweſen iſt, der Juſtiz eine andre Form zu geben und das rechtliche Verfahren abzukürzen; wie aus der Verordnung von Moulins erhellet. Es iſt zu bemerken, daß ſo weiſe Geſeze zu den Zeiten der Unruhen bekant gemacht wurden; allein es wachte der Kanzler de l'Hopital für das Wohl des Vaterlandes, wie der Präſident Hainault ſagt. Ludwig der Vierzehnte war es endlich, der alle Geſeze vom Clovis an bis auf ihn herab in ein Corpus ſamlen lies, das man nach ſeinem Namen, den *Codex Ludovicianus* nante. *De Thou.*

Die Britten, welche ſo wie die Gallier von den Römern unterjocht wurden, empfingen gleichergeſtalt die Geſeze ihrer Eroberer. *Rapin Memoires* in der Einleitung.

Vor ihrer Bezwingung waren dieſe Völker durch Druiden regiert worden, deren Lehrſäze Geſezeskraft gehabt hatten.

Die

Die Hausväter bei dieſen Nazionen hatten gegen ihre Weiber und Kinder das Recht über Leben und Tod; jeder auswärtige Handel war ihnen verboten: ſie würgten ihre Kriegsgefangnen und opferten ſie den Göttern.

Die Römer erhielten ihre Gewalt und ihre Geſeze bei dieſen Völkern bis zur Regierung des Honorius aufrecht, der den Engelländern durch eine feierliche Urkunde im Jahre 410 ihre Freiheit wieder gab.

Die Pikten (aus Meklenburg gekomne Völker) mit den Schotten verbündet, griffen ſie nachgehends an: die Britten, ſchwachen Beiſtand von den Römern erhaltend, und immer Schläge bekommend, nahmen zu den Sachſen ihre Zuflucht. Dieſe unterjochten nach einem hundertundfunfzigjährigen Kriege die ganze Inſel und wurden aus ihren Beiſtänden ihre Gebieter.

Die Angelſachſen führten in Grosbrittannien die nämlichen Geſeze ein, wonach ſie ehemals in Teutſchland gelebt hatten. Sie theilten Engelland in ſieben Königreiche,

deren

deren jedes beſonders beherrſcht wurde. Sie hatten allgemeine Verſamlungen, *) die aus den Groſſen, dem Volke, und dem Bauernſtande beſtanden. Die Form dieſer Regierung, die zugleich monarchiſch, ariſtokratiſch und demokratiſch war, hat ſich auf unſre Zeiten erhalten. Noch jezt iſt die höchſte Gewalt zwiſchen dem Könige, und dem Ober- und Unterhauſe getheilt.

Alfred der Groſſe gab Engelland die erſten in ein Corpus zuſammengefasten Geſeze. Wiewol ſie gelind waren, ſo waren ſie dennoch gegen obrigkeitliche Perſonen, die des Beſtochenſeins überführt worden, unerbittlich: die Geſchichte bemerkt, daß er in Einem Jahre vierundvierzig Richter hängen lies, die ſo pflichtwidrig verfahren hatten.

Nach dem Kodex Alfreds des Groſſen muste jeder Engelländer, der irgend eines Verbrechens beſchuldigt war, durch ſeine Pairs gerichtet werden, und dies Vorrecht hat die Nazion noch. *Rapin Thoyras 890.*

Engel-

*) Dieſe Verſamlungen hieſſen *Wittenagemot*, oder der Rath der Weiſen, wovon die Regierung den Namen der Heptarchie bekam.

Engelland bekam eine neue Geſtalt, nachdem Wilhelm, Herzog der Normandie, (der 1066 zu London gekrönt wurde,) es erobert hatte. Er errichtete neue Obergerichte, von denen das Exchequergericht noch vorhanden iſt.

Dieſe Gerichte folgten dem Könige allenthalben nach. Er trente die geiſtliche Gerichtsbarkeit von der weltlichen, und unter ſeinen Geſezen, die er in Normänniſcher Sprache bekant machen lies, war das ſtrengſte das Verbot der Jagd, worauf Verſtümmlung, ja ſogar der Tod ſtand.

Seit Wilhelm dem Erobrer lieſſen die Könige, ſeine Nachfolger, verſchiedne Charters ergehen.

Im Jahre 1100. Heinrich der Erſte, Beauclerc genannt, erlaubte den adelichen Erben Beſiz von den ihnen zufallenden Gütern zu nehmen, ohne dem Souverän etwas dafür zu entrichten; auch verſtattete er ſogar dem Adel ſich ohne Einwilligung des Landesfürſten zu vermählen.

Wir finden noch, daß König Stephan mittelſt einer Charter, die er ausſtellte, bekent, er habe ſeine Macht dem Volke und der Geiſtlichkeit zu danken, worin er zugleich die Vorrechte der Kirche beſtätigt und die ſtrengen Geſeze Wilhelms des Erobrers abſchaft. Im Jahre 1136.

Nachher gab Johann ohne Land ſeinen Unterthanen die Chartre, genant Magna Charta, die aus zweiundſechzig Artikeln beſteht. *Rapin Thoyras* Liv. VIII.

Die Hauptartikel reguliren die Art der Belehnungen und das Erbtheil der Wittwen, mit dem angehängten Verbote, ſie zu einer zweiten Ehe zu zwingen. Hingegen verpflichtet ſie dieſe Verordnung unter Bürgſchaft, ſich nicht ohne Erlaubnis ihres Oberlehnherrn wieder zu vermälen. Dieſe Geſeze beſtimmen einen beſtändigen Ort für die Gerichtshöfe, verbieten dem Parlamente ohne Bewilligung des Unterhauſes Auflagen zu machen, es ſei dann, um den König auszulöſen, oder deſſen Sohn zum Ritter zu machen, oder deſſen Tochter auszuſtatten; verordnen ferner, daß niemand ins Ge-

fängnis kommen, ſeiner Güter beraubt, noch getödtet werden ſoll, als bis ſeine Pairs ihn nach den Geſezen des Reichs verurtheilt haben, und überdies macht ſich der König anheiſchig, niemanden die Juſtiz zu verkaufen noch zu verweigern.

Im Jahre 1275. Die Weſtmünſterſchen Geſeze, die Eduard der Erſte ausgehn lies, waren nur eine Erneurung der magna Charta, ausgenommen, daß er den zur todten Hand Gehörigen verbot, Ländereien an ſich zu bringen, und daß er die Juden aus dem Königreiche verbannte.

Wiewol Engelland viele weiſe Geſeze hat, ſo iſt es dennoch vielleicht das Land in Europa, wo am wenigſten darüber gehalten wird. Rapin Thoyras bemerkt ſehr gut, daß durch ein Regimentsgebrechen die Königliche Gewalt unaufhörlich durch die des Parlaments behindert wird, daß Beide ſich wechſelſeitig beobachten, ſowol um ihre Autorität zu erhalten, als ſie auszudehnen. Dies hält den König und die Stellvertreter der Nazion ab, für die Aufrechthaltung der Juſtiz gehörig zu ſorgen, und die

die unruhige, ſtürmiſche Regierung ändert unaufhörlich ihre Geſeze durch Parlamentsſchlüſſe, ſo wie's Zeit und Umſtände erfordern; hieraus folgt, daß Engelland mehr denn irgend ein andres Reich Verbeſſerung ſeines Juſtizweſens bedarf.

Nun haben wir nur noch ein Paar Worte von Teutſchland zu ſagen. Wir bekamen die Geſeze der Römer, als dieſe Germanien eroberten, und behielten ſie, weil die Kaiſer Italien verlaſſend, den Siz ihres Reichs bei uns aufſchlugen. Indes giebt's keinen Kreis, kein Fürſtenthum, es ſei auch noch ſo klein, das nicht verſchiedne hergebrachte Gebräuche habe, und dieſe haben durch die Länge der Zeit Geſezeskraft erlangt.

Nachdem wir die Art gezeigt haben, wie die Geſeze bei den meiſten polizirten Völkern ſind eingeführt worden, müſſen wir die Bemerkung machen, daß in all den Ländern, wo die Bürger ſie einmüthig annahmen, es aus Bedürfnis geſchahe; daß in eroberten Ländern die Geſeze der Sieger, die der Beſiegten werden muſten; daß ſie

aber überall auf gleiche Art allmählig ſind vermehrt worden.

Erſtaunt man beim erſten Anblik zu ſehen, daß Völker durch ſo viele verſchiedne Geſeze beherrſcht werden, ſo wird die Verwundrung aufhören, wenn man wahrnimmt, daß die Geſeze, im Weſentlichen, beinahe dieſelben ſind; ich verſtehe diejenigen darunter, die zur Aufrechthaltung der Geſellſchaft die Verbrechen beſtrafen.

Noch bemerken wir bei Unterſuchung des Verfahrens der weiſeſten Geſezgeber, daß die Geſeze der Regierungsform und dem Nationalkarakter des Volks angepaſt ſein müſſen, welches ſie bekommen ſoll; daß die beſten Geſezgeber die öffentliche Glükſeligkeit bezielt haben, und daß insgemein all' die Geſeze, die der natürlichen Billigkeit am nächſten kommen, bis auf einige Ausnahmen, die beſten ſind.

Weil Lykurg ein ehrgeiziges Volk fand, gab er ihm die tauglichſten Geſeze, Krieger oder Bürger daraus zu machen; und verbante er das Gold aus ſeiner Republik,

blik, ſo geſchahe es, weil Eigennuz unter allen Laſtern der Ruhmbegier am meiſten zuwider iſt.

Solon ſagte ſelbſt, daß er den Athenern nicht vollkomne Geſeze gegeben habe, ſondern die beſten, die ſie anzunehmen fähig geweſen wären. Dieſer Geſezgeber erwog nicht nur blos den Nationalkarakter dieſes Volks, ſondern auch die Lage Athens, das ſich am Ufer des Meeres befand: aus dem Grunde ſezte er Strafen auf den Müſſiggang, ermunterte Betriebſamkeit und Indüſtrie, und verbot weder Gold noch Silber, vorausſehend, daß ſeine Republik nur durch einen blühenden Handel gros und mächtig werden konte. *Plutarque Vie de Solon.*

Es iſt nothwendig, daß die Geſeze mit der Denkart der Nazionen übereinſtimmen oder man darf ihre Fortdauer nicht hoffen. Das Römiſche Volk wollte Demokratie, alles, was dieſe Regierungsform ändern konte, war ihm verhast. Daher kam's, daß ſo viele Meutereien wegen Durchſezung des Legis agrariæ entſtanden, denn der Pöbel

ſchmeichelte ſich, es werde durch die Länder-theilung eine Art Gleichheit im Glükſsſtande der Bürger wieder hergeſtellt werden. Daher kam's, daß wegen Tilgung der Schulden ſo vieler Aufruhr entſtand; weil die Gläubiger, welches Groſſe des Reichs waren, ihren Schuldnern, die zu den Plebejern gehörten, unmenſchlich begegneten, und weil nichts den Standesunterſchied verhaster macht, als die Tirannei, welche die Reichen über die Armen ungeſtraft ausüben.

Man findet in allen Ländern dreierlei Arten Geſeze; nämlich ſolche, welche die Politik und Regierung betreffen, ſolche, welche auf die Sitten und auf die Beſtrafung der Laſterhaften gehn und endlich bürgerliche Geſeze, welche die Erbſchaften, Vormundſchaften, Zinſen und Kontrakte beſtimmen.

Die Geſezgeber, welche in Monarchieen Geſeze einführen, ſind gemeiniglich ſelbſt Souveräns; ſind ihre Geſeze lind und billig, ſo erhalten ſie ſich von ſelbſt; jeder Privatmann findet dabei ſeinen Vortheil: ſind ſie hart und tiranniſch, ſo werden ſie

bald abgeſchaft ſein, weil ſie durch Gewalt erhalten werden müſſen, und weil der Tirann allein gegen ein ganzes Volk ſteht, das kein andres Verlangen hat, als ſelbige zu unterdrükken.

In vielen Freiſtaaten, wo Privatmänner Geſezgeber geweſen ſind, iſt es ihnen mit ihren Geſezen nur in ſo fern gelungen, als ſie ein richtiges Gleichgewicht zwiſchen der Macht der Regierung und der Freiheit der Bürger haben feſt ſezen können.

Nur allein in den Sittengeſezen handeln insgemein die Geſezgeber nach einerlei Grundſäzen; ausgenommen, daß ſie immer gegen ein Verbrechen ſtrenger ſind, als gegen ein andres: und das unſtreitig daher, weil ſie die Laſter haben kennen lernen, zu welchen die Nazion den mehrſten Hang hatte.

Da die Geſeze Dämme ſind, die man der Ueberſchwemmung der Laſter entgegenſezt, ſo mus man ihnen durch Furcht vor Strafen Anſehn und Achtung verſchaffen; demungeachtet aber iſt es nicht minder wahr,

daß die Geſezgeber, welche in Beſtrafungen die wenigſte Härte gezeigt, wo nicht am ernſteſten, doch am menſchlichſten verfahren haben.

Die bürgerlichen Geſeze weichen am meiſten von einander ab. Diejenigen, die ſie eingeführt haben, fanden gewiſſe vor ihrer Zeit allgemein aufgekomne Gebräuche, die ſie ohne ſtarke Beleidigung der Nazionalvorurtheile nicht abzuſchaffen wagen durften. Sie verehrten das Herkommen, kraft welches man dieſe Gebräuche für gut hielt; und ſie nahmen ſelbige blos zu Gunſten ihres Uralterthums an, wiewol ſie der Billigkeit nicht gemäs waren.

Wer ſich die Mühe genommen hat, die Geſeze mit philoſophiſchem Geiſt zu unterſuchen, wird unſtreitig viele darunter gefunden haben, die anfänglich der natürlichen Billigkeit zuwiderlaufend ſcheinen, und es gleichwol nicht ſind. Ich begnüge mich das Recht der Erſtgeburt anzuführen.

Nichts ſcheint gerechter, als die väterliche Verlaſſenſchaft unter die Kinder in

gleiche

gleiche Theile zu theilen: gleichwol lehrt die Erfahrung, daß die mächtigſten Erbſchaften, in viele Theile zertheilt, mit der Zeit die angeſehnſten, begütertſten Familien in dürftige Umſtände verſezen. Deshalb haben die Väter lieber ihre jüngern Söhne enterben, als ihren Häuſern einen gewiſſen Untergang bereiten wollen; und aus eben dem Grunde ſind Geſeze, die einigen Privatperſonen läſtig und hart ſcheinen, nichtsdeſtoweniger weiſe, ſobald ſie zum Beſten der Geſellſchaft abzielen; dieſem Ganzen wird ein erleuchteter Geſezgeber beſtändig die Theile aufopfern.

Die Geſeze in Betref der Schuldner ſind unſtreitig diejenigen, welche die mehreſte Behutſamkeit und Vorſicht von Seiten derer erfodern, die ſie bekant machen. Begünſtigen dieſe Geſeze die Gläubiger, ſo bekommen die Schuldner einen zu harten Stand; ein unglükliches Ungefähr kan ihr Glük auf immer zu Grunde richten: iſt ihnen hingegen dieſes Geſez vortheilhaft, ſo leidet das öffentliche Vertrauen darunter, indem die auf Redlichkeit ſich gründenden Kontrakte und Verträge dadurch ungültig werden.

Die richtige Mittelſtraſſe, welche die Gültigkeit der Kontrakte aufrechthaltend, die unzählbaren Schuldner nicht unterdrükken läst, ſcheint mir der Stein der Weiſen und Rechtsgelahrtheit.

Wir wollen uns über dieſen Artikel nicht weiter ausbreiten: die Beſchaffenheit dieſes Aufſazes erlaubt es nicht, hierüber ausführlicher zu ſein; wir begnügen uns mit allgemeinen Betrachtungen.

Ein vollkomnes Geſezbuch würde das Meiſterſtük des menſchlichen Geiſtes ſein, in Anſehung des politiſchen Theils der Staatsverwaltung; man würde darin Einheit der Abſicht wahrnehmen, und ſo genaue und verhältnismäſſige Regeln, daß ein durch dieſe Geſeze geleiteter Staat, einer Uhr gleichen würde, in der alle Triebräder zu Einem Zwek gemacht ſind. Man würde darin tiefe Kentnis des menſchlichen Herzens und der Denkart der Nazion antreffen. Die Strafen würden gemildert ſein, ſo daß ſie, die guten Sitten aufrechthaltend, weder zu ſchwach noch zu ſtreng ſein würden; deutliche und genauausgedrükte Verordnungen wür-

würden nie Streitigkeiten veranlaſſen; ſie würden in einer auserleſenen Wahl alles deſſen beſtehn, was in den bürgerlichen Geſezen das Beſte iſt und in einer ſinreichen und ſchlichten Anwendung dieſer Geſeze zum Behuf der Nazion. Allem würde vorgebeugt, alles miteinander verkettet, nichts unvorhergeſehnen Schwierigkeiten unterworfen ſein. Doch vollkomne Einrichtungen ſind von Menſchen nicht zu erwarten.

Die Völker würden Urſach haben, zufrieden zu ſein, wenn die Geſezgeber ſich in Anſehung ihrer in die Gemütsverfaſſung ſezten, worin ſich jene Hausväter befanden, welche die erſten Geſeze gaben; ſie liebten ihre Kinder, und die Vorſchriften, die ſie ihnen gaben, hatten nur die Glükſeeligkeit ihres Hauſes zum Gegenſtande.

Wenige, aber weiſe Geſeze machen ein Volk glüklich, viele verwirren die Rechtsgelahrtheit. Aus eben dem Grunde, weshalb ein guter Arzt ſeine Kranken nicht mit Arzeneien überladet, überladet der geſchikte Geſezgeber das Volk nicht mit überflüſſigen Geſezen; zu viele Arzeneien ſchaden einander

und verhindern wechſelſeitig ihre Wirkungen; zu viele Geſeze werden ein Dädaliſcher Garten, worin Rechtsgelehrte und Gerechtigkeit ſich verirren.

Bei den Römern vervielfältigten ſich die Geſeze, wenn häufige Staatsveränderungen entſtanden; jeder Ehrgeizige, der ſich vom Glük begünſtigt ſahe, machte ſich zum Geſezgeber: dieſe Verwirrung dauerte, wie bereits geſagt worden, bis zu den Zeiten des Auguſt's, der dieſe ungerechten Verordnungen gänzlich aufhob, und die alten Geſeze wiederum emporbrachte.

In Frankreich wurden die Geſeze zahlreicher, wie die Franken, nach Erobrung dieſes Königreichs die ihrigen daſelbſt einführten. Ludwig der Elfte war Willens, all' dieſe Geſeze zu vereinigen, und Einerlei Geſez, Einerlei Gewicht und Einerlei Maas in ſeinem Reiche zu haben, wie er ſelbſt ſich ausdrükte.

An vielen Geſezen hängen die Menſchen blos, weil ſie gröstentheils blinde Sklaven der Gewohnheit ſind: wiewol man beſſere an ihre Stelle ſezen könte, ſo wäre es doch gefähr=

fährlich, ſelbige anzutaſten. Die Verwirrung, die durch dieſe Abänderung in der Rechtsgelehrſamkeit entſtehn würde, ſtiftete vielleicht mehr Schaden, als die neuen Geſeze Gutes.

Demungeachtet giebts dennoch Fälle, wo eine Verbeſſerung ſchlechterdings nöthig iſt, nämlich, wenn ſich der öffentlichen Wohlfahrt und der natürlichen Billigkeit zuwiderlaufende Geſeze finden; wenn ſelbige in ſchwankenden und dunklen Ausdrükken abgefast ſind; und endlich, wenn ſie Widerſprüche im Sinn oder im Ausdruk enthalten.

Dieſe Materie wollen wir in etwas erläutern. Die Geſeze des Oſiris über den Diebſtahl gehören zum Beiſpiel unter die erſten, wovon wir geſprochen haben. Sie verordneten, daß diejenigen, die Räuber werden wollten, ſich bei ihrem Hauptmann einſchreiben laſſen, und das Geſtohlne ſofort zu ihm bringen ſollten. Die Beraubten kamen zum Oberhaupt der Räuber, foderten das Ihrige wieder zurük, und erhielten es wieder, wenn der Eigenthümer den vierten Theil des Werths dafür erlegt hatte. Der Geſezge-

Diodore de Sicile.

ſezgeber glaubte, den Bürgern dadurch ein Mittel zu verſchaffen, vermöge eines gerin-gen Zinſes wieder zu dem Ihrigen zu ge-langen, und es war das Mittel, aus allen Aegyptern Räuber zu machen.

Unſtreitig dachte Oſiris bei Einfüh-rung dieſes Geſezes hieran nicht; man müſte denn ſagen, er habe dem Diebſtahl als ei-nem Uebel nachgeſehn, das er nicht verhin-dern konte, ſo wie die Amſterdammer Re-gierung die Muſikos oder Speelhuy-ſen, und die zu Rom die privilegirten Häu-ſer der Freude duldet.

Indes würden die guten Sitten und die öffentliche Sicherheit dennoch die Ab-ſchaffung dieſes Geſezes des Oſiris erfor-dern, wenn es zum Unglük ja irgendwo ein-geführt wäre.

Die Franzoſen waren hierin grade die Gegenfüsler der Aegypter. Waren dieſe zu gelind, ſo waren jene zu ſtreng. Die Fran-zöſiſchen Geſeze ſind entſezlich hart; alle Hausdiebe werden am Leben geſtraft. Die-ſe Nazion ſagt zur Rechtfertigung, durch ſtrenge Beſtrafung der Beutelſchneider rot-teten

teten ſie den Saamen der Straſſenräuber und Meuchelmörder aus.

Die natürliche Billigkeit verlangt zwiſchen Verbrechen und Strafe Verhältnis: gewaltthätige Räubereien verdienen den Tod, ungewaltſame aber haben Seiten, von denen man diejenigen, die ſich ihrer ſchuldig gemacht haben, mit Mitleid betrachten kan.

Welche unendliche Kluft zwiſchen dem Schikſal des Reichen und des Armen! Jener strozt von Gütern, und ſchwimmt im Ueberflus; dieſer, vom Glük verlaſſen, hat Mangel am Allernothwendigſten. Wenn nun ein Unglüklicher, um leben zu können, einige Piſtolen, eine goldne Uhr oder dergleichen Kleinigkeiten einem Manne entwendet, der bei ſeinen Schäzen dieſen Verluſt nicht bemerken kan, mus dieſer Unglükliche deshalb zum Tode geführt werden? Verlangt es nicht die Menſchlichkeit, ſolche auſſerordentliche Strenge zu mildern?

Es ſcheint, die Reichen haben dies Geſez gemacht; ſolten nun die Armen nicht berechtigt ſein, zu ſagen: „Warum erbarmt „man ſich nicht über unſern bejammerns-

„würdigen Zuſtand? Wäret Ihr liebreich, „wäret Ihr menſchlich, ſo würdet Ihr uns „in unſerm Elende beiſtehn, und wir Euch „nicht berauben. Sprecht, iſt es billig, daß „alle Glükſeligkeiten der Welt für Euch ſind, „und daß uns alle Unglükſeligkeiten zu Bo„den drükken müſſen.“

Die Preuſſiſche Rechtsgelehrſamkeit hat zwiſchen der zu groſſen Nachgiebigkeit der Aegyptiſchen und der zu groſſen Strenge der Franzöſiſchen Geſeze einen Mittelweg einzuſchlagen gewust. Sie beſtraft einen bloſſen Raub nicht mit dem Tode, ſondern begnügt ſich, den Verbrecher auf eine Zeitlang zum Gefängnis zu verdammen. Vielleicht wäre es noch beſſer, das Vergeltungsrecht einzuführen, das bei den Juden üblich war, nach welchem der Räuber das Geraubte doppelt erſezen, oder dem, deſſen Gut er genommen, ſich als Leibeignen überliefern muste. Begnügt man ſich, geringe Vergehen nicht zu hart zu beſtrafen, ſo behält man die äuſſerſten Strafen für Mörder, Straſſenräuber und Banditen übrig, ſo daß die Strafe ſtets mit dem Verbrechen in Verhältnis bleibt.

Kein Geſez empört die Menſchlichkeit mehr, als das Recht über Leben und Tod, welches zu Sparta und Rom die Väter über ihre Kinder hatten. In Griechenland lies ein Vater, der zu arm war, die Bedürfniſſe einer zu zahlreichen Familie zu beſtreiten, die Kinder umkommen, die ihm zu viel geboren waren. Kam zu Sparta oder Rom ein Kind misgebildet zur Welt, ſo war der Vater hinlänglich berechtigt, ihm das Leben zu nehmen. Wir fühlen die ganze Barbarei dieſer Geſeze, weil es nicht die unſrigen ſind; unterſuchen wir aber einen Augenblik, ob wir nicht eben ſo unbillige haben.

Iſt in der Art, wie wir die Weibsbilder beſtrafen, die ihre Frucht abtreiben, nicht etwas ſehr Hartes? Gott behüte mich, die Greuelthat jener Medeen zu entſchuldigen, die grauſam gegen ſich und gegen die Stimme des Bluts, ein künftiges Geſchlecht erſtikken, (wenn ich ſo ſagen darf) ohne ſelbigem Zeit zu laſſen, das Tageslicht zu ſehn! Allein der Leſer ſtreife einmal alle Gewohnheitsvorurtheile von ſich ab, und würdige die

Betrachtungen, die ich ihm vorlegen werde, einiger Aufmerkſamkeit.

Verknüpfen nicht die Geſeze eine Art Ehrloſigkeit mit einer heimlichen Niederkunft? Befindet ein zu weichgeſchafnes, durch die Verſprechungen eines lüderlichen Wolluſtlings hintergangnes Mädchen, durch die Folgen ihrer Leichtgläubigkeit, ſich nicht in dem Fall zwiſchen dem Verluſt ihrer Ehre oder dem der unglüklichen Frucht wählen zu müſſen, die ſie empfangen hat? Iſt es nicht die Schuld der Geſeze, daß ſie in eine ſo grauſame Lage kömmt? Und raubt nicht die Strenge der Richter dem Staate zwei Unterthanen auf einmal? Die unzeitige Frucht, die umgekommen iſt, und die Mutter, die durch rechtmäſſige Fortpflanzung dieſen Verluſt reichlich erſezen könte? Es giebt Findelhäuſer, verſezt man hierauf: ich weis, daß ſie einer Menge unehlicher Kinder das Leben retten: wäre es aber nicht beſſer, das Uebel mit der Wurzel auszurotten, und ſo viele arme Geſchöpfe zu erhalten, die elendiglich umkommen, weil man die Brandmale forttilgen will, die den Folgen einer unvorſichtigen und flatterhaften Liebe eingedrükt ſind?

Ciceron in Verr.

Doch

Doch nichts iſt grauſamer, als die Fol- ter. Die Römer gaben ſie ihren Sklaven, die ſie als eine Art Hausvieh betrachteten; nie aber bekam ſelbige ein Bürger. *Ciceron pour Cluentius.*

In Teutſchland wird die Folter den Miſſethätern gegeben, nachdem ſie überführt worden ſind, um ihnen eigenmündig das Geſtändnis ihrer Verbrechen zu entreiſſen. In Frankreich ſucht man Gewisheit der That oder die Bekennung der Mitſchuldigen dadurch herauszubringen. Ehedem hatten die Engländer das Ordalium, oder die Un- ſchuldsprobe durch Feuer und Waſſer; *) jezt haben ſie eine Art Folter, minder hart wie die gewöhnliche, die aber beinahe auf das Nähmliche herauskömmt. *Rapin Thoyras.*

Man verzeih es mir, wenn ich gegen die Folter eifre; ich wag es, die Partie der Menſch-

*) Das **Ordalium durch Feuer.** Man gab dem Beklagten ein glühendes Eiſen in die Hände; war er nun ſo glüklich, ſich nicht zu verbrennen, ſo wurde er losgeſprochen; wo nicht, ſo beſtrafte man ihn als ſchuldig.

Bei dem **Ordalium durch Waſſer** band man den Angeklagten und warf ihn ins Waſſer; blieb er oben, ſo wurde er losgeſprochen.

Menſchlichkeit gegen einen für Chriſten und polizirte Völker ſchändlichen Gebrauch zu nehmen, und ich mag es hinzuſezen gegen einen eben ſo grauſamen als unnüzen Gebrauch.

Quintilien liv 5. des Preuves & de la Réfutation.

Quintilian, der weiſeſte und beredetſte unter den Rednern, ſagt, indem er von der Folter handelt: es kömmt hierbei aufs Temperament an. Ein kräftevoller Böſewicht läugnet die That, ein Unſchuldiger von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit geſteht ſie ein. Es wird ein Menſch angeklagt, man hat Anzeigen, der Richter iſt ungewis, will Licht haben: der Unglükliche wird auf die Folter gebracht. Iſt er unſchuldig, welche Barbarei, ihn die Marter dulden zu laſſen, wenn die Gewalt derſelben ihn nöthigt, gegen ſich ſelbſt zu zeugen! Welche ſchrekliche Unmenſchlichkeit, einen tugendhaften Bürger, gegen den nur Verdacht da iſt, den heftigſten Schmerzen auszuſezen, und ihn zum Tode zu verdammen! Weit beſſer wär's, zwanzig Strafbaren zu verzeihen, als einen Unſchuldigen aufzuopfern. Wofern Geſeze zum Beſten der Völker eingeführt werden müſ-

müſſen, mus man denn ſolche dulden, welche die Richter dahin bringen, methodiſch Handlungen zu begehn, die zum Himmel ſchreien und die Menſchlichkeit empören?

Seit acht Jahren iſt die peinliche Frage im Preuſſiſchen abgeſchaft worden. Man iſt ſicher, den Unſchuldigen nicht mehr mit dem Verbrecher zu verwechſeln, und die Gerechtigkeit wird deshalb nicht minder verwaltet.

Unterſuchen wir jezt die unbeſtimmten und ſchwankenden Geſeze, und die Arten des gerichtlichen Verfahrens, die einer Verbeſſerung bedürfen.

In England gab's ein Geſez, das die Doppelehe verbot. Ein Mann ward angeklagt, fünf Weiber zu haben; da nun das Geſez ſich über dieſen Fall nicht erklärte, und man es nach dem Buchſtaben auslegte, ſo wurde ſelbiger frei und losgeſprochen. Das Geſez hätte der Klarheit halber ſo lauten ſollen: Wer mehr denn Ein Weib nimmt, der ſoll ſo und ſo beſtraft werden ꝛc. Die unbeſtimmten und buchſtäblich

ausgelegten Geſeze in England haben zu den lächerlichſten Misbräuchen Anlas gegeben. *)

Genaubeſtimmte Geſeze können zu keinen Schikanen Anlas geben, müſſen nach dem Buchſtaben verſtanden werden; ſind ſie aber unbeſtimmt und dunkel, ſo iſt man zu der Meinung des Geſezgebers zurükzugehn genöthigt, und anſtatt über Thatſachen ein Urtheil zu ſprechen, beſchäftigt man ſich damit, jene zu erklären und zu beſtimmen.

Die Schikane nährt ſich gewöhnlich nur von Erbſchaften und Kontrakten, und deshalb haben die auf dieſe Artikel gehenden Geſeze gröſſere Klarheit nöthig. Beſchäftigt man ſich ſchon bei Verfertigung unbedeutender Werke des Wizes damit, über Worte und Ausdrükke zu grübeln, um wie viel mehr

*) **Müralt** erzählt: daß ein Mann ſeinem Feinde die Naſe abſchnitt. Man wollte ihn beſtrafen, daß er einen Bürger verſtümmelt habe; er behauptete aber, das, was er abgehauen hätte, ſei kein Gliedmaas, und das Parlament verordnete, daß die Naſe inskünftige als Gliedmaas ſollte angeſehen werden.

mehr iſt es nicht Pflicht, die Ausdrükke in den Geſezen auf's allerſorgfältigſte abzuwägen!

Die Richter haben zwei Fallſtrikke zu vermeiden: Beſtechung und Irrthum; vor dem erſten mus ihr Gewiſſen ſie bewahren und vor dem zweiten die Geſezgeber. Klare Geſeze, die zu keinen Deuteleien Anlas geben, ſind das erſte Hülfsmittel dagegen, und die Schlichtheit der gerichtlichen Schuzreden das zweite. Man kan Leztere auf die Erzählung des Faktums einſchränken, das blos durch einige Beweiſe verſtärkt wird, und der eine kurze Rekapitulation angehängt wird.

Nichts iſt gefährlicher als der mündliche Vortrag eines beredten Mannes, der die Kunſt verſteht, die Leidenſchaften zu erregen. Ein ſolcher Sachwalter bemächtigt ſich der Gemüther der Richter, zieht ſie ganz in ſein Intereſſe, erſchüttert ſie, reist ſie mit ſich fort, und das Blendwerk des Gefühls verdunkelt die Wahrheit.

Lykurg und Solon verboten dieſe Arten von Ueberredungen beiderſeits den Sachwaltern; und finden wir dergleichen ja

in den Philippiſchen Reden und in der Rede über die Krone, die uns vom Demoſthenes und Aeſchines übrig ſind, ſo mus man bemerken, daß ſie nicht vorm Areopagus, ſondern vorm Volke gehalten wurden; daß die Philippiſchen Reden zur berathſchlagenden, die über die Krone aber zu der demonſtrativen als gerichtlichen Gattung gehören.

So ſkrupelhaft, wie die Griechen, waren die Römer über die Reden ihrer Redner nicht. Beim Cicero findet man keine gerichtliche Schuzrede, die nicht voller Leidenſchaft wäre. Es thut mir leid um dieſen Redner; allein in ſeiner Rede für den Cluentius finden wir, daß er vorher ſeinen Gegenpart vertheidigt hatte. Die Sache des Cluentius ſcheint nicht durchgängig gut, allein die Kunſt des Redners gewann ſie. Ciceros Meiſterſtük iſt unſtreitig der Schlus der Rede für den Fontejus; durch ſelbigen ward er freigeſprochen, wiewol er ſtrafbar ſcheint. Welcher Misbrauch der Beredſamkeit, ſich ihres Zaubers zur Entkräftung der weiſeſten Geſeze zu bedienen!

Preuſ-

Preuſſen hat den Gebrauch Griechen-landes befolgt; und ſind die gefährlichen Künſte der Beredſamkeit aus ſeinen Gerichts-reden verbannt, ſo hat es das der Weisheit des Groskanzlers zu danken, deſſen Bieder-heit, Einſichten und unermüdſame Thätig-keit, den Griechiſchen und Römiſchen Repu-bliken zu denen Zeiten würde Ehre gemacht haben, da ſie an groſſen Männern am frucht-barſten waren.

Es giebt noch eine Sache, die unter die Dunkelheit der Geſeze begriffen werden mus, und das ſind die Prozeduren und die Menge der Juſtanzen, welche die Parteien vor Be-endigung ihres Prozeſſes zu durchlaufen ha-ben. Es mögen nun üble Geſeze ſein, die ihnen Ungerechtigkeit erweiſen, oder künſtli-che Schuzreden vor Gericht, die ihre Ge-rechtſame verdunkeln, oder Weitſchweiſigkei-ten, wodurch man den Grund der Sache aus dem Geſichte verliert, und die Recht haben, der ihnen zuſtehenden Vortheile be-raubt werden, ſo läuft alles auf eins hin-aus. Das Eine iſt ein gröſſres Uebel, als das Andre; allein alle Misbräuche verdienen

abge-

abgeſchaft zu werden. Was die Prozeſſe verlängert, giebt den Reichen über den Armen einen beträchtlichen Vortheil, giebt jenen das Mittel, den Prozes von einer Inſtanz in die andre zu ſpielen; den Gegner abzumatten und zu Grunde zu richten; und endlich bleibt jener allein auf dem Kampfplaz übrig.

Ehemals dauerten hier zu Lande die Prozeſſe über ein Jahrhundert hinaus. Sogar wenn eine Sache von fünf Tribunälen war entſchieden worden, appellirte der Gegentheil, der Juſtiz zum höchſten Troz, an die Univerſitäten, und die Profeſſoren der Rechte änderten jene Sentenzen nach ihrem Gefallen. Derjenige muste gewis ſehr unglüklich ſein, der in fünf Tribunälen, und ich weis nicht wieviel Univerſitäten, keine feile und beſtechbare Seele fand. Dieſe Gebräuche ſind abgeſchaft worden; die Prozeſſe werden in der dritten Inſtanz völlig abgeurtelt, und den Richtern iſt vorgeſchrieben, binnen Einem Jahre die ſtrittigſten Sachen zu beenden.

Noch bleibt uns übrig, von denen Geſezen ein Paar Worte zu ſagen, die in Anſehung der Ausdrükke oder des Sinnes ſelbſt Widerſprüche in ſich faſſen.

Wenn die Geſeze eines Staats nicht in Einem Buche zuſammengefast ſind, ſo mus es nothwendig welche geben, die einander widerſprechen. Da ſie Werke verſchiedner Geſezgeber ſind, die nicht nach einerlei Plan gearbeitet haben, ſo fehlt ihnen die zu allen wichtigen Sachen ſo weſentliche und ſo nothwendige Einheit.

Quintilian handelt dieſe Materie in ſeinem Buche de oratore ab, und wir ſehn in Cicero's Reden, daß er oft ein Geſez dem andern entgegenſtellt. Eben ſo finden wir in Frankreichs Geſchichte bald Edikte für, bald wider die Hugenotten. Die Zuſammentragung von dergleichen Verordnungen iſt um ſo unumgänglich nothwendiger, da für die Majeſtät der Geſeze, (die man ſtets mit Weisheit gegeben vorausſezt) nichts unanſtändiger iſt, als wenn man offenbare, klare Widerſprüche darin antrift.

Quintilien liv. 7. ch. 7.

Edit de Nantes de 1598 revoqué par Louis XIV.

Das

Das Duellmandat iſt ſehr gerecht, ſehr billig, ſehr wolabgefaſt; doch führt es nicht zu dem Ziel, welches ſich die Fürſten bei ſeiner Bekantmachung vorgeſezt haben: Vorurtheile, älter als dies Mandat kämpfen ſelbiges kühn zu Boden, und es ſcheint, daß die Welt, mit Wahn angefüllt, ſich ſtillſchweigend einverſtanden hat, ſelbigem nicht zu gehorchen. Ein falſchverſtandner doch durchgängig angenomner Ehreifer trozt der Macht unumſchränktherrſchender Fürſten, und ſie können dies Geſez nur durch eine Art von Grauſamkeit in Schwange erhalten.

Jeder, der das Unglük gehabt hat, von einem ungeſtümen Menſchen beleidigt zu werden, wird von der ganzen Welt für eine Mämme gehalten, wenn er ſeinen Schimpf nicht dadurch rächt, daß er deſſen Urheber das Leben nimmt. Begegnet dergleichen einem Manne von Stande, ſo hält man ihn ſeines Adels unwürdig: iſt er Militärperſon, und endet er ſeine Streitſache nicht mit dem Degen, ſo nöthigt man ihn mit Schimpf das Korps zu verlaſſen, worunter er dient; und er findet in ganz Europa kei-

ne

ne Dienſte weiter. Welche Partie ſoll ſo-
nach ein Mann nehmen, der ſich in einer
ſo kizlichten Sache verwikkelt findet? Sich
durch Gehorſam gegen das Geſez entehren,
oder vielmehr Leben und Glük zur Rettung
ſeines guten Namens aufs Spiel ſezen?

Das Schwierige des noch immer aufzu-
löſenden Knotens ſtekt darin, ein Mittel
ausfindig zu machen, wodurch die Ehre der
Beleidigten wiederhergeſtellt würde, und das
Geſez zugleich ungekränkt bliebe.

Die Macht der grösten Könige hat
nichts gegen dieſe barbariſche Mode ver-
mocht; Ludwig der Vierzehnte, **Friedrich
der Erſte** und **Friedrich Wilhelm** mach-
ten die ſtrengſten Duellmandate bekant;
richteten aber nichts weiter aus, als daß die
Zweikämpfe einen andern Namen bekamen,
und für Rencontres (zufällige Schlägereien)
ausgegeben, und viele auf die Art getödtete
Edelleute als plözlich verſchieden begraben
wurden.

Wo-

Wofern nicht alle Europäiſche Fürſten einen Kongres anſtellen, und dahin übereinkommen, denjenigen einen Schandflek aufzudrükken, die ungeachtet ihrer Verordnungen ſich in dergleichen Kämpfen zu erwürgen ſuchen, wofern ſie, ſage ich, nicht dahin übereinkommen, dieſe Art Mördern eine Freiſtäte zu verweigern und diejenigen ernſtlich beſtrafen, die ihres Gleichen beſchimpfen werden, es ſei nun wörtlich, ſchriftlich oder thätlich, ſo werden die Zweikämpfe nie ein Ende haben.

Man beſchuldige mich nicht, die Traumgeſichte des Abee Saint Pierre geerbt zu haben: ich ſehe nichts unmögliches darin, daß Privatperſonen Streitigkeiten wegen ihrer Ehre den richterlichen Ausſprüchen unterwerfen, ſo wie ſie's mit denen thun, wovon ihre Glüksumſtände abhangen; und weshalb die Fürſten nicht einen Kongres zum Wohl der Menſchheit verſammlen ſollten, nachdem ſie ſo viele fruchtloſe über Sachen von weit minderm Belang haben halten laſſen?

Ich wiederhole es nochmals, und erkühne mich zu behaupten, daß dies das einzige Mittel iſt, dieſen misverſtandnen Ehreifer in Europa abzuſchaffen, der ſo vielen rechtſchafnen Männern das Leben gekoſtet hat, von denen das Vaterland die grösten Dienſte erwarten konte.

Dies ſind kürzlich die Betrachtungen, wozu mich die Geſeze veranlast haben. Ich habe nur eine Skizze ſtatt eines Gemäldes liefern wollen, und beſorge faſt, ſelbige ſchon zuviel ausgemalt zu haben.

Schlüslich dünkt mich, daß Nazionen, die kaum aus der Barbarei hervorgegangen ſind, ſtrenge Geſezgeber bedürfen, polizirte Völker aber, deren Sitten milde ſind, menſchliche.

Sich einbilden, daß alle Menſchen Teufel ſind, aufs wüthigſte ſeinen Grimm an ihnen auslaſſen, iſt das Traumgeſicht eines wilden Menſchenfeindes; ſich die Menſchen insgeſamt als Engel denken, und ihnen den Zügel ſchieſſen laſſen, iſt die Grille eines ſchwachköpfigen Kapuziners: glauben, daß

ſie weder alle gut, noch alle böſe ſind, die guten Handlungen über ihren Werth belohnen, die ſchlechten unter ihrem Verdienſt beſtrafen, Nachſicht mit ihren Schwachheiten haben und Menſchlichkeit gegen alle und jede, heist handeln, wie es einem vernünftigen Manne ziemt.

Ver=

Verſuch
über die
Selbſtliebe
als ein
Grundſaz der Moral betrachtet.

In der ordentlichen Verſamlung der Königlichen Preuſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, Donnerſtags den 11ten Jänner 1770 abgeleſen.

Die Tugend iſt das feſteſte Band der Geſell-
ſchaft und die Quelle der öffentlichen Ruhe.
Ohne ſie würden die Menſchen, gleich den wil-
den Thieren blutdürſtiger ſein als die Löwen, und
grauſamer und heimtükkiſcher, als die Tiger; ja
ohne ſie würden ſie in Ungeheuer ausarten, de-
ren Annäherung man vermeiden müste.

Um ſo wilde Sitten zu mildern, führten
Geſezgeber Geſeze ein, lehrten Weiſe die Mo-
ral, und die Vortheile der Tugend zeigend, mach-
ten ſie zugleich den Werth bekant, den man auf
ſelbige legen müste.

Die Sekten der Philoſophen, bei den Mor-
genländiſchen Nazionen ſo wol als bei den Grie-
chen, kamen in Abſicht des Hauptinhalts der Tu-
gendlehre mit einander überein, und trenten ſich
nur in Abſicht der beſondern Beweggründe, die
eine jede Sekte annahm, ihre Schüler zu einem

tugendhaften Leben zu vermögen. Die Stoiker legten nach ihren Grundſäzen der Tugend eine ihr unzertrennlich anklebende Schönheit bei, und folgerten daraus, daß man ſie ihrer ſelbſt wegen lieben müſſe, und ſezten das höchſte Glük des Menſchen in deren unveränderlichen Beſiz. Die Platoniker ſagten, daß man ſich den unſterblichen Göttern näherte, daß man ihnen ähnlich würde, wenn man die Tugend nach ihrem Beiſpiel ausübte. Die Epikuräer ſezten eine vorzügliche Wolluſt in die Ausübung moraliſcher Pflichten und nach ihren Grundſäzen, die man aber recht verſtehen mus, fanden ſie im Genus der reinſten Tugend unausſprechliche Wonne und Glükſeeligkeit.

Moſes, um die Juden zu guten und löblichen Handlungen aufzumuntern, kündigte ihnen theils zeitlichen Seegen, theils Strafen an. Die Chriſtliche Religion, die ſich auf den Trümmern der Jüdiſchen erhob, ſchlug die Laſter durch ewige Strafen zu Boden, und munterte durch die Hofnung einer endloſen Seeligkeit zur Tugend auf. Nicht zufrieden mit dieſen Triebfedern, den höchſten Grad möglicher Vollkommenheit erreichen wollend, verlangte ſie, daß die Liebe zu Gott ſchon an und für ſich ſelbſt den Menſchen

Beweg-

Beweggrund zu guten Handlungen ſein ſolte, wenn auch ſelbſt weder Strafen noch Belohnungen in einem andern Leben zu erwarten wären.

Man kan nicht in Abrede ſein, daß die Sekten der Philoſophen Männer von den grösten Verdienſten gebildet haben, ſo wenig man läugnen kan, daß aus dem Schooſſe des Chriſtenthums reine und heiligkeitsvolle Seelen hervorgegangen ſind. Demungeachtet iſt es durch eine Art von Erſchaffen der Philoſophen, und durch die Verkehrtheit des menſchlichen Herzens dahin gekommen, daß dieſe verſchiedne Aufmuntrungsgründe zur Tugend, in der Folge nicht mehr die guten Wirkungen hervorgebracht haben, die man erwartete.

Wie viele Philoſophen bei den Heiden waren es nur dem Namen nach! Man blikke nur in den Lucian, um ſich zu überzeugen, in was für üblen Ruf ſie zu ſeiner Zeit geſtanden haben! Ja, wie viele Chriſten ſahe man aus der Art ſchlagen und die alte Sittenreinigkeit verfälſchen! Haabſucht, Ehrgeiz, Fanatismus füllten die Herzen derer an, die das feierliche Gelübde gethan hatten, der Welt zu entſagen und zerſtörten das

Gute, welches die blos natürliche Tugend darin hervorgebracht hatte.

Von dergleichen Beiſpielen wimmelt die Geſchichte. Und was endlich die heutigen Chriſten anlangt, ſo ſind ſie, einige eben ſo fromme als für die Geſellſchaft unbrauchbare Einſiedler ausgenommen, den Römern aus den Zeiten der Mariuſſe und Syllas nicht im mindeſten vorzuziehn; wol gemerkt, daß ich dieſe Vergleichung blos auf die Sitten einſchränke.

Dieſe und einige ähnliche Betrachtungen haben mich bewogen, den Urſachen nachzuforſchen, die dieſe auſſerordentliche Verderbnis des menſchlichen Geſchlechts bewirkt haben. Ich weis zwar nicht, ob ich bei einer Materie von ſolchem Belang mich mit meinen Muthmaſſungen herauswagen darf; mich dünkt aber, man hat ſich vielleicht in der Wahl der Beweggründe geirrt, wodurch man die Menſchen zur Tugend hat aufmuntern wollen. Selbige hatten meines Erachtens den Fehler, dem Faſſungskreiſe des gemeinen Haufens zu wenig nahe zu liegen.

Die Stoiker bedachten nicht, daß Bewundrung eine erzwungne Empfindung iſt, deren

Ein-

Eindruk bald erliſcht; denn die Eigenliebe giebt ihren Beifall nur mit Widerwillen. Daß die Tugend ſchön ſei, räumt man gar leicht ein, weil ein ſolches Geſtändnis nichts koſtet; doch da wir dies mehr aus Gefälligkeit als aus Ueberzeugung zugeben, werden wir dadurch auch nicht bewogen, uns zu beſſern, unſre üble Neigungen abzulegen und unſre Leidenſchaften zu zähmen.

Die Platoniker hätten ſich des unermeslichen Abſtandes erinnern ſollen, der ſich zwiſchen dem Weſen aller Weſen und der gebrechlichen Kreatur befindet. Wie konten ſie dieſer Kreatur zumuthen, ihrem Schöpfer nachzuahmen, von dem ſie ſich nur einen ſchwankenden und unbeſtimmten Begrif machen kan? Unſer Geiſt iſt der Herrſchaft der Sinnen unterworfen; unſre Vernunft handelt nur nach Dingen, wo die Erfahrung vorleuchtet; ihr abſtrakte Materien vorlegen, heist ſie in ein Labyrinth leiten, deſſen Ausgang ſie nie finden wird. Ihr aber fühlbare Gegenſtände der Natur darreichen, das iſt das Mittel, ſtarken Eindruk auf ſie zu machen, und ſie zu überzeugen. Nur wenige groſſe Köpfe ſind fähig, ihre geſunde Vernunft zu erhalten, wenn ſie ſich in die Finſterniſſe der Metaphyſik ſtürzen.

Der Menſch, überhaupt genommen, iſt mehr ſin-lich, als vernünftig geboren.

Die Epikuräer den Ausdruk: Wolluſt, misbrauchend, ſchwächten, ohn' es zu merken, die Güte ihrer Grundſäze, und gaben eben durch dieſe Zweideutigkeit ihren Schülern Waffen in die Hände, ihrer Lehre eine ganz andre Natur zu geben.

Die chriſtliche Religion (ich verehre das Gött-liche, was in ſelbiger liegen ſoll und ſpreche nur philoſophiſch von ihr) die chriſtliche Religion, ſag' ich, legte dem Verſtande ſo abgezogne Begriffe vor, daß man, um ſie zu begreifen, jeden Katechismus-ſchüler hätte in einen Metaphyſiker verwandeln und nur Leute von ſtarker Einbildungskraft wäh-len müſſen, um ſelbige anzunehmen; allein nur wenig Menſchen haben Köpfe, die dergeſtalt or-ganiſiret ſind. Die Erfahrung lehrt, daß beim groſſen Haufen der gegenwärtige Gegenſtand über den entfernten die Oberhand behält, weil jener auf ihre Sinne Eindruk macht, dieſer viel ſchwä-cher auf ſie wirkt; und folglich werden die Güter dieſer Welt, deren Genus er in der Nähe vor ſich ſieht, unſtreitig den Vorzug vor erphanta-ſirten Gütern haben, deren Beſiz er ſich nur

auf

auf eine verwirrte Art in einer dunklen Ferne vorſtellt.

Allein, was ſollen wir von den Bewegründen ſagen, die man aus der Liebe Gottes hernimmt, den Menſchen tugendhaft zu machen; von dieſer Liebe, die, wie die Quietiſten verlangen, von der Furcht vor der Hölle und von den Hofnungen des Paradieſes frei ſein ſoll? Iſt eine ſolche Liebe wol in der Möglichkeit der Dinge? Das Endliche kan das Unendliche nicht begreifen; folglich können wir uns keinen richtigen Begrif von der Gottheit machen: können uns nur blos von ihrem Daſein überzeugen, und das iſt alles. Wie kan man wohl von einer rohen Seele verlangen, daß ſie ein Weſen liebt, das ſie auf keinerlei Art und Weiſe erkennen kan? Begnügen wir uns im Stillen anzubeten, und die Neigungen unſrer Herzen auf die Empfindungen der tiefſten Erkentlichkeit gegen das Weſen aller Weſen einzuſchränken, in welchem und durch welches alle andre Weſen ihre Exiſtenz haben.

Je mehr man dieſe Materie unterſucht, je mehr man ſie erörtert, je evidenter wird es, daß man einen allgemeinern und einfachern Grundſaz annehmen müſſe, die Menſchen tugendhaft zu

machen.

machen. Die, welche ſich aufs Studium der Herzen gelegt, werden die Triebfeder unfehlbar entdekt haben, die man in Bewegung ſezen mus. Dieſe ſo mächtige Triebfeder iſt die Selbſtliebe, dieſe Wächterin für unſre Erhaltung, dieſe Werkmeiſterin unſers Glüks, dieſe unverſiegliche Quelle unſrer Laſter und unſrer Tugenden, dieſer verborgne Grund aller unſrer Handlungen. Bei Leuten von Kopf findet ſie ſich im hohen Grade, und ſelbſt den Schwachgehirnten lehrt ſie ſeinen Vortheil kennen. Was iſt nun ſchöner, was bewundernswürdiger als einen Grundſaz, der zum Laſter führen kan, ſelbſt zur Quelle des Guten, der öffentlichen Wohlfahrt und Glükſeeligkeit zu machen. Dies würde geſchehen, wenn dieſe Materie von einem geſchikten Philoſophen bearbeitet würde. Er würde der Selbſtliebe die gehörige Richtung geben, ſie zum Guten leiten, Leidenſchaften den Leidenſchaften entgegenſezen, und die Menſchen durch die Ueberzeugung tugendhaft machen, daß ſie's ihres eignen Vortheils halber ſein müſſen.

Der Dûc de la Rochefaucault, der bei Erforſchung des menſchlichen Herzens dieſe Triebfeder der Selbſtliebe ſo glüklich entdekt hatte, be-

diente ſich ihrer, unſre Tugenden zu läſtern, und ſie für Scheintugenden auszugeben. Ich meiner Seits wünſchte, daß man ſich dieſer Triebfeder bediente, den Menſchen zu beweiſen, daß es ihr wahrer Vortheil iſt, gute Bürger, gute Väter, gute Freunde zu ſein, mit Einem Worte, alle moraliſche Tugenden zu beſizen; und da ſich dies wirklich ſo verhält, ſo würd' es nicht ſchwer werden, ſie davon zu überführen.

Weshalb ſucht man gemeiniglich die Menſchen von Seiten des Intereſſes zu faſſen, wenn man ſie vermögen will, dieſe oder jene Partie zu ergreifen, wofern es nicht deshalb geſchieht, weil man weis, daß Eigennuz unter allen Gründen der ſtärkſte und überführendſte iſt? Bedienen wir uns nun eben dieſes Grundes für die Sittenlehre: ſtellen wir den Menſchen die unglüklichen Folgen vor, die aus einer laſterhaften Aufführung entſtehn, und all' das Gute, das von tugendhaften Handlungen unzertrenlich iſt. Wenn die Kreter ihren Feinden fluchen wollten, wünſchten ſie ihnen, daß ſie ſich von laſterhaften Leidenſchaften überwinden laſſen, oder, welches einerlei iſt, daß ſie ſich in Unglük und Schande ſtürzen möchten *).

Dieſe

*) *Valere Maxime* liv. 7. ch. 2.

Dieſe leichte Wahrheiten ſind der deutlichſten Beweiſe fähig, und eben ſo ſehr für die Faſſungskraft der Weiſen, der geiſtvollen Köpfe, als für die des niedrigſten Pöbels.

Man wird mir unſtreitig einwerfen, daß es bei meiner Hypotheſe einigermaaſſen ſchwer halten wird, das Gute, das ich mit guten Handlungen verknüpfe, mit denen Verfolgungen zuſammen zu reimen, welche die Tugend leiden mus, und mit der Art von Glükſeeligkeit, deren ſo viele laſterhafte Geſchöpfe genieſſen. Eine leicht zu hebende Schwierigkeit, wenn wir unter dem Worte Glükſeeligkeit weiter nichts verſtehn wollen, als vollkomne Gemüthsruhe. Selbige gründet ſich auf die Zufriedenheit mit uns ſelbſt, auf den Beifal, den unſer Gewiſſen uns wegen unſrer Handlungen zu geben verſtattet, und endlich darauf, daß wir uns keinerlei Vorwürfe zu machen haben. Nun iſt es klar, daß wol eine unglükliche Perſon dieſe Empfindung haben kan, doch in einem barbariſchen und wilden Herzen findet ſelbiges nie ſtatt; dies mus ſich ſelbſt verabſcheuen, wenn es ſich betrachtet, ſo glänzend auch ſeine äuſſerliche Glükſeeligkeit ſcheinen mag.

Wir

Wir wollen die Erfahrung nicht im geringſten beſtreiten; wir geben vielmehr zu, daß es eine Menge Beiſpiele von unbeſtraften Laſtern und von Böſewichtern giebt, die all' der Gröſſe und Herrlichkeit genieſſen, welche die Unverſtändigen bewundern. Müſſen aber nicht jene bei ihren Freveltһaten befahren, daß die Zeit dieſe für ſie ſo ſchrekliche Wahrheit endlich enthülle, und ihre Schande offenbare?

Und konte wohl der eitle Schimmer der Hoheit, der jene gekrönte Ungeheuer, einen Nero, einen Kaligula, einen Domitian, einen Ludwig den Elften umgab, konte dieſer äuſſerliche Glanz wohl verhindern, daß ſie die innere Stimme des ſie verdammenden Gewiſſens nicht hörten, von nagenden Vorwürfen nicht gequält wurden, und jene Nachgeiſſel nicht fühlten, deren unſichtbaren Streiche ihr Innres tief zerfleiſchten? Weſſen Seele kan in einer ſolchen Lage ruhig ſein? Empfindet ſie nicht vielmehr ſchon in dieſem Leben alles, was die Höllenquaalen Gräsliches haben können? Ueberdies iſt es ganz unrichtig gedacht, von dem Schein auf das Glük Anderer zu ſchlieſſen. Dies Glük kan nur nach der Denkungsart desjenigen geſchäzt werden, der es

beſizt;

beſizt; dieſe Denkungsart aber iſt ſo verſchieden, daß der eine nach Ruhm trachtet, der andre nach Ergözlichkeiten; daß der hier ſich mit Kleinigkeiten beſchäftigt, und der da mit Dingen, die man wichtig glaubt; ja daß ſogar einige verabſcheuen und verachten, was andre begierig wünſchen oder für's höchſte Gut anſehn.

Sonach iſt keine gewiſſe Richtſchnur vorhanden, wonach ſich das beurtheilen lieſſe, was von einem willkührlichen und oft fantaſtiſchen Geſchmak abhängt; woher kömt's, daß man oft über das Glük, über den Wohlſtand von Perſonen ein groſſes Aufheben machen hört, die insgeheim bitterlich unter der Laſt ihrer Trübſale ſeufzen. Weil wir ſie demnach weder in den äuſſerlichen Gegenſtänden noch in den Glüksſtänden finden, welche die wandelbare Szene der Welt bald entſtehen, bald wieder verſchwinden macht, ſo müſſen wir ſie in uns ſelbſt ſuchen. Es giebt aber keine weiter, ich ſag' es noch einmal, als Seelenruhe: deshalb mus unſer eignes Intereſſe uns antreiben, nach einem ſo koſtbaren Gute zu ſtreben; und wollen uns Leidenſchaften in deren Beſiz ſtören, ſo müſſen wir ſelbige bändigen.

Mit=

Mithin kan ein Staat ſo wenig glüklich ſein, ſo lang' er von bürgerlichen Kriegen zerrüttet wird, als wenig der Menſch es ſein kan, wenn ſeine empörten Leidenſchaften der Vernunft die Herrſchaft ſtreitig machen. Allen Leidenſchaften folgt eine Strafe, die unzertrennlich mit ihnen verbunden ſcheint; ſelbſt die unſren Sinnen am meiſten ſchmeichelnden ſind hiervon nicht ausgenommen. Bei dieſen iſt es Vernichtung der Geſundheit, bei jenen ſind's Sorgen und immer wiederauflebender Kummer, oder der Verdrus, ſeine weitausſehende Projekte fehlſchlagen zu ſehn, oder das Misvergnügen, nicht all' die Achtung zu erhalten, die man zu verdienen glaubt. Bald iſt es raſende Wuth, ſich an denen nicht rächen zu können, die einen heftig beleidigt haben, oder Gewiſſensbiſſe über eine gar zu barbariſche Rache; oder Furcht nach einer langen aneinanderhängenden Reihe Betrügereien entlarvt zu werden.

Der Durſt Reichthümer zuſammenzuthürmen peinigt zum Beiſpiel den Geizigen unaufhörlich; die Mittel ſind ihm gleich, wenn er nur ſeinen ungeſtümen Trieb befriedigt: allein die Furcht das einzubüſſen, was er mit ſo vieler Mühe zuſammengehäuſt hat, hindert ihn, das zu genieſ-

 ſen,

ſen, was er beſizt. Der Ehrgeizige verliert das Gegenwärtige aus dem Geſichte, um ſich blindlings in die Zukunft zu ſtürzen; er gebiert unaufhörlich neue Projekte; tritt, um zu ſeinem Zwek zu gelangen, mit gebietriſchem Stolze alles mit Füſſen, was nur heilig iſt; wird erbittert und entrüſtet, wenn er auf Hinderniſſe ſtößt; ſtets zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwankend, iſt er in der That unglüklich, und ſelbſt der Beſiz deſſen, wonach er ſo eifrig geſtrebt hat, iſt mit Ueberdrus und Ekel verbunden. Dieſer Stand der Unbehaglichkeit macht ihn neue Anſchläge erſinnen, und er findet nie das Glük, dem er nachjägt.

Hat man wol Urſach, in einem ſo kurzdauernden Leben ſo langwierige Projekte zu faſſen? Der Verſchwender, der doppelt ſo viel verſchleudert als er erwirbt, iſt wie der Danaiden

— — — lechzende Fäſſer, ewig
Angefüllt und ewig geleeret;

beſtändig mus er auf Rettungsmittel ſinnen; und ſeine zahlloſen Begierden, die ſeine Bedürfniſſe unaufhörlich vervielfältigen, verwandeln zulezt ſeine Laſter in Verbrechen. Der Schmachtendverliebte wird ein Spielding der Weiber, die ihn hin-

hintergehn; der Flatterhaftliebende verführt nur, weil er meineidig iſt; und der Schwelger in der Liebe richtet ſeine Geſundheit zu Grunde, und verkürzt ſich zulezt das Leben.

Allein der Unbarmherzige, der Ungerechte, der Undankbare, was für Vorwürfe haben ſich die nicht zu machen? Der Unbarmherzige hört auf Menſch zu ſein, weil er die Vorrechte ſeiner Gattung hintenanſezt, und ſeine Brüder in ſeines Gleichen verkennt. Er hat keinen Funken menſchlichen Gefühls, und da er keines Mitleids fähig iſt, entſagt er allen Anſprüchen, die er auf das Mitleid Andrer machen könte.

Der Ungerechte bricht den geſellſchaftlichen Vertrag, zerſtört ſo viel an ihm iſt, die Geſeze, unter deren Schuz er lebt, würde ſich wider Unterdrükkung auflehnen, wenn ihm welche widerführe, um ſich die alleinige Macht anzumaaſſen, diejenigen zu unterdrükken, die ſchwächer ſind, denn er. Er ſündigt nach einer erbärmlichen Logik, ſeine Grundſäze ſtreiten wider einander, und werden ſich nicht überdies die Empfindungen von dem, was recht und billig iſt, welche die Natur den Herzen Aller eingeprägt hat, gegen ſeine Uebertretungen empören müſſen?

Allein das verabſcheuungswürdigſte, das ſchwärzeſte, das ſchändlichſte aller Laſter iſt Undankbarkeit. Der Undankbare, gefühllos gegen Wohlthaten, begeht das Verbrechen der beleidigten Majeſtät wider die Geſellſchaft, weil er die Annehmlichkeiten der Freundſchaft ſchwächt, vergiftet, zu Grunde richtet; Beleidigungen empfindet, aber nicht ihm geleiſtete Dienſte; er treibt die Treuloſigkeit aufs höchſte, indem er Gutes mit Böſem vergilt. Doch dieſe abgeartete und unter die Menſchheit erniedrigte Seele handelt gegen ihr Intereſſe, weil jeder Menſch, (er ſei ſo erhaben, wie er wolle) von Natur ſchwach, des Beiſtands ſeiner Nebenmenſchen nicht entbehren kan, und weil ein Undankbarer, aus der Geſellſchaft verſtoſſen, ſich durch ſeine Wildheit aller fernern Wohlthaten verluſtig macht.

Billig ſolte man unabläſſig den Leuten zurufen: „Seid ſanft und menſchlich, weil Ihr „ſchwach ſeid und Hülfe braucht; ſeid gegen „andre gerecht, damit Euch an Eurem Theile „die Geſeze gegen jede fremde Gewalt ſchüzen „mögen; mit Einem Worte, thut gegen andre „das nicht, was Ihr an Euch nicht gethan haben wollt.“

Ich

Ich unterfange mich nicht in dieſer flüchtigen Skizze all' die Gründe weitläufig anzuführen, welche die Selbſtliebe den Menſchen an die Hand giebt, ihre ſchlimme Neigungen abzulegen und ſie zu einem tugendhaftren Leben zu ermuntern; die engen Grenzen einer Rede verſtatten nicht, dieſe Materie zu erſchöpfen. Daher begnüg' ich mich zu behaupten, daß all' diejenigen, die neue Bewegungsgründe zur Sittenbeſſerung ausfindig machen können, der menſchlichen Geſellſchaft, ja ſelbſt der Religion einen wichtigen Dienſt leiſten werden.

Nichts iſt wahrer, nichts in die Augen leuchtender, als daß die Geſellſchaft ohne die Tugend und Sittlichkeit ihrer Glieder, unmöglich beſtehen, noch ſich aufrechthalten kan. Sittenloſigkeit, ärgerliche Verhärtung im Laſter, verächtliches Betragen gegen die Tugend und ihre Verehrer, Mangel an Treu' und Glauben in Handel und Wandel, Meineide, Treuloſigkeiten, Privatintereſſe, das an die Stelle des öffentlichen trit, ſind die Vorboten des Verfalls der Staaten und des Untergangs der Reiche, weil, ſobald die Begriffe von dem, was gut und böſe iſt, vermengt werden, weder an Ehre noch Schande, weder an Strafe noch Belohnung weiter zu denken iſt.

 Ein

Ein ſo wichtiger Gegenſtand als die Sitten, intereſſirt die Religion nicht minder als den Staat. Die verſchiednen chriſtlichen Religionen, die Jüdiſche, die Muhamedaniſche und die Schineſiſche haben beinahe einerlei Moral. Die chriſtliche Religion, wiewol ſeit langer Zeit in Anſehn ſtehend, hat gleichwol noch zweierlei Feinde zu bekämpfen. Die erſten ſind diejenigen unter den Philoſophen, die nur geſunde Vernunft und strenglogikaliſche Räſonnements annehmend, die Begriffe und Syſteme verwerfen, die mit den Regeln der Dialektik nicht übereinſtimmen; von dieſen iſt gegenwärtig nicht die Rede.

Die andern Feinde ſind die Freigeiſter, deren Sitten durch langausgeübte Laſter verdorben, ſich gegen das harte Joch ſträuben, das die Religion ihren Leidenſchaften auflegen will; ſie werfen dieſe Feſſeln ab, entſagen heimlich einem ſie einengenden, laſtenden Geſeze, und ſuchen in einem gänzlichen Unglauben ihre Zuflucht. Ich behaupte ſonach, daß alle Beweggründe, die man zur Beſſerung von Perſonen von der Denkungsart anwenden kan, der chriſtlichen Religion ganz augenſcheinlich zum gröſten Vortheil gereichen müſſen; ja, ich glaube ſogar, daß Erregung des

eignen

eignen Nuzens der ſtärkſte Beweggrund iſt, den man brauchen kan, die Menſchen von ihren Irr⸗wegen zurükzubringen.

Sobald der Menſch einmal feſt überzeugt iſt, daß es ſein eigner Vortheil erfordert, tugendhaft zu ſein, wird er ſich auf löbliche Handlungen legen, und da er alsdann in der That ein der Moral des Evangeliums angemeſſenes Leben führt, wird man ihn leicht bewegen können, aus Liebe zu Gott das zu thun, was er aus Liebe zu ſich ſelbſt bereits gethan hat. Die Gottesgelehrten nennen das heidniſche Tugenden in Tugenden verwandeln, die durch das Chriſtenthum geheiligt ſind.

Doch hier kan mir wieder ein neuer Vorwurf gemacht werden; der nämlich: „Ihr wi⸗„derſprecht Euch ſelbſt, und bedenkt nicht, daß „man die Tugend definirt, als eine Neigung „der Seele, die ſie zur gänzlichen Entſchla⸗„gung alles perſönlichen Intereſſe antreibt. „Wie könt Ihr Euch alſo einbilden, daß man „zu dieſer vollkomnen Uneigennüzigkeit mittelſt „der Erregung des eignen Vortheils gelangen „könte; welches grade die ihr am meiſten ent⸗„gegenſtehende Neigung der Seele iſt.“

So ſtark auch dieſer Einwurf iſt, ſo leicht läst er ſich heben, wenn man nur die verſchiedenen Triebfedern betrachtet, welche die Selbſtliebe in Bewegung ſezen. Beſtünde die Selbſtliebe nur in der Begierde nach Reichthümern und Ehrenſtellen, ſo würd' ich nichts zu antworten haben; ſo aber ſchränken ſich ihre Anſprüche nicht auf ſo wenige Gegenſtände ein. Denn zuerſt gehört dahin die Liebe zum Leben und zu ſeiner Selbſterhaltung; dann das Streben nach Glük, die Furcht vor Spott und Schande, die Begierde nach Ruhm und Anſehn, und endlich die leidenſchaftliche Wärme für alles, was man für vortheilhaft achtet; wozu noch der Abſcheu vor allem kömmt, was man ſeiner Erhaltung ſchädlich glaubt.

Weiter iſt alſo nichts nöthig, als die Menſchen richtig urtheilen zu lehren. Was ſoll ich thun, was ſoll ich meiden, um dieſe Selbſtliebe, roh und ſchädlich, wie ſie an und für ſich ſelbſt iſt, nüzlich und lobenswürdig zu machen?

Die Beiſpiele der grösten Uneigennüzigkeit, die wir aufzuweiſen haben, ſind aus Grundſäzen der Selbſtliebe hergefloſſen. Woher entſprang die grosmüthige Aufopferung der beiden Decier,

die

die ihr Leben willig hingaben, um ihrem Vaterlande den Sieg zu verſchaffen? Woher anders, als daß ſie ihr Leben weniger achteten, als den Ruhm? Weshalb widerſtand Scipio in ſeiner erſten Jugend, in dem Alter, wo die Leidenſchaften ſo gefährlich ſind, den verführeriſchen Reizen ſeiner ſchönen Gefangnen? Weshalb giebt er ſie als unverlezte Jungfrau ihrem Verlobten wieder zurük, ſie beide mit Geſchenken überhäufend? Ohne Zweifel, weil dieſer Held einſahe, daß ſein edles und grosmüthiges Betragen ihm mehr Ehre erwerben würde, als wenn er ſeine Begierden thieriſcherweiſe geſättigt hätte? Er zog ſonach den guten Ruf der Wolluſt vor.

Was für tugendhafte Züge, was für glorreiche und unſterbliche Thaten hat man nicht eigentlich dem Triebe der Selbſtliebe zu danken! Eine geheime und faſt unmerkliche Regung macht, daß die Menſchen alles auf ſich zurükführen, und ſich in einen Mittelpunkt ſtellen, worin alle Linien des Umkreiſes zuſammentreffen. Was ſie auch nur immer Gutes thun, ſo ſind ſie ſelbſt immer der verborgne Gegenſtand davon; das lebhaftere Gefühl überwiegt bei ihnen das ſchwächere, und oft beſtimt ſie ein falſcher Syllogis-

mus, deſſen Mangelhaftigkeit ſie nicht eingeſehn haben. Man mus demnach ihnen das wahre Gute vorſtellen, ſie deſſen Werth kennen lehren, und ihre Leidenſchaften zu behandeln wiſſen, indem man eine Neigung der andern entgegenſezt, um zum Beſten der Tugend daraus Vortheile zu ziehn.

Kömmt es darauf an, ein Verbrechen zu verhüten, das im Begrif iſt, begangen zu werden, ſo werdet Ihr einen Zurükhaltungsgrund in der Furcht vor den Geſezen finden, die das Verbrechen beſtrafen. Alsdann mus man die jedem Menſchen eingepflanzte Selbſterhaltungsliebe erregen, um ſie den böſen Vorſäzen entgegenzuſtellen, wodurch ſich der Menſch den ſchärfſten Beſtrafungen, ja dem Tode ſelbſt ausſezen würde. Dieſer Hang zur Selbſterhaltung kan auch zur Zurükbringung der Wollüſtlinge dienen, die durch ihre zügelloſen Ausſchweifungen Geſundheit und Leben verpraſſen; ſo auch derer, die ſich vom Gachzorn übernehmen laſſen: denn man hat Beiſpiele, daß dergleichen Aufwallungen durch ihre heftige Erſchütterung epileptiſche Zufälle verurſacht haben.

Die Furcht vor übler Nachrede bringt faſt eben die Wirkungen hervor, die die Selbſterhaltungsliebe erzeugt. Wie viele Frauenzimmer haben nicht ihre Keuſchheit, die man ihnen zum Verdienſt anrechnet, dem Beſtreben zu danken, ihren guten Namen vor der Verläumdung in Sicherheit zu ſezen! Wie viele Männer haben ihre Uneigennüzigkeit nicht der Beſorgnis zu verdanken, für Betrüger und Böſewichter in der Welt zu gelten, wenn ſie anders handelten! Kurz die verſchiednen Triebfedern der Selbſtliebe geſchikt handhaben, und alle vortheilhafte Folgen guter Handlungen auf den zurükleiten, der deren Urheber iſt; das iſt das Mittel, aus dieſer Triebfeder des Guten und Böſen das Hauptwerkzeug zur Beförderung der Tugenden und Verdienſte zu machen.

Ich kan nicht umhin, hier zu unſrer Schande zu geſtehn, daß man in dieſem Jahrhunderte eine auſſerordentliche Kälte in Betref des Werks der Beſſerung des menſchlichen Herzens und der Sitten wahrnimt. Man ſagt und ſchreibt öffentlich, daß Moral ein eben ſo langweiliges als unnüzes Ding iſt; man behauptet, daß die Natur des Menſchen aus Gutem und Böſem zu-

ſammengeſezt ſei; daß man dies Weſen nicht umſchaffen könne, daß die ſtärkſten Gründe der Gewalt der Leidenſchaft weichen müsten, und daß man die Welt laſſen müſſe, wie ſie geht.

Wenn man es aber ſo mit dem Erdboden machte, ihn brach liegen lieſſe, ſo würd' er ohne Zweifel Diſteln und Dornen tragen, und nie würden ergiebige Aernten uns mit den ſo nüzlichen und zu unſrer Nahrung dienlichen Früchten verſorgen. Ich räume ein, daß ungeachtet aller auf die Sittenbeſſerung verwandten Aufmerkſamkeit ſtets Untugenden und Verbrechen auf der Welt im Schwange gehn werden; doch wird ihrer eine geringere Anzal ſein: und dadurch iſt ſchon viel gewonnen. Ueberdies wird man auch alsdann mehr gebeſſerte und entwikkelte Seelen antreffen, die ſich durch hervorragende Eigenſchaften auszeichnen werden.

Hat man nicht aus den Schulen der Philoſophen erhabne Seelen, beinahe göttliche Männer hervorgehn ſehn, welche die Tugend zum höchſten Grade der Vollkommenheit getrieben haben, die nur die Menſchheit erreichen kan? Die Namen

eines

eines Sokrates, Ariſtides, Kato, Brutus, Antonin, Markus Aurelius, werden in den Jahrbüchern des menſchlichen Geſchlechts ſo lange aufbehalten werden, als es noch tugendhafte Seelen in der Welt geben wird. Auch die Religion hat einige hervorragende Männer erzeugt, die ſich durch Menſchlichkeit und Wolthätigkeit ausgezeichnet haben. Darunter rechn' ich nicht jene ſchwarzgallichte und fanatiſche Kläusner, die in religiöſen Kerkern Tugenden vergruben, wodurch ſie ihren Nächſten nüzlich ſein konten, und der Geſellſchaft lieber zur Laſt fallen, als ihr dienen wolten.

Man müste demnach heut zu Tage dem Beiſpiel der Alten nachahmen, alle Aufmunterungen anwenden, die das menſchliche Geſchlecht beſſern können, das Studium der Moral in den Schulen allen andern Kentniſſen vorziehn, und ſie nach einer leichtern Methode vortragen. Vielleicht würde man dieſem Zwek um ein Groſſes näher kommen, wenn man Katechiſmen verfertigte, woraus die Kinder gleich in der frühſten Jugend lernen, daß die Tugend zu ihrer künftigen Glükſeeligkeit unumgänglich nothwendig iſt.

Ich wünſchte, daß die Philoſophen, anſtatt ſich mit eben ſo vorwizigen als fruchtloſen Unterſuchungen zu beſchäftigen, ihre Talente mehr der Moral widmeten, und zumal, daß ſie ihren Schülern durch ihren Wandel in allen Stükken ein gutes Beiſpiel gäben; dann würde man ſie mit Recht Lehrer der Menſchheit nennen können.

Die Gottesgelehrten ſolten ſich billig minder mit Erklärung unverſtändlicher Lehrſäze beſchäftigen, und zurükgekommen von der Wuth, Dinge beweiſen zu wollen, die uns als Geheimniſſe angekündigt werden, die höher ſind, denn die Vernunft, ſich mehr darauf legen, praktiſche Moral zu predigen; und anſtatt blumenreicher, geſchmükter Reden, ihren Vortrag nüzlich, ungekünſtelt, deutlich und den Fähigkeiten ihrer Gemeinde gemäs einrichten. Die Zuhörer ſchlummern ein, wenn ihnen zu hoch geſchraubte und ſpizfündige Betrachtungen vorgelegt werden, und bleiben nur wach, wenn von Dingen die Rede iſt, die ihren Vortheil betreffen; ſo daß man durch geſchikte und weisheitsvolle Redner die Selbſtliebe zur Führerin der Tugend machen könnte.

Neuere Beiſpiele, und zwar paſſend für die, welche man überreden will, könten mit beſtem Erfolge gebraucht werden; ſo wie man einen trägen Akkersmann unſtreitig dadurch zur beſſern Bearbeitung ſeines Feldes aufmuntern würde, daß man ihm ſeinen Nachbar zeigte, der durch ſeine unermüdete Thätigkeit reich geworden iſt, und ihm ſagte: es käme nur auf ihn an, zu eben dem Wolſtand zu gelangen. Doch müſſen die Muſter den Begriffen derer gemäs ſein, denen man ſie zur Nachahmung vorlegt; auch müſſen ſie aus ihrer Sphäre und nicht aus zu ungleichen Ständen genommen werden.

Die Siegszeichen des Miltiades ſtörten den Themiſtokles im Schlaf; wenn groſſe Beiſpiele auf die Alten ſo ſtarke Eindrükke machten, weshalb ſolten ſie in unſern Tagen mindere hervorbringen? Die Begierde nach Ruhm iſt ſchönen Seelen angeboren, man darf ſelbige nur aufblaſen, anſchüren; und Menſchen, die bisher ein Pflanzenleben führten, werden, durch dieſen glüklichen Trieb entflamt, Euch in Halbgötter verwandelt ſcheinen.

Iſt gleich die von mir vorgeſchlagne Methode zur Ausrottung der Laſter nicht hinreichend, ſo wird ſie doch meines Erachtens wenigſtens der Sittlichkeit einige Proſelyten verſchaffen und einige Tugenden erwekken, die ohne ihre Beihülfe in ewigem Schlummer würden gelegen haben. Schon dadurch geſchähe der menſchlichen Geſellſchaft ein Dienſt; und dies iſt der Endzwek gegenwärtiger Abhandlung geweſen.

Ueber

Ueber die

Erziehung.

Schreiben eines Genfers an Herrn **Burlamaqui**, Profeſſor zu Genf. 1770.

Nachdem ich Ihnen von alle dem ausführliche Nachricht gegeben, was die hieſige Regierung betrift, glaubt' ich Ihre Neugier hinlänglich befriedigt zu haben, allein ich habe mich geirrt. Sie finden die Materie noch nicht erſchöpft; ſehen die Erziehung der Jugend als einen der wichtigſten Gegenſtände einer guten Regierung an, und wollen wiſſen, was für Sorgfalt in dem Staate, worin ich mich jezt befinde, darauf verwandt wird. Dieſe Frage, die Sie nur in einem Paar Worten vortragen, wird Ihnen eine Antwort zuziehn, welche die gewöhnlichen Grenzen eines Briefes überſchreiten wird, weil ich mich deshalb nothwendig in weitläuftige Erörterungen einlaſſen mus.

Ich liebe es, dieſe vor unſern Augen emporblühende Jugend zu betrachten; dieſe künftige Generazion, die der Aufſicht des jezigen Ge-

ſchlechts anvertraut iſt; dieſen neuen Menſchen⸗ſtamm, der den jezt exiſtirenden zu erſezen auf dem Wege iſt; dieſe wiederauflebende Hofnung und Stärke des Staats, die, gut geleitet, deſſen Glanz und Ruhm auf ewig fortpflanzen wird.

Ich bin, wie Sie, der Meinung, daß ein weiſer Fürſt all' ſeinen Fleis und Nachdenken darauf wenden müſſe, brauchbare und tugendhaf⸗te Bürger in ſeinem Staate zu bilden. Ich habe ſchon vorlängſt die Erziehung der Jugend in den verſchiednen Staaten Europens unter⸗ſucht. Die Menge der groſſen Leute, die Grie⸗chenland und Rom hervorbrachten, hat mich für die Erziehungsart der Alten eingenommen und überzeugt, daß man durch Befolgung ihrer Me⸗thode eine Nazion bilden könte, geſitteter und tu⸗gendhafter als unſre heutigen Völker.

Die Erziehung des Adels im geſamten Euro⸗pa verdient ſicherlich durchgängigen Tadel. Hier zu Lande erhält der junge Kavalier die erſte Tink⸗tur der Wiſſenſchaften im älterlichen Hauſe, dann auf öffentlichen Schulen und Univerſitäten die zweite, und die dritte giebt er ſich ſelbſt, weil er zu zeitig ſein eigner Herr wird; und das iſt unter allen die ſchlimſte. Im väterlichen Hauſe

iſt die blinde Liebe der Aeltern der ſo nöthigen Beſtrafung der Kinder hinderlich; die Mütter zumal (im Vorbeigehn geſagt) ihren Mann ziemlich deſpotiſch regierend, kennen kein andres Grundgeſez der Erziehung, als ſchrankenloſe Nachſicht und Gelindigkeit. Man läst die Kinder in den Händen der Domeſtiken, die ihnen ſchmeicheln, und ſie durch Beibringung ſchädlicher Maximen verderben, die wegen des tiefen Eindruks, den ſie auf ein noch zartes Gehirn machen, nur zu gut bekleiben.

Ihre Mentors ſind gemeiniglich Kandidaten der Gottesgelahrtheit oder angehende Juriſten, ein Schlag Leute, der ſelbſt noch gezogen, geſittet gemacht zu werden äuſſerſt nöthig hätte. Unter dieſen geſchikten Lehrern lernt der junge Telemach ſeinen Katechiſmen, Latein, mit aller Gewalt etwas Erdbeſchreibung, und durch Uebung die Franzöſiſche Sprache. Vater und Mutter lächeln und klatſchen dem Meiſterſtükke Beifall zu, das ſie auf die Welt gebracht haben, und aus Beſorgnis, daß Aerger der Geſundheit dieſes Phönix ſchaden möge, unterſteht ſich niemand, ihm auch nur den mindeſten Verweis zu geben. Im zehnten oder zwölften Jahre wird der junge

Herr auf eine öffentliche Schule geſchikt, woran hier zu Lande kein Mangel iſt. Es giebt deren verſchiedne, als das Joachimsthalſche Gymnaſium, die neue Akademie zu Berlin, die Domſchule zu Magdeburg und Kloſterbergen bei Magdeburg, die mit geſchikten Lehrern beſezt ſind. Der einzige Vorwurf, den man ihnen vielleicht machen könte, wäre der: daß ſie einzig und allein damit beſchäftigt ſind, das Gedächtnis ihrer Zöglinge anzufüllen, daß ſie ſie nicht zum Selbſtdenken gewöhnen, ihre Urtheilskraft nicht zeitig genug üben, daß ſie die Bildung ihrer Seele und die Beibringung edler und tugendhafter Geſinnungen verabſäumen.

Kaum hat der junge Menſch die Schule im Rükken, fort iſt alles Erlernte aus ſeinem Gedächtniſſe, und da ſeine Abſicht nur geweſen iſt, ſeinem Lehrer ſeine Lektion auswendig herzuſagen, und da er nun deſſen nicht mehr bedarf, ſo werden die Spuren davon durch neue Ideen und durch Vergeſſenheit bei ihm vertilgt. Daß dieſe Zeit auf Schulen verloren gegangen iſt, liegt meines Erachtens mehr an den mangelhaften Erziehungsanſtalten, als am Leichtſin der Jugend. Weshalb macht man dem Schüler nicht begreiflich,

daß

daß die mit dem Studiren verknüpften Beſchwerlichkeiten zu ſeinem gröſten Vortheil gereichen werden? Weshalb übt man nicht ſeine Urtheilskraft, und zwar nicht durch bloſſe Erlernung der Vernunftlehre, ſondern dadurch, daß man ihn ſelbſt denken und urtheilen läst? Das wäre das Mittel, ihn einſehn zu machen, daß es ihm zuträglich iſt, das Erlernte nicht wieder zu vergeſſen.

Nach verfloſſenen Schuljahren ſchikken die Aeltern ihre Söhne entweder auf eine Univerſität, oder laſſen ſie Kriegesdienſte nehmen, oder verſchaffen ihnen Zivilbedienungen, oder verweiſen ſie auch auf ihre Güter. Die Univerſitäten Halle oder Frankfurt an der Oder, mit ſo guten Profeſſoren verſehn, als man jezt nur finden kan, werden von denjenigen bezogen, die ihre Studien zu mehrerer Vollkommenheit bringen wollen.

Schade, herzlich Schade, daß an dieſen Orten das Studium der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache nicht mehr ſo ſtark im Gange iſt, wie ehemals. Es ſcheint, daß dieſe guten Teutſchen vor der gründlichen Gelehrſamkeit einen Ekel bekommen haben, in deren Beſiz ſie ehedem waren, und jezt mit ſo wenigen Koſten, als nur möglich, Ruhm erwerben wollen. Sie haben

ben das Beiſpiel einer benachbarten Nazion vor ſich, die ſich begnügt, liebenswürdig zu ſein — und bald werden ſie blos in allem von der Oberfläche ſchöpfen.

Ehemals gereichte die Lebensart der Studenten auf Univerſitäten zu einem öffentlichen Aergerniſſe. Statt, daß dieſe Oerter ein Heiligthum der Muſen ſein ſollen, waren ſie vielmehr eine Schule der Laſter und der Ausgelaſſenheit; beſtallte Schläger trieben daſelbſt das Metje der Gladiatoren; die Jugend verbrachte daſelbſt ihre Zeit in Unordnung und Exzeſſen, lernte daſelbſt alles, was ſie nie hätte wiſſen ſollen, und wuste nichts von dem, was ſie hätte lernen ſollen. Dieſe Unordnungen gingen ſo weit, daß ſogar Studenten getödtet wurden.

Dies wekte die Regierung aus ihrer Schlafſucht, und es glükte ihrer Einſicht dieſe Ausgelaſſenheiten einzuſchränken, und alles dem Zwek der Stiftung gemäs einzurichten. Seit der Zeit können die Aeltern ihre Kinder mit dem zuverſichtlichen Vertrauen nach Univerſitäten ſchikken, daß ſie daſelbſt etwas lernen können und ſie dürfen wegen Verderbung ihrer Sitten nicht weiter beſorgt ſein.

Auſſer dieſem abgeſtellten Misbrauch giebt's aber noch mehrere, die einer gleichen Verbeſſerung bedürften. Der Eigennuz und die Trägheit der Profeſſoren ſind Schuld, daß die nüzlichen Kentniſſe ſich nicht ſo reichlich verbreiten können, als es zu wünſchen wäre; ſie begnügen ſich ihre Amtspflichten ſo leichtweg wie möglich zu erfüllen, leſen ihre Kollegia, und das iſt alles. Verlangen die Studenten Privatſtunden von ihnen, ſo fordern ſie dafür ein ſo übermäſſiges Honorarium, daß die Aermern eine öffentliche Anſtalt nicht benuzen können, die zum Unterricht und zur Belehrung aller derjenigen eingeführt iſt, die zur Erweitrung ihrer Kentniſſe dorthin kommen. Ein andrer Fehler iſt der: Die jungen Leute machen ihre Reden und Diſputationen nie ſelbſt, ſondern dies thut irgend ein Repetent, ſo daß ein Student ohne Talente, nur mit einigem Gedächtniſſe begabt, öfters mit wenigen Koſten Beifall erhalten kan.

Heist das nicht die Jugend zur Trägheit und zum Müſſiggang ermuntern, wenn man ihr ſelbſt Anleitung giebt, nichts zu thun? Ein junger Menſch mus zur Arbeitſamkeit angehalten werden; man laſſe ihn ſelbſt ſeine Aufſäze verferti-

gen, ſehe ſie ihm durch, laſſe ſie ihn umändern und gewöhne ihn durch öftres Umarbeiten an richtiges Denken und an die beſtimteſte Ausdrükkung ſeiner Gedanken. Sucht man hingegen, ſtatt dieſe Methode einzuſchlagen, blos das Gedächtnis der Jugend zu bereichern, ſo verroſtet ihre Urtheilskraft und man überladet ihre Köpfe mit einer Menge Kentniſſe, wovon ſie aus Mangel der nöthigen Unterſcheidungskraft keinen Gebrauch machen können.

Noch ein andrer Fehler iſt die ſchlechte Wahl der Bücher, worüber geleſen wird. In der Medizin iſt es billig mit dem Hippokrates und Galenus den Anfang zu machen, und der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft (wenn es anders eine iſt) bis auf unſre Zeiten zu folgen. Warum legt man aber nicht ſtatt der Schriften Hofmans, oder irgend eines andern dunklen Arzneigelehrten, die vortreflichen Werke eines Börhave zum Grunde, der es in Kentnis der Krankheiten und in der Heilkunde ſo weit gebracht zu haben ſcheint, als der menſchliche Verſtand nur immer reichen kan.

Die nämliche Bewandnis hat es mit der Aſtronomie und Meskunſt. Alle Syſteme, von dem

dem Ptolomäiſchen an bis zu dem Neutoniſchen herab durchzulaufen hat ſeinen Nuzen; doch ſtehen bleiben müſſen wir nur beim Leztern — ſo verlangt's die geſunde Vernunft — weil es das vollkommenſte und von Irrthümern befreiteſte iſt.

Halle beſas in den vorigen Zeiten einen groſſen Mann, gebildet zum Lehrer der Weltweisheit. Sie werden errathen, daß ich den Thomaſius meine, deſſen Methode die Profeſſoren nur annehmen und darnach unterweiſen dürften. Die Univerſitäten haben überdies die Philoſophie nicht ſo ſehr vom Roſte der Pedanterie gereinigt, als man ſich's vorſtellt. Man lehrt zwar nicht mehr die Quidditäten des Ariſtoteles noch die Univerſalien a parte rei; doctiſſimus, ſapientiſſimus Wolfius iſt aber zu unſern Zeiten in die Stelle dieſes alten ſcholaſtiſchen Helden getreten, und ſeit der Zeit haben die Formæ ſubſtantiales den Monaden und der vorherbeſtimmten Harmonie weichen müſſen, einem eben ſo abgeſchmakten und unverſtändlichen Syſteme, als das verabſchiedete war. Dieſen Galimathias und nicht mehr und nicht weniger beten die Profeſſoren nach, weil ſie ſich die Kunſtwörter davon bekant gemacht

macht haben, und weil es Brauch iſt, Wolſianer zu ſein.

Ich befand mich eines Tages mit einem ſolchen Philoſophen in Geſellſchaft, der auf ſeine Monaden äuſſerſt erpicht war. Ich unterſtand mich, ihn in aller Demuth zu fragen, ob er jemals einen Blick in Lockens Schriften gethan habe? Ich habe alles geleſen, erwiederte er mit Ungeſtüm. Ich weis, mein Herr, verſezte ich, daß Sie dafür bezahlt werden, daß Ihnen nichts unbekannt ſein darf; allein, was urtheilen Sie von dieſem Locke? Er iſt ein Engländer, antwortete er trokken. Wiewol er Engländer iſt, ſezt' ich hinzu, ſcheint er mir ſehr weiſe; er läst den Faden der Erfahrung nie aus der Hand, um durch die dunklen Irrgänge der Metaphyſik zu kommen; er iſt vorſichtig, verſtändlich — ein groſſes Verdienſt für einen Metaphyſiker — und ich glaube ſchlechterdings, daß er wohl Recht haben könte.

Bei dieſen Worten ſtieg Zornröthe in das Geſicht meines Profeſſors, eine ſehr unphiloſophiſche Entrüſtung äuſſerte ſich durch ſeine Blikke und Gebärden, und er behauptete gegen mich

mit

mit heftigerer Stimme als ſonſt: daß wie jedes Land ſeinen eignen Himmelsſtrich habe, auch jeder Staat ſeinen Nazionalphiloſophen haben müſſe. Dagegen verſezt' ich: die Wahrheit gehöre überall zu Hauſe, und es wäre daher zu wünſchen, daß ſie uns häufig zugeführt werden möchte, ſollte ſie gleich auf Univerſitäten für verbotne Waare erklärt werden.

Was übrigens die Meskunſt anlangt, ſo wird ſelbige in Teutſchland nicht ſo ſtark getrieben, als in den übrigen Europäiſchen Ländern. Man behauptet daher, die Teutſchen hätten keine geometriſchen Köpfe. Dies iſt zuverläſſig falſch; Leibniz und Kopernikus beweiſen das Gegentheil. Die wahre Urſach beſteht meines Erachtens darin, daß es dieſer Wiſſenſchaft an Aufmuntrung fehlt, und zumal an Profeſſoren, geſchikt genug ſie vorzutragen.

Ich komme jezt wieder zu dem jungen Adel zurük, den wir verlieſſen, wie er von Schulen und Akademien kam. Die Zeit iſt nun vorhanden, da die Aeltern entſcheiden müſſen, welche Partie ihre Kinder ergreifen ſollen; gemeiniglich entſcheidet der Zufall dieſe Wahl. Die meiſten dieſer jungen Herren ſcheuen den Soldatenſtand,

weil

weil er hier zu Lande eine wahre Sittenſchule iſt, weil den jungen Offiziren nichts überſehn wird, weil ſie zu einem verſtändigen, ordentlichen und anſtändigen Betragen angehalten werden, weil man ſie beſtändig in Obacht hat, weil ihre Vorgeſezten ihnen nie durch die Finger ſehn, weil ſie, wenn ſie unverbeſſerlich ſind, mag ihre Unterſtüzung auch noch ſo gros ſein, den Dienſt zu verlaſſen genöthigt ſind, und weil ſie alsdann keiner weitern Betrachtung gewürdigt werden.

Grade das iſt es, was ihnen zuwider iſt; denn ſie möchten gern unterm Schatten eines groſſen Namens ſich allen muthwilligen Launen ihrer Phantaſie und allen Ausſchweifungen überlaſſen; daher kömt's, daß ſo wenig Kinder aus den erſten Häuſern unter der Armee dienen. Das Kadettencorps hilft dieſem Mangel ab; dieſe Pflanzſchule iſt der Aufſicht eines Offiziers von groſſen Verdienſten anvertraut, der das gröste Glük ſeines Lebens darin findet, der Erziehung dieſer jungen Leute vorzuſtehn, ſie zu bilden, indem er ihre Seele emporhebt, ihnen tugendhafte Grundſäze einprägt, und ſich beſtrebt, ſie für ihr Vaterland brauchbar zu machen.

Da aber dieſe Anſtalt nur zum Behuf des dürftigen Adels iſt, ſo laſſen die erſten Häuſer ihre Kinder nicht bei dieſem Kohr eintreten. Haben die Aeltern ihren Sohn beim Finanzweſen oder bei der Juſtiz angebracht, ſo verlieren ſie ihn von dem Augenblik an ganz aus den Augen; er wird ſich ſelbſt überlaſſen, und der Zufall einzig und allein entſcheidet die Faltung, die er bekommen wird. Oefters wird auch nach zurükgelegten akademiſchen Jahren der junge Edelmann in ſeine Landgüter als Erbe eingeſezt, wo alles, was er ja etwa erlernt hat, ihm faſt ſo gut als unbrauchbar iſt.

Das alſo iſt überhaupt genommen der Weg, den man bei Erziehung der Jugend einzuſchlagen pflegt, und hier ſind die daraus entſpringenden üblen Folgen. Die Weichlichkeit dieſer erſten Erziehung macht die jungen Leute weibiſch, bequem, träg' und niederträchtig. Statt ihren Vorfahren, den alten Teutſchen, ähnlich zu ſein, ſollte man ſie für eine in dieſe Gegenden übergepflanzte Kolonie Sibariten halten. Sie ſtekken im Schlamme des Müſſiggangs und der Faulenzerei, glauben nur auf der Welt zu ſein, um in aller Frölichkeit und Bequemlichkeit zu leben, und

hal-

halten dafür, daß Leute ihres Gleichen der Pflicht, der Geſellſchaft nüzlich zu ſein, überhoben ſind. Daher jene Ausſchweifungen, Thorheiten und Schulden, worin ſie ſich ſtürzen; daher das üppige und verſchwendriſche Leben, das hier zu Lande ſo viele bemittelte Familien zu Grunde gerichtet hat.

Ich gebe zu, daß dieſe Fehler eben ſo wol vom Alter als von der Erziehung herrühren; räume ein, daß die Jugend, einige kleine Verſchiedenheiten ausgenommen, ſich überall ähnlich iſt, und geſtehe, daß in dieſem Alter, wo die Leidenſchaften am lebhafteſten ſind, die Vernunft nicht immer der ſtärkere Theil ſein kan. Gleichwol bin ich überzeugt, daß man mittelſt einer weiſen, männlichern und im Nothfall ſtrengeren Kinderzucht viele Familienkinder vom Rande des Abgrunds zurükziehn könte, in den ſie zu ſtürzen im Begrif ſind.

Ihre ausgelaſſene Lebensart zieht hier zu Lande um ſo wichtigere Folgen nach ſich, da hier das Recht der Erſtgeburt nicht ſo wie in Oeſterreich und den übrigen Kaiſerlichen Erblanden eingeführt iſt; und eine Familie darf nur einen einzigen übelgerathnen Sprösling haben, ſo kan ſie

in

in Verfall und in die elendſten Umſtände gerathen. So auffallende Beiſpiele, dächt' ich, ſolten billig die Aeltern bewegen, ihre Aufmerkſamkeit zu verdoppeln und mehr Sorgfalt auf die Erziehung zu verwenden, damit ihre Kinder einſt fähig ſind, den alten Glanz ihres Hauſes zu erhalten, ihrem Vaterlande nüzlich zu werden, und ſich einer perſönlichen Achtung würdig zu machen.

Man glaubt gemeiniglich für ſeine Kinder hinlänglich geſorgt zu haben, wenn man Reichthümer für ſie geſamlet, ſie auf eine oder die andre Art untergebracht, oder ihnen Aemter, Bedienungen verſchaft hat: dies iſt unſtreitig eine Sorgfalt, die wakkerer Aeltern würdig iſt; allein dabei mus man es nicht bewenden laſſen. Die Hauptſache iſt, ihnen gute Sitten zu geben, und ihre Urtheilskraft frühzeitig zu ſchärfen.

Schon oft hab' ich ihnen zurufen wollen: Ihr Hausväter, liebt Eure Kinder, dazu fordert man Euch auf; doch last Eure Liebe vernünftig ſein und auf ihr wahres Beſtes gerichtet! Betrachtet dieſe junge Geſchöpfe, die Ihr habt ſehn geboren werden, als ein heiliges Pfand, von der Vorſehung Euch anvertraut. Eure Vernunft

mus ihrem zarten Alter und ihren Schwachheiten zur Stüze dienen; Ihr kennt die Welt, ſie nicht; deshalb müſt Ihr ſie ſo bilden, wie ihr eigner Vortheil, das Wohl Eures Hauſes, und das Beſte der Geſellſchaft es erfordert. Beſſert ſonach, ich wiederhole es nochmals, ihre Sitten, präget ihnen tugendhafte Geſinnungen ein, erhöhet ihre Seele, führt ſie zur Arbeitſamkeit, bauet ſorgfältig ihren Verſtand an, lehret ſie über ihre Handlungen nachdenken, macht ſie weiſe, bedächtig, bringt ihnen Liebe zur Frugalität und Simplizität bei. Dann könt Ihr beim Sterben Eure Verlaſſenſchaft ihrer Geſittheit ſicher anvertrauen; ſie werden ſie gut verwalten, und Euer Geſchlecht wird ſich bei ſeinem alten Glanze erhalten: wo nicht, ſo wird die Zerſtreuung Eures Vermögens und die Unordnung gleich von dem Augenblik Eures Todes angehen, und ſoltet Ihr nach dreiſſig Jahren wieder aufſtehn, ſo würdet Ihr Eure ſchöne Beſizungen in fremden Händen finden.

Ich komme immer wieder auf die Geſeze der Griechen und Römer zurük. Meines Erachtens müste man nach ihrem Beiſpiele die Söhne vor dem ſechsundzwanzigſten Jahre nicht aus der väterli-

terlichen Gewalt laſſen, und die Väter müsten gewiſſermaaſſen für ihre Aufführung haften. Ohne Zweifel würde man alsdann die Jugend nicht der ſchädlichen Geſellſchaft des Geſindes überlaſſen, würde unfehlbar bei den für ſie zu auszuſuchenden Lehrern und Hofmeiſtern eine beſſere Wahl treffen, da man ihnen das Koſtbarſte anvertrauet, was man hat. Ohne Zweifel würde dann der Vater ſeinen Sohn ſelbſt in der Zucht haben, und ihn im Nothfall beſtrafen, um hervorkeimende Laſter ſofort zu erſtikken.

Dieſem allen füge man noch einige auf Schulen und Univerſitäten nothwendige Verbeſſerungen hinzu, damit nicht blos das Gedächtnis angefüllt, und die Hauptſache, die Uebung im Denken und Urtheilen, verabſäumt werde. Auch iſt es nöthig, daß die Aeltern nach verfloſſenen Schuljahren ein wachſames Aug' auf ihre Kinder haben, damit ſie nicht durch öftern Umgang mit ſchlechter Geſellſchaft verderbt werden, indem die erſten Beiſpiele, gut oder ſchlecht, ſo ſtarken Eindruk auf junge Leute machen, daß ihr Karakter oft unveränderlich darnach gebildet wird. Eine der gefährlichſten Klippen, wovor man ſie bewahren mus, weil daraus Mangel an Fleis und

Eifer, Hang zur Schwelgerei, zum Spiel und alle Arten Laſter entſtehn.

Die Pflichten der Väter erſtrekken ſich aber noch weiter: ich glaube ſie auch verpflichtet, die Talente ihrer Söhne gehörig und bei Zeiten zu prüfen, um ſie zu dem Stande zu beſtimmen, zu dem ſie von der Natur Beruf haben. Sie mögen ſich auch noch ſo viele Kentniſſe erwerben, ſo können ſie deren nie zuviel haben, was für eine Partie ſie auch ergreifen mögen. Der Soldatenſtand fordert ſehr ausgebreitete Kentniſſe, und nichts iſt lächerlicher und ungereimter, als die gewöhnliche Rede vieler Aeltern: Mein Sohn will nicht ſtudiren, zum Soldaten wird er aber noch immer gut genug ſein! Zum Musketier freilich, nicht aber zu einem Offizier, der ſich zu den höchſten Ehrenſtellen aufſchwingen kan; das einzige Ziel, wonach er ſtreben mus. Oft giebt auch die Ungeduld und die Hize der Aeltern zu einem andern Uebel Anlas: ſie verlangen nämlich für ihre Kinder ein zu ſchnelles Glük, wollen haben, daß ſelbige von der untern Staffel ſofort auf die erſten ſpringen ſollen, bevor ihnen das Alter dazu Fähigkeiten verliehen und ihren Verſtand gereift hat.

Eine

Eine erlauchte Geburt wird zwar bei der Juſtiz, dem Finanzweſen, dem Staatsdepartement und dem Militär geehret; es wäre aber gewis gänzlich um einen Staat gethan, wenn Geburt Verdienſten vorgehen ſollte; ein ſo irriger, ſo ungereimter Grundſaz, daß eine Regierung, die ſelbigen annähme, die traurigſten Folgen erleben würde. Damit nicht geſagt, daß es nicht Ausnahmen von der Regel und frühgereifte Köpfe geben ſollte, deren Verdienſte und Talente ihre Fürſprecher machen; nur wäre zu wünſchen, daß man dergleichen Beiſpiele häufiger anträfe. Kurz ich bin überzeugt, man kan aus den Menſchen machen, was man will.

Es iſt bekant, daß Griechen und Römer eine Menge groſſer Leute in allen Arten aufgeſtellt haben, und daß ſie dies der mänlichen Erziehungsart zu danken hatten, die durch ihre Geſeze war eingeführt worden. Sollten dieſe Beiſpiele zu verjährt ſcheinen, ſo dürfen wir uns nur der Arbeiten des Zaar Peter des Erſten erinnern, dem es gelang, eine ganz barbariſche Nazion zu poliziren. Weshalb ſolte man ſonach bei einem bereits geſitteten Volke einige Erziehungsfehler nicht verbeſſern können? Es iſt eine falſche Meinung,

nung, daß Künſte und Wiſſenſchaften die Sitten verweichlichen. Alles was den Geiſt heller, die Sphäre ſeiner Kentniſſe ausgedehnter macht, alles das hebt die Seele empor, ſtatt ſie herabzuwürdigen. Doch das iſt hier zu Lande gar nicht der Fall; vielmehr wäre zu wünſchen, daß die Wiſſenſchaften daſelbſt ſtärker geliebt würden! Die Schuld liegt einzig und allein an der fehlerhaften Erziehungsmethode. Man verbeſſere ſelbige und man wird gute Sitten, Tugenden und Talente wieder aufblühen ſehn.

Oft iſt mir bei dieſer weibiſchen Jugend eingefallen, was würde Herman ſagen, Germaniens tapfrer Vertheidiger, wenn er ſähe, wie ſehr die Nachkommen jener Sueven und Semionen abgeartet und herabgeſunken ſind. Ja, was würde der groſſe Kurfürſt Friedrich Wilhelm ſagen, er, der Anführer einer männlichen Nazion, der mit Männern aus ſeinen Staaten die Schweden jagte, die ſelbige verwüſteten! Wo ſind die zu ſeiner Zeit ſo berühmten Geſchlechter geblieben, und wie ſind ihre Abkömmlinge beſchaffen? Ja, was wird aus den heutzutage blühenden werden? Jeder, der Vater iſt, mus billig dergleichen Betrachtungen anſtellen, um ſich dadurch

zur

zur Erfüllung all' der Pflichten aufzumuntern, die er der Nachwelt ſchuldig iſt.

Ich komme jezt auf das weibliche Geſchlecht, das auf das männliche ſo mächtigen Einflus hat. Man unterſcheidet hier die Damen von einem gewiſſen Alter nach der ihnen zu Theil gewordnen vorzüglichen Erziehung von denen erſt in die groſſe Welt getretnen; jene beſizen Kentniſſe, Annehmlichkeiten des Geiſtes und eine immer anſtändige Munterkeit.

Dieſer Kontraſt war mir ſo auffallend, daß ich mich bei einem meiner Freunde nach der Urſach davon erkundigte. Vor Zeiten, gab er mir zur Antwort, waren einige talentvolle Frauen hier, die junge Perſonen von Stande zu ſich in die Koſt nahmen, und jedermann beeiferte ſich, ſeine Kinder bei ihnen unterzubringen. In dieſen Anſtalten ſind die Damen erzogen worden, denen Sie Beifall geben. Mit dem Tode ihrer Stifterinnen ſind dieſe Schulen eingegangen, und da der Abgang der Leztern nie erſezt worden iſt, ſo ſehn ſich die Aeltern genöthigt, ihre Kinder in ihren Häuſern zu erziehn.

Die meiſten Methoden, deren man ſich dabei bedient, ſind zu tadeln. Man giebt ſich keine Mühe, den Geiſt der jungen Mädchen anzubauen, ihnen Kentniſſe zu verſchaffen, ja man ſucht nicht einmal ihnen Empfindungen der Ehre und Tugend beizubringen. Die gewöhnliche Erziehung geht blos auf äuſſere Annehmlichkeiten, auf guten Anſtand, auf die Kunſt, ſich wohl zu kleiden. Rechnet man hierzu noch eine flüchtige Kentnis von Muſik, ſo viel Gelehrſamkeit, als ſich aus einigen Komödien und Romanen ſchöpfen läst, imgleichen Tanzen und Spielen, ſo hat man den ganzen Inbegrif aller Wiſſenſchaften des weiblichen Geſchlechts.

Ich geſteh' es Ihnen, ich erſtaunte, da ich Leute vom erſten Stande ihre Kinder wie Theaterfrauenzimmer erziehen ſahe; ſie ſcheinen die Blikke des Publikums zu erbetteln, ſind zufrieden, wenn ſie gefallen, und ſie ſtreben, wie es läst, nicht nach Hochachtung und Werthſchäzung. Denken denn dieſe Schönen gar nicht an ihre künftige Beſtimmung, an den Hausmutterſtand? Sollte nicht ihr ganzer Unterricht auf den Endzwek hingerichtet ſein? Sollte man ihnen nicht bei Zeiten Abſcheu vor allem einflöſſen,

was

was ſie entehrt, und ſie von den Vortheilen der Vernunft und Tugend zu überzeugen ſuchen, als welche allein nüzlich und dauernd ſind, dahingegen die der Schönheit ſchnell wegwelken? Sollte man ſie nicht geſchikt machen, ihre Kinder dereinſt zur Sittlichkeit anzuführen? Wie kan man dies aber von ihnen verlangen, wenn ſie ſelbſt keine haben, wenn Geſchmak an Müſſiggang, an Tändeleien, an Luxus, an Aufwand, ja wenn ſelbſt öffentliche Aergerniſſe ſie abhalten, den Ihrigen ein gutes Beiſpiel zu geben.

Ich kan nicht läugnen, die Nachläſſigkeit der Aeltern ſcheint mir ein unverzeihlicher Fehler; und ſtürzen ihre Kinder ſich in's Verderben, ſo ſind ſie einzig und allein daran Schuld. Man läst es den Zirkaſſiern hingehn, daß ſie ihre Töchter in allen Kunſtgriffen der Bulerei und Wolluſt abrichten, um ſie hernach um ſo theurer in das Serail zu Konſtantinopel zu verkaufen, weil ſie Barbaren ſind, weil ſie Sklavenhandel treiben. Daß aber in einem freien und geſitteten Staate der erſte Adel ſich nach dieſem Gebrauche zu richten ſcheint, und ſo wenig auf ſeine Ehre hält, daß er ſogar über den Schimpf wegſieht, den die Aufführung eines Mädchens ohne Sitten und

ohne Tugend ſeiner Familie nothwendig zuziehn mus, das iſt ein Betragen, das ihm die entfernteſte Nachwelt immer und ewig vorwerfen wird.

Doch betrachten wir die Sache näher! Die unordentliche Aufführung der Frauenzimmer iſt mehr aus dem müſſigen Leben, das ſie führen, als aus ihrem hizigen Temperamente herzuleiten. Zwei, drei Stunden vor dem Spiegel zubringen, um über ihre Reize zu ſinnen, zu klügeln, den ganzen Nachmittag mit Läſtern verbringen, dann ins Theater gehn, von da zum Spiel, von dieſem zur Tafel, und dann wieder zum Spiel; iſt ihnen da wol Zeit übrig, an ſich ſelbſt zu denken, und mus ſie bei dieſer weichlichen und müſſigen Lebensart die Langeweile nicht verleiten, zu einem Zeitvertreibe von andrer Art ihre Zuflucht zu nehmen, ſolt' es auch nur der Neuheit wegen ſein, und um eine andre Empfindung zu haben?

Die Menſchen beſchäftigen, heist ſie abhalten, laſterhaft zu werden. Das Landleben, einfach, ungeſchliffen und arbeitſam iſt weit unſchuldiger als das Leben, welches ein Schwarm Müſſiggänger in den groſſen Städten führt. Bei

den Feldherren iſt es eine alte Maxime, man mus die Soldaten beſchäftigen, damit ſie keine Unordnungen und Meutereien im Lager anrichten. Die Menſchen ſind ſich insgeſamt ähnlich. Iſt man nicht ſtumpfſinnig genug, die ſchaamloſe Aufführung ſeiner Anverwandten mit eben den Augen anzuſehn, wie ihr züchtiges und ſittſames Betragen, ſo mus man ſelbige lehren, ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Eine junge Dame kan ſich mit weiblichen Arbeiten, mit Muſik, ja ſelbſt mit dem Tanzen die Zeit vertreiben; vor allen Dingen aber mus man darauf bedacht ſein, ihren Geiſt zu bilden, ihr Geſchmak an guten Schriften beizubringen, ihre Urtheilskraft zu ſchärſen, ihren Verſtand durch das Leſen gründlicher Werke zu nähren. Sie mus ſich nicht ſchämen, die Haushaltungskunſt zu erlernen; weit beſſer, ſie führt die Wirthſchaftsrechnung und hält Küch' und Hausweſen in Ordnung, als daß ſie thörichterweiſe allenthalben Schulden macht, ohne daran zu denken, ihren Gläubigern wieder zu erſtatten, was die redlichen Herzen ihr längſt vorgeſchoſſen haben.

Ich mus Ihnen geſtehn, die Vorſtellung hat mich oft entrüſtet, daß die Verachtung gegen die

ſchönere Hälfte in Europa ſo weit getrieben wird, daß man alles ſogar verabſäumt, was ihren Verſtand vervollkomnen könte. Wir ſehn ſo viele Frauenzimmer, die den Männern in keinem Stükke nachgeben. Es giebt in unſerm Jahrhundert groſſe Prinzeſſinnen, die es ihrem Vorfahren bei weitem zuvorthun, es giebt — — — — Doch ich wag' es nicht, ſie zu nennen, aus Beſorgnis ihnen zu misfallen, wenn ich ihrer auſſerordentlichen Beſcheidenheit zu nahe träte, die ihre Tugenden und Talente noch mehr erhöht.

Bei einer männlichern, feſtern Erziehung würde dies Geſchlecht das unſrige übertreffen: es beſizt die Reize der Schönheit; ſollten die des Geiſtes ihm nicht vorziehbarer ſein? Doch zur Sache! Die Geſellſchaft kan nicht ohne rechtmäſſige Ehen beſtehn, weil ſie dadurch gleichſam erneuert und verewigt wird. Demnach mus man jene junge Pflanzen ſorgfältig warten, die man dazu aufzieht, der Stamm einer künftigen Nachkommenſchaft zu werden, damit einſt beide Geſchlechter die Pflichten der Hausväter und Hausmütter gleich gut erfüllen können. Verſtand, Wiz, Talente, Sittlichkeit und Tugend müſſen unzertrennt dieſer Erziehung zum Grunde dienen, damit

damit die auf ſolche Art erzogne Kinder die ihri-
gen wieder ſo erziehen können.

Und nichts auszulaſſen, was auf dieſe Materie Bezug hat, mus ich auch noch den Misbrauch der väterlichen Gewalt erwähnen, wodurch öfters die Töchter in das Joch einer unſchiklichen Ehe gezwungen werden. Der Vater zieht nur das Beſte ſeiner Familie dabei zu Rathe, folgt öfters bei der Wahl des Schwiegerſohns blos ſeiner Laune, oder fällt auf einen reichen Kauz, auf einen betagten Mann, oder ſonſt auf einen, der ihm anſteht. Er ruft ſeiner Tochter und ſagt zu ihr: Fräulein, ich bin Willens, Euch den Herrn von * * * zum Mann zu geben. Seufzend verſezt die Tochter: Wie Sie befehlen, Gnädiger Herr Vater.

Auf die Art ſind zwei Perſonen mit einander verbunden, deren Karakter, Neigungen und Sitten nicht im mindeſten übereinſtimmen. Von dem Augenblik an, da das unglükliche Band iſt geknüpft worden, ſchleicht ſich Zwieſpalt in die neue Haushaltung, und bald folgt ihr heftige Abneigung, Has und öffentliches Aergernis. Da haben wir nun zwei unglükliche Geſchöpfe, und

den

den groſſen Zwek der Ehe verfehlt. Der Herr und die Dame trennen ſich, zerſtreuen durch unordentliches Leben ihr Vermögen, ſinken in Verachtung und endlich ins äuſſerſte Elend.

Ich verehre ſo ſehr als irgend jemand, das väterliche Anſehn, lehne mich gar nicht dawider auf, doch wünſcht' ich, daß diejenigen es nicht misbrauchen möchten, die es in Händen haben. Sie ſollten ihre Kinder nicht zu Heuraten zwingen, wenn ſich zwiſchen den Karakteren und Jahren eine Art Antipathie findet; ſie können zwar für ſich ſelbſt eine Wahl treffen, wie ihnen gut dünkt, ſollten aber billig ihre Kinder darüber zu Rathe ziehn, wenn's auf eine Verbindung ankömmt, von der das Glük oder Unglük ihres ganzen Lebens abhängt. Werden gleich dadurch nicht durchgängig beſſere Ehen, ſo können ſich doch wenigſtens diejenigen nicht weiter entſchuldigen, die ihr unregelmäſſiges Betragen dem Zwange Schuld geben, welchen ihre Aeltern gegen ſie ausgeübt haben.

Dies ſind die Betrachtungen, die ich überhaupt über die Mängel der hieſigen Kinderzucht angeſtellt habe. Finden Sie, daß mich der

Eifer für das allgemeine Beſte zum Enthuſiaſten gemacht hat, ſo werd' ich ſtolz auf den Fehler ſein, den Sie mir vorwerfen. Wenn man viel von den Menſchen fordert, erhält man doch wenigſtens etwas.

Sie, mein Herr, haben eine zahlreiche Familie; weiſe und klug, wie ich Sie kenne, haben Sie über die Pflichten nachgedacht, die von Ihnen, als Vater, erfordert werden, und Sie werden in Ihren Gedanken den Keim derjenigen finden, die ich eben entwikkelt habe. In der groſſen Welt iſt man nie geſammeltes Geiſtes, begnügt ſich mit ſchwankenden Vorſtellungen, ſtellt noch weniger Betrachtungen an und folgt dem Schlendrian und der Tirannei der Mode, die ſich ſogar bis auf die Erziehung erſtrekt.

Sonach mus man ſich nicht wundern, wenn die Folgen den irrigen Grundſäzen entſprechen, nach denen man handelt. Mich verdriest es zu ſehn, wie viele Mühe man ſich unter dieſem rauhen Himmelsſtriche giebt, die Ananaſſe, Piſangs und andre ausländiſche Gewächſe fortzubringen, und wie wenig man ſich um das menſchliche Geſchlecht kümmert. Man ſage mir,

was

was man will, ſo iſt in meinen Augen der Menſch viel ſchäzbarer, als alle Ananaſſe der ganzen Welt. Er iſt die Pflanze, die wir anbauen müſſen, und die unſre ſorgfältigſte Pfleg' und Wartung verdient, weil ſie dem Vaterlande zur Zierd' und zum Ruhm gereicht.

Ich bin u. ſ. w.

Mora=

Moraliſcher

Dialog

zum

Behuf der adlichen Jugend.

1770.

Frage.

Was iſt die Tugend?

Antwort. Eine glükliche Neigung der Seele, die uns antreibt, die geſellſchaftlichen Pflichten zu unſrem eignen Beſten zu erfüllen.

Fr Worin beſtehn dieſe Pflichten?

Antw. In Unterwürfigkeit, in Erkentlichkeit gegen unſre Aeltern für die Bemühungen, die ſie mit unſrer Erziehung gehabt haben; in dem Beſtreben, ihnen nach Vermögen beizuſtehn, ihrem kraftloſen Alter durch zärtliche Anhänglichkeit eben die Dienſte zu leiſten, die ſie unſrer unvermögenden Kindheit geleiſtet haben. Natur und Blut erinnern uns an die Treu' und Anhänglichkeit, die wir unſren Geſchwiſtern ſchuldig ſind, als ſolchen, die einerlei Urſprung mit uns haben, und mit denen wir durch die unauflöslichſten Bande der Menſchheit verknüpft ſind.

Der Stand eines Vaters verpflichtet uns, unſre Kinder mit möglichſter Sorgfalt zu erziehen, beſonders auf ihre Erziehung und Sitten die genauſte Obacht zu haben, weil Tugend und Kentniſſe einen tauſendfach gröſſern Werth haben, als alle aufgethürmte Schäze, die wir ihnen hinterlaſſen können. Der Stand eines Bürgers verpflichtet uns, die Geſellſchaft überhaupt in Ehren zu halten, alle Menſchen als Geſchöpfe von einerlei Gattung zu betrachten, ſie als Gefährten, als Brüder anzuſehn, die uns die Natur gegeben hat, und gegen ſie ſo zu handeln, als wir wünſchen, daß ſie gegen uns handeln möchten. Als Mitglieder des Vaterlandes müſſen wir all' unſre Talente zu ſeinem Nuzen anwenden; müſſen es aufrichtig lieben, weil es unſre gemeinſchaftliche Mutter iſt, und ihm, wenn ſein Vortheil es fodert, unſer Gut und Blut aufopfern.

Fr. Dieſe Grundſäze ſind vortreflich! Jezt frägt ſich's aber: wie wollen Sie dieſe geſellſchaftlichen Pflichten mit Ihrem eignen Nuzen vereinigen? Wird Ihnen die kindliche Ehrerbietung und Unterwerfung gegen Ihre Aeltern nicht läſtig werden, wenn Sie ihrem Willen nachzugeben genöthigt ſind?

Antw. Sauer, ſehr ſauer wird mir unſtreitig zuweilen dieſer Gehorſam ankommen; doch kan ich gegen diejenigen erkentlich genug ſein, die mir das Leben gegeben haben? Und verlangt es nicht mein Intereſſe, daß ich durch mein Beiſpiel meine Kinder aufmuntre, mir nachzuahmen.

Fr. Dagegen läst ſich nichts einwenden, und ſo genug davon! Doch wie wollen Sie die Eintracht mit Ihren Geſchwiſtern erhalten, wenn, wie oft geſchieht, Familienſachen und Erbſchaftsſtreitigkeiten Zwiſt unter ihnen verurſachen?

Antw. Glauben Sie denn die Bande des Bluts nicht ſtark genug, einen vergänglichen Vortheil zu überwiegen? Hat unſer Vater ein Teſtament gemacht, ſo müſſen wir uns in ſeinen lezten Willen fügen; ſtirbt er ohne ſelbiges, ſo haben wir Geſeze, unſren Streit zu entſcheiden: ſonach kan mir nie ein beträchtlicher Nachtheil daraus erwachſen. Und wär' ich ja von grimmigem Neide und der Wuth der Schikane beſeſſen, ſollt' ich denn nicht ſoviel einſehn, wie leicht ſich unſer Erbgut verprozeſſiren läst? Mithin würd' ich lieber einen gütlichen Vergleich eingehn, und unſre Familie ſollte nicht durch Zwietracht zerrüttet werden.

Fr. Ich will glauben, daß Sie dazu weiſe genug ſind; allein Ihre Geſchwiſter können Irrungen in der Familie veranlaſſen, können ſich ſchlecht gegen Sie betragen, Ihnen nichts gönnen, unanſtändig von Ihnen ſprechen, Ihnen Verdrüslichkeiten zuziehn, ja vielleicht gar an Ihrem Untergange arbeiten. Wie wollten Sie alsdann die Strenge Ihrer Pflicht mit den Vortheilen Ihres Glüks vereinigen?

Antw. Sobald ich die erſten Regungen des Unwillens über ein ſolches Betragen werde unterdrükt haben, werd' ich mir eine Ehre daraus machen, lieber der Beleidigte als der Beleidiger zu ſein; werde ſodann mit ihnen reden, ihnen ſagen, daß ich das Blut meiner Aeltern in ihnen verehrte, daß ich unmöglich gegen ſie als gegen erklärte Feinde handeln könte, daß ich aber alle Vorſicht brauchen würde, jeden Schaden abzuwehren, den ſie mir zufügen könten. Vielleicht brächte dies grosmüthige Verfahren ſie zur Vernunft; wo nicht, ſo hätt' ich doch immer den Troſt, mir keine Vorwürfe machen zu dürfen, und da ein ſolches Betragen den Beifall der Weiſen erhalten mus, würd' ich mich ſatſam belohnt finden.

Fr. Wozu würd' Ihnen dieſe Grosmuth dienen?

Antw. Das zu erhalten, was mir das Koſtbarſte auf der Welt iſt: unbeſcholtnen Ruf, worauf ich meine ganze Glükſeeligkeit gründe.

Fr. Was finden Sie für ein Glük in der Meinung, die die Menſchen von Ihnen hegen?

Antw. Nicht auf die Meinung andrer Menſchen gründ' ich mein Glük, ſondern in der unausſprechlichen Zufriedenheit, die ich empfinde, eines vernünftigen, gütigen und wolthätigen Weſens würdig zu ſein.

Fr. Sie ſagten zuvor, wenn Sie Kinder hätten, würden Sie mehr darauf bedacht ſein, ihnen Tugenden als Reichthümer zu hinterlaſſen; weshalb ſind Sie ſo wenig darauf bedacht, ſelbige in vermögende Umſtände zu ſezen.

Antw. Weil Reichthümer an und für ſich keinen Werth haben, und weil ſie ſelbigen nur durch den guten Gebrauch erhalten, den man von ihnen macht. Bau' ich nun die Talente meiner Kinder an, bilde ich ſie ſittlich, ſo werden ihre perſönliche Verdienſte ihr Glük machen. Wacht' ich dagegen über ihre Erziehung nicht, ſo wür-

den ſie die Güter, die ich ihnen hinterlieſſe, ſo gros ſie auch ſein möchten, in Kurzem verſchwendet haben. Ueberdies wünſche ich, daß man an meinen Kindern Karakter, Herz, Talente und Keatniſſe, nicht aber ihre Reichthümer ſchäze.

Fr. Der Geſellſchaft mus dies allerdings ſehr vortheilhaft ſein, wie aber Ihnen?

Antw. Mir gleichfals. Meine wolgezognen Kinder werden der Troſt meines Alters ſein, werden weder meinen, noch ihrer Voraltern Namen durch ein ſchlechtes Betragen entehren; und da ſie weiſe und klug ſind, wird das Wenige, was ich ihnen hinterlaſſen kan, mit Hülfe ihrer Talente, zureichen, auf eine anſtändige Art ihren Unterhalt zu finden.

Fr. Sonach glauben Sie nicht, daß edle Abkunft und berühmte Vorfahren die Enkel der Mühe überheben können, eigne Verdienſte zu haben?

Antw. Nicht im geringſten. Dies iſt vielmehr eine Anſpornung, ſie zu übertreffen, weil nichts ſchändlicher iſt, als ſeinen Stamm ausarten zu laſſen. In dem Fall dient der Glanz der Ahnen nicht ſo wol zur Verherrlichung ihrer Nach-

Nachkommen als vielmehr ihre Schande in das helliſte Licht zu ſtellen.

Fr. Ich mus mir ebenfals eine Erläuterung über das ausbitten, was Sie vorhin in Betref der geſellſchaftlichen Pflichten erwähnten. Man müſſe, ſagten Sie, andern nichts thun, was man nicht wolle, daß ſie uns thun ſollen. Sehr unbeſtimt geſagt! Ich wünſchte, Sie detaljirten mir, was Sie hierunter verſtehn.

Antw. Keine ſchwere Aufgabe! Ich darf weiter nichts durchgehn als, was mir Vergnügen oder Misvergnügen verurſacht. Fürs Erſte würd' es mich verdrieſſen, wenn man mir mein Eigenthum entwendete; ſonach mus ich niemanden das Seinige entziehn. Zweitens würd' es mir endloſen Kummer machen, wenn man meine Gattin verführte; mithin mus ich nicht das Ehebette eines andern beflekken. Fürs Dritte ſind mir alle diejenigen, die ich wortbrüchig oder meineidig gegen mich finde, ein Gräuel; mithin mus ich Wort und Schwur unverbrüchlich halten. Viertens verabſcheu' ich diejenigen, die mich in üble Nachrede bringen; mithin mus ich niemanden verleumden. Fünftens hat keine Privatperſon ein Recht über mein Leben; folglich hab' ich

auch keins über irgend eines andern. Sechstens erregen diejenigen meinen Unwillen, die mir mit Undank lohnen, wie ſolt' ich ſonach gegen meine Woltháter undankbar ſein können? Fürs Siebente, werd' ich die Ruhe eines andern nicht ſtören, wenn ich ſie ſelbſt liebe. Fürs Achte werd' ich, woſern ich mich in meinen Bedürfniſſen gern beigeſtanden ſehe, meinen Beiſtand denen nicht verſagen, die darum anſuchen, weil ich weis, was für ein Vergnügen es iſt, eine wolthätige Seele, ein dienſtwilliges Geſchöpf zu finden, das die Drangſale der Menſchheit mitempfindend den Unglüklichen beiſteht, ſie vertheidigt und rettet.

Fr. Das alles thun Sie, wie ich ſehe, für die Geſellſchaft, was kömmt Ihnen aber dafür zu Gute?

Antw. Die ſüſſe Befriedigung mich ſo zu finden, wie ich zu ſein wünſche: würdig, Freunde zu haben, würdig der Achtung meiner Mitbürger und würdig meines eignen Beifalls.

Fr. Werden Sie bei einem ſolchen Betragen nicht all' Ihre Leidenſchaften aufopfern müſſen?

Antw.

Antw. Nur nicht den Zügel werd' ich ihnen ſchieſſen laſſen; und ſteur' ich ihnen, ſo geſchieht's zu meinem eignen Vortheil, zur Aufrechthaltung der Geſeze, welche den Schwachen gegen die Gewaltthätigkeiten des Stärkern ſchüzen, zur Behauptung meines guten Rufs und wegen Vermeidung der Strafe, welche dieſe Geſeze den Uebertretern auflegen.

Fr. Freilich beſtrafen die Geſeze die öffentlichen Verbrechen; allein wie viele ſchlechte Handlungen entgehen nicht, in Nacht und Nebel gehüllt, dem durchdringenden Auge der Gerechtigkeit? Warum wollen Sie nicht auch einer von jenen glüklichen Verbrechern ſein, die ihrer Verbrechen ungeſtraft genieſſen können? Wenn ſich Ihnen nun heimlicherweiſe eine Gelegenheit anböte, ſich zu bereichern, würden Sie ſie aus der Hand laſſen?

Antw. Gewis nicht, wenn die Mittel dazu unſchuldig wären; im gegenſeitigen Fall aber würd' ich ſofort darauf Verzicht thun.

Fr. Weshalb?

Antw. Weil das Allerverborgenſte an's Tageslicht kömmt, weil die Zeit früh' oder ſpät

die

die Wahrheit entdekt. Mit Zittern und Beben würd' ich unredlich erworbne Güter beſizen und mein Leben in der grauſamen Erwartung des Augenbliks zubringen, der meine Schande aufdekken und mich auf ewig der Welt als einen moraliſchſchlechten Menſchen bekant machen würde.

Fr. Indes iſt die Moral der groſſen Welt gar nicht ſo ſtrenge; und wollte man unterſuchen, mit wie vielem Fug jeder ſeine Güter beſäſſe, was für Ungerechtigkeiten, was für Betrügereien, was für Treuloſigkeiten würde man nicht entdekken! Sollten dieſe Beiſpiele Sie nicht zur Nachfolge reizen?

Antw. Seufzen könten ſie mich nur machen über die Verkehrtheit der Menſchen. Und ſo wenig ein Buklichter oder Blinder mir Luſt macht, ihn zu meinem Vorbilde zu nemen, eben ſo wenig halt' ich es einer tugendhaften Seele für anſtändig, wenn ſie ſich ſo weit herabwürdigt und das Laſter zu ihrem Modell wählt.

Fr. Inzwiſchen giebt's Laſter, die verborgen bleiben.

Antw. Zugegeben; doch deshalb ſind die Verbrecher um nichts glüklicher. Sie werden, wie ich ſchon geſagt habe, von der Furcht entdekt zu

wer-

werden und den heftigſten Gewiſſensbiſſen gepei-
nigt; ſie fühlen, daß ſie die Rolle der Betrüger
ſpielen, daß ſie ihre Bubenſtükke mit der Larve
der Tugend bedekken; ihr Herz ſtößt die unrecht-
mäſſige Hochachtung von ſich, die man für ſie
hegt, und ſie verdammen ſich insgeheim ſelbſt zu
der äuſſerſten Verachtung, die ſie verdienen.

Fr. Ich möchte wol wiſſen, ob Sie dieſe
Betrachtungen anſtellen würden, wenn Sie in
dem Falle wären.

Antw. Wie könt' ich die Stimme der Reue
und des ſtrafenden Gewiſſens erſtikken? Dies
Gewiſſen iſt wie ein heller Spiegel; wenn unſre
Leidenſchaften unempört ſind, zeigt er uns all'
unſre Häslichkeiten. Ich habe mich darin un-
ſchuldig geſehn, und ſollte mich nun darin ſtraf-
bar erblikken? Sollte ich mich in meinen eignen
Augen zu einem Gegenſtand des Abſcheus ma-
chen? Nein, nimmermehr werd' ich mich freiwil-
lig dieſer Erniedrigung, dieſem Schmerz, dieſer
Marter ausſezen.

Fr. Gleichwol giebts Erpreſſungen und Be-
raubungen, die der Krieg zu billigen ſcheint.

Antw. Krieg iſt ein Metje für Leute von
Ehre, wenn Bürger ihr Leben zum Dienſt ihres

Va-

Vaterlandes wagen; ſobald ſich aber niedriger Eigennuz darein miſcht, artet dies edle Metje in Straſſenräuberei aus.

Fr. Nun dann, wenn Sie nicht eigennüzig ſind, ſo ſind Sie vielleicht ehrgeizig; Sie werden Sich emporſchwingen, Ihres Gleichen beherrſchen wollen.

Antw. Ich mache zwiſchen Ehrgeiz und Wetteifer einen Unterſchied. Die erſte Leidenſchaft verleitet oft auf Abwege, und grenzt nah' an das Laſter; Wetteifer aber iſt eine Tugend, der man nachſtreben mus. Sie treibt uns an, ohne Misgunſt unſre Mitwerber dadurch zu übertreffen, daß wir beſſer als ſie unſre Pflichten erfüllen; ſie iſt die Seele der ſchönſten, ſowol bürgerlichen als kriegriſchen Handlungen; ſie will glänzen, will aber ihren Glanz nur allein der Tugend und überlegnern Talenten zu danken haben.

Fr. Wenn aber ein übler Dienſt, den ich jemanden erwieſe, ein Mittel wäre, zu einem hohen Poſten zu gelangen, würden Sie dieſen Weg nicht kürzer finden?

Antw. Der Poſten, ich geb' es zu, könte mich reizen; indeſſen möcht' ich doch nie ein Meuchelmörder werden, um ihn zu erhalten.

Fr.

Fr. Was nennen Sie ein Meuchelmörder werden?

Antw. Einen Menſchen tödten iſt für den Ermordeten ein kleinres Uebel, als ihm ſeinen guten Namen rauben. Ob ich ihn mit Dolch oder Zunge meuchelmorde, kömmt auf Eins.

Fr. Verläumden würden Sie alſo niemanden, ſeh' ich wol; umbringen aber könten Sie doch wol vielleicht jemand, ohne Mörder zu ſein. Nicht daß ich Sie fähig hielte, einen Mord bei kaltem Blute zu begehn, ſondern es könte ſich der Fall eräugen, daß einer Ihres Gleichen ſich für Ihren Feind erklärte, und Sie verfolgte, daß ein Ungeſchlifner Sie beleidigte und beſchimpfte, ſo daß Sie der Zorn hinriſſe, und die Süſſigkeit der Rache Sie zu irgend einer gewaltſamen That verleitete.

Antw. Das ſollte freilich nicht ſein; allein ich bin ein Menſch: geboren zu heftigen Leidenſchaften, werd' ich unfehlbar einen harten Kampf auszuſtehn haben, die erſten Bewegungen des Zorns zu bezwingen; gleichwol ſollt' ich ſie von Rechtswegen überwinden. Den Geſezen allein gebührt es, Beleidigungen zu rächen, die Privatperſonen wiederfahren; kein einzelnes Mitglied

der

der Geſellſchaft hat die Befugnis, die zu beſtraſen, die es ſchimpflich beleidigen; ſollte aber zum Unglük die erſte Aufwallung meine Vernunft übermeiſtern, ſo würde meine Reue darüber nur mit meinem Leben aufhören.

Fr. Wie wollten Sie aber, wären Sie Soldat, dies Betragen mit dem reimen, was das Point d'honneur einem Manne von Stande vorſchreibt? Sie wiſſen, daß unglüklicherweiſe in allen Ländern die Geſeze der Ehre den bürgerlichen Geſezen ſchnurſtraks entgegen ſind.

Antw. Ich würd' eine kluge und regelmäſſige Aufführung zu beobachten ſuchen, um keine Händel zu veranlaſſen; machte man mir aber welche, ganz ohne mein Verſchulden, ſo würd' ich der eingeführten Gewohnheit zu folgen gezwungen ſein, und meine Händ' in Unſchuld waſchen, was auch daraus herkommen möchte.

Fr. Weil wir beim Point d'honneur ſind, ſo erklären Sie mir doch, worin ſelbiges nach Ihrer Meinung beſteht.

Antw. In Vermeidung alles deſſen, was uns verächtlich machen kan, und in Anwendung aller erlaubten Mittel zur Vermehrung eines guten Namens.

Fr.

Fr. Was macht einen Menſchen verächtlich?

Antw. Schwelgen, Faullenzen, Albernheit, Unwiſſenheit, Feigheit, ſchlechte Lebensart und alle Laſter.

Fr. Was erwirbt uns einen guten Namen?

Antw. Rechtſchaffenheit, Redlichkeit, Kentniſſe, angeſtrengter Fleis, Wachſamkeit, Tapferkeit, edle bürgerliche und kriegriſche Handlungen, mit Einem Worte, alles, was einen Menſchen über die menſchlichen Schwachheiten emporhebt.

Fr Aus Gelegenheit der menſchlichen Schwachheiten — Sie ſind jung und in einem Alter, worin die Leidenſchaften am ſtürmiſchſten ſind — Widerſtehn ſie gleich der Habſucht, dem ſchrankloſen Ehrgeize, der Rachgier, ſo dünkt mich, ſeh' ich Sie den Reizungen eines zaubriſchen Geſchlechts unterliegen, das auf die einnehmendſte Weiſe verwundet und die vergifteten Pfeile ſo tief ins Herz drükt, daß die Vernunft dadurch zu Boden geſtrekt wird. Ah! wie beklag' ich zum voraus den Mann, deſſen Frau Sie dereinſt unterjochen wird. Was meinen Sie hierzu?

Antw. Ich geſteh' es: ich bin jung, bin ein gebrechliches Geſchöpf; denn ich bin Menſch. Indeſſen

deſſen kenn' ich meine Pflichten, und mich dünkt, ein junger Menſch kan ohne die Ruhe der Familien zu ſtören und ohne Gewaltthätigkeiten zu verüben, durch unſchuldigere Mittel ſeine Leidenſchaften ſtillen.

Fr. Ich verſtehe Sie. Sie ſpielen auf die Rede des Porcius Kato an, der einen jungen Patrizier von einer Tochter der Freude kommen ſah und ausrief: So recht! das gefällt mir! Auf die Art wirſt Du die Ruhe der Familien nicht ſtören. Indes iſt dies Hülfsmittel erſtaunenden Unbequemlichkeiten und vielen verdrüslichen Folgen ausgeſezt, und ein Verführer unverehlichter Frauenzimmer — — — —

Antw. Verführen werd' ich keine, weil ich weder jemanden betrügen, noch weil ich meineidig werden will. Betrug gehört für den Ehrloſen, Meineid für den Böſewicht.

Fr. Wenn aber Ihr Vortheil es heiſcht?

Antw. Ein Vortheil würde auf die Art dem andern entgegenſtehn; denn halt' ich mein Wort nicht, ſo darf ich mich nicht beklagen, wenn man mir's auch nicht hält; und ſpiel' ich mit Eiden, ſo kan ich mich auf keines andern Eid verlaſſen.

Fr.

Fr. Inzwiſchen werden Sie Sich andern Zufällen ausſezen, wenn Sie Kato's Vorſchrift befolgen.

Antw. Jeder Menſch, der ſich ſeinen Leidenſchaften überläst, iſt ein verlorner Menſch. Ich habe mir zur Lebensregel vorgeſchrieben: Gebrauche, aber misbrauche nie.

Fr. Sehr weiſe! Sind Sie aber ſicher, dieſe Regel nie zu überſchreiten?

Antw. Die Liebe zur Selbſterhaltung nöthigt mich, für meine Geſundheit zu wachen. Ich weis, daß ſie durch nichts mehr geſchwächt wird, als durch Unmäſſigkeit in der Liebe; ſonach mus ich auf meiner Hut ſein, um meine Kräfte nicht zu erſchöpfen, und mir keine beſchwerliche Krankheiten auf den Hals zu ziehn, die meine blühende Jugend welkend, ſiech und elend machen würden. Ich hätte mir dann den grauſamen Vorwurf zu machen, daß ich ein Selbſtmörder geweſen; zieht mich alſo der Reiz der Wolluſt von der einen Seite an ſich, ſo hält der Reiz der Selbſterhaltung mich von der andern zurük.

Fr. Dagegen hab' ich nichts einzuwenden. Doch wenn Sie ſo ſtreng gegen Sich Selbſt ſind, werden Sie gegen andre unfehlbar hart ſein.

Antw. Ich bin nicht ſtreng gegen mich ſelbſt, ſondern nur klug; verſage mir nur Dinge, die meiner Geſundheit, meinem guten Namen und meiner Ehre nachtheilig ſind; und weit entfernt, unempfindlich zu ſein, hab' ich vielmehr herzliches Mitleid mit allen Unfällen, die meines Gleichen betreffen: ja ich laſſ' es dabei nicht bewenden, ſondern ſuche ihnen beizuſtehn, ihnen alle Dienſte zu leiſten, die von mir abhängen, entweder dadurch, daß ich ihnen in ihrer Dürftigkeit mit meinem Vermögen helfe, oder bei verwirrten Umſtänden ihnen guten Rath ertheile, ihre Unſchuld an das Tagslicht bringe, wenn ſie ſind verleumdet worden, oder aber bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit ſie kräftigſt empfehle.

Fr. Wenn Sie viel Almoſen austheilen, müſſen Sie nothwendig Ihre Kapitalien erſchöpfen.

Antw. Ich gebe nach meinem Vermögen. Es iſt dies ein Kapital, das durch das empfindliche Vergnügen, das man genieſt, wenn man

einen

einen Unglüklichen ſein Elend erleichtert, hundertfältige Zinſen trägt.

Fr. Man wagt aber noch weit mehr, wenn man ſich zum Vertheidiger der Unterdrükten aufwirft.

Antw. Soll ich die Unſchuld verfolgt ſehn, ohn' ihr beizuſtehn? Wiſſen, daß eine Anklage falſch iſt, zum Zeugen dawider dienen können, und dennoch die Wahrheit verhehlen, die ich an's Licht bringen kan? Soll ich aus Unempfindlichkeit oder Schwachheit allen Pflichten des rechtſchafnen Mannes entſagen?

Fr. Inzwiſchen iſt es doch nach dem Laufe der Welt nicht allemal gut, die Wahrheit zu ſagen.

Antw. Gemeiniglich macht die rauhe Art, mit der man ſie ſagt, ſelbige verhaßt; trägt man ſie aber mit Beſcheidenheit und ohne Geräuſch vor, ſo wird ſie ſelten üble Aufnahme finden. Kurz, ich fühle, daß ich Beiſtand und Vertheidigung bedarf; von wem kan ich nun dergleichen Dienſte erwarten, wenn ich ſie nicht ſelbſt leiſte?

Fr. Wenn man den Menſchen dient, ſo verbindet man gemeiniglich Undankbare. Was werden

den Sie alſo von allen Ihren Bemühungen haben?

Antw. Es iſt ſchön, Undankbare zu machen; ehrlos aber, in deren Liſte zu gehören.

Fr. Erkentlichkeit iſt eine ſehr drükkende, öfters unerträgliche Laſt; einer Wohlthat kan man ſich nie entledigen. Finden Sie's nicht hart, ſelbige zeitlebens zu tragen?

Antw. Nein; denn ſie ſtellt mir unaufhörlich die ſchönen Handlungen meiner Freunde vor Augen. Die Erinnerung an ihr edles Betragen iſt bei mir von langer Dauer; nur in Anſehung der Beleidigungen hab' ich ein kurzes Gedächtnis. Ohne Erkentlichkeit giebt's keine Tugend; ſie iſt die Seele der Freundſchaft, dieſer ſüſſeſten Beruhigung unſers Lebens; ſie iſt es, die uns an unſre Angehörigen, an unſer Vaterland, an unſre Woltháter knüpft. Nein, ich werde die Geſellſchaft nie vergeſſen, in deren Schoos ich geboren bin, die Bruſt, die mich geſäugt, den Vater, der mich erzogen, den Weiſen, der mich unterrichtet, den Mund, der mich vertheidigt, den Arm, der mich geſchüzt hat.

Fr. Ich räum' es ein, die Dienſte, die man Ihnen geleiſtet hat, ſind Ihnen nüzlich geweſen;

was für Vortheil aber haben Sie von der Dankbarkeit?

Antw. Den grösten unter allen, den: mir Freunde in der Noth aufzuſparen, durch meine Erkentlichkeit mir den Beiſtand wolthätiger Herzen zu verdienen, wenn ich deſſen benöthigt bin, weil kein Menſch der Hülfe andrer entbehren kan, und ſich folglich deren würdig machen mus; endlich, weil die Welt die Undankbaren verabſcheut, ſie als Störer der ſanfteſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft anſieht, welche alle Freundſchaften gefährlich, alle Dienſtleiſtungen denen nachtheilig machen, die ſie erzeigen; weil ſie mit Einem Worte Gutes mit Böſem vergelten. Man mus ein unempfindliches, verkehrtes, grundböſes Herz haben, um undankbar zu ſein. Solt' ich einer ſo ſchwarzen Handlung fähig ſein? Mich der Geſellſchaft ehrliebender Leute unwürdig machen? Wider den geheimen Naturtrieb handeln, der mir aus dem Innerſten des Herzens zuruft: Sei nicht geringer, denn Deine Wolthäter, leiſte ihnen, wo möglich, die Dienſte hundertfach, die Du von ihrer Grosmuth erhalten haſt? — — Ha! eher mag der Tod meinem Leben ein Ende machen, eh' ich es

durch ſolche Schandthaten beflekke. Soll ich froh und vergnügt leben, ſo mus ich mit mir ſelbſt zufrieden ſein, ſo mus ich, wenn ich Abends meine Handlungen durchlaufe, etwas finden, das meiner Eigenliebe ſchmeichelt, und nicht, was ſie herabſezt. Je mehr Spuren von Gerechtigkeit, Grosmuth, Dankbarkeit, je mehr Spuren einer edlen, groſſen Seele ich bei mir antreffe, je zufriedner bin ich mit mir.

Fr Allein Sie erſtrekken dieſe Erkentlichkeit ſogar bis aufs Vaterland, was ſind Sie dem ſchuldig?

Antw. Alles; meine geringen Talente, meine ſorgfältigſten Bemühungen, meine Liebe, mein Leben.

Fr. Es iſt dem nicht ohne, daß die Liebe zum Vaterlande in Griechenland, ſo wie in Rom, die ſchönſten Handlungen hervorgebracht hat. Mittelſt dieſes Grundſazes und ſo lange Lykurgs Geſeze beobachtet wurden, erhielt ſich Sparta bei ſeiner Oberherrſchaft. Es war eine Folge dieſer unverlezlichen Anhänglichkeit an ihr Vaterland, daß die Römiſche Republik ſich zur Beherſcherin der Welt machte. Doch wie wollen

Sie

Sie Ihren Nuzen mit des Vaterlands ſeinem vereinigen?

Antw. Gar leicht kan ich das, weil jede ſchöne That ihre Belohnung bei ſich führt. Was ich an meinem Nuzen aufopfre, das gewinn' ich an meiner Ehre wieder; und das Vaterland ſieht ſich überdies als eine gute Mutter genöthigt, die Dienſte zu vergelten, die man ihm erzeigt.

Fr. Und worin beſtehn dieſe Dienſte?

Antw. Sie laſſen ſich nicht alle herzählen. Man kan ſeinem Vaterlande nüzlich ſein, wenn man ſeine Kinder nach den Grundſäzen guter Bürger und biedrer Männer erzieht; wenn man den Akkerbau auf ſeinen Ländereien verbeſſert, nach Billigkeit und Recht die Gerechtigkeit handhabt, die öffentlichen Gelder uneigennüzig verwaltet, ſein Jahrhundert durch ſeine Tugenden und Einſichten in Flor und Anſehn zu bringen ſucht, wenn man blos aus Gefühl für Ehre den Kriegesſtand wählt, wenn man der Weichlichkeit zu Gunſten des Fleiſſes und der Thätigkeit, dem Eigennuz zu Gunſten des guten Namens, dem Leben zu Gunſten des Nachruhms entſagt; wenn man ſich all' die Kentniſſe erwirbt, die zu dieſer

ſchweren Kunſt gehören, um das Beſte des Vaterlandes mit Gefahr ſeines Lebens zu vertheidigen. Das ſind meine Pflichten.

Fr. Das heist ſich viel Sorg' und Mühe aufladen.

Antw Das Vaterland ſtöst die Bürger von ſich, die ihm unbrauchbar ſind; ſie ſind ihm eine läſtige Bürde. Durch einen ſtillſchweigenden Vertrag mus jedes Mitglied der Geſellſchaft etwas zum Beſten der groſſen Familie beitragen, die den Staat ausmacht, und ſo wie man in Baumſchulen die untragbaren Aeſte ausſchneidet, eben ſo verwirft man die Schwelger jeglicher Art, die Müſſiggänger und die ganze Brut unbeſchäftigter und mehrentheils verderbter Leute, die ſich in ſich verſchlieſſen, und zufrieden, Nuzen von der Geſellſchaft zu ziehn, zu deren Beſtem nicht das Mindeſte beitragen. Was mich anlangt, ſo wünſcht' ich, wenn's anginge, noch über meine Schuldigkeit hinauszugehn. Ein edler Weteifer ſpornt mich, groſſe Beiſpiele nachzuahmen. Weshalb urtheilen Sie ſo ſchlecht von mir, mich der Tugenden unfähig zu halten, wozu uns andre Menſchen die Muſter hin-

ter-

terlaſſen haben? Bin ich nicht mit gleichen ſinnlichen Werkzeugen verſehn? Hab' ich nicht ein Herz gleicher Empfindungen fähig? Soll ich mein Zeitalter beſchimpfen, und durch ein niederträchtiges Betragen zu dem Argwohn Anlas geben, daß unſre Generazion ganz abgeartet ſei, nichts mehr von den Tugenden ihrer Ahnen habe? Und über dies alles bin ich nicht ſterblich? Weis ich, wenn meine Laufbahn geendet ſein wird? Und Tod gegen Tod gerechnet, iſt es nicht beſſer, daß mein lezter Augenblik mich mit Ruhm krönt, und meinen Namen bis ans Ende der Zeiten verherrlicht, als wenn ich erblaſſe, nachdem ich ein geſchäftloſes, dunkles Leben geführt habe, und ein Raub von Krankheiten geweſen bin, grauſamer als die Pfeile des Feindes und daß ich alsdann das Andenken an mich, an meine Handlungen und an meinen Namen mit mir zugleich im Grabe verſcharre? Ich will, daß man mich verdienterweiſe kent, ich will tugendhaft ſein, meinem Vaterlande dienen, und im Tempel des Ruhms ein kleines Pläzchen einnehmen.

Fr. Und werden es auch, wenn Sie ſo denken. Plato hat geſagt: die lezte Leidenſchaft

des

des Weiſen ſei die Liebe zum Ruhm. Ich bin höchlich erfreut, ſo gute Geſinnungen bei Ihnen wahrzunehmen. Sie wiſſen, daß die wahre Glükſeeligkeit des Menſchen in der Tugend beſteht. Beharren Sie bei dieſen edlen Geſinnungen, und es wird Ihnen weder an Freunden bei ihrem Leben noch an Ruhm nach Ihrem Tode fehlen.

Von

Von
dem Nuzen
der
Wiſſenſchaften und Künſte
in einem Staate.

Rede,

gehalten in einer auſſerordentlichen und öffentlichen Verſamlung der Königlich Preuſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, im Beiſein Ihrer Majeſtät der verwittweten Königin von Schweden.

Montags den 27ſten Jänner 1772.

Leute von weniger Aufklärung oder weniger Aufrichtigkeit haben es gewagt, ſich für Feinde der Wiſſenſchaften und Künſte zu erklären: hat es ihnen nun frei geſtanden, das zu verläſtern, was der Menſchheit am meiſten Ehre macht, um wie viel mehr mus es erlaubt ſein, ſolches zu vertheidigen. Dies iſt ſogar Pflicht für alle die, welche die Geſellſchaft lieben, und mit dankbarem Herzen erkennen, was ſie den Wiſſenſchaften ſchuldig ſind.

Oft machen zum Unglük Paradoxen mehr Eindruk auf das Publikum als Wahrheiten: alsdann mus man ſelbiges aus dem Irrthum ziehn, und die Urheber ſolcher Träumereien nicht mit Schmähungen, ſondern mit tüchtigen Gründen eintreiben. Ich ſchäme mich in dieſer Akademie zu ſagen, daß man ſo kek geweſen iſt, die Frage aufzuwerfen: ob die Wiſſenſchaften der Geſellſchaft

nüz-

nüzlich oder ſchädlich ſind; eine Sache, woran niemand mehr zweifeln ſollte. Haben wir Vorzüge vor den Thieren, ſo iſt dies gewis nicht durch die Fähigkeiten des Körpers, ſondern durch den ausgebreiteten Geiſt, den uns die Natur gegeben; und was den Menſchen vom Menſchen unterſcheidet, iſt blos ſein Genie und ſeine Kentniſſe. Woher käme denn der unendliche Abſtand zwiſchen einem polizirten und einem barbariſchen Volke anders, als daher, daß das eine aufgeklärt iſt, und das andre in Verthierung und Stupidität vegetirt?

Die Nazionen, die dieſes Vorzugs genieſſen, ſind gegen diejenigen dankbar geweſen, die ihnen ſelbigen verſchaft haben. Daher der groſſe und gebührende Ruf, den jene Erleuchter der Welt genieſſen, jene Weiſen, die durch ihre gelehrte Arbeiten ihre Landsleute und ihr Jahrhundert aufgeklärt haben.

An und für ſich ſelbſt iſt der Menſch wenig; er wird mit mehr oder weniger entwikkelbaren Fähigkeiten geboren; man mus ſie aber bearbeiten, ſeine Kentniſſe müſſen ſich vermehren, wenn ſich ſeine Begriffe erweitern ſollen. Sein Gedächtnis mus ſich anfüllen, damit dies Magazin

der

der Einbildungskraft Stof giebt, woran ſie ſich üben kan, und die Urtheilskraft mus ſich verfeinern, um unter ſeinen eignen Produkten Auswahl treffen zu können. Der gröste Kopf ohne Kentniſſe iſt ein roher Diamant, der nur erſt durch die Hände eines geſchikten Steinſchneiders Werth erhält. Wie mancher gute Kopf geht ſonach für die Geſellſchaft verloren! Und wie viele groſſe Männer in allen Fächern erſtikten entweder durch Unwiſſenheit oder durch den abſchäzigen Stand, worin ſie das Schikſal geſezt hatte, in ihrem Keime!

Das wahre Wohl, der wahre Nuzen und der Glanz eines Staats erfordern mithin, daß ſeine Einwohner ſo viel nur möglich unterrichtet und aufgeklärt ſind, um in allen Fächern eine Anzahl geſchikter Männer zu haben, fähig den verſchiednen Aemtern geſchikt vorzuſtehn, die ihnen müſſen anvertraut werden.

Diejenigen, die durch das Ungefähr der Geburt in einer Lage ſind, den unendlichen Nachtheil nicht ſchäzen zu können, welchen alle Europäiſche Regierungen (mehr oder weniger) durch die Fehler leiden, woran Unwiſſenheit Schuld iſt, werden viele jener daraus entſtehenden, unangeneh-

genehmen Folgen ſo lebhaft nicht empfinden, als wenn ſie davon Augenzeugen geweſen wären. Man könte eine Menge ſolcher Beiſpiele anführen, wenn die Abſicht und der Umfang dieſer Rede uns nicht gewiſſe Grenzen ſezte.

Die Trägheit, der es ekelt, ſich zu unterrichten; die ſtolze Unwiſſenheit, die auf alles Anſprüche macht und zu allem unfähig iſt, über dieſe hätte jener Beſeſſene — ich weis nicht mehr, wer er war — ſeine höniſchen Anzüglichkeiten ausſchütten können, der nichts denn jämmerliche Paradoxen vorbringend, zu behaupten wagte: die Wiſſenſchaften wären ſchädlich, ſie nur allein hätten die Laſter verfeinert und die Sitten verderbt. Dergleichen Unwahrheiten ſpringen in die Augen; und ſo ſcheinbar man ſie auch vorträgt, ſo bleibt es doch ausgemacht, daß durch den Anbau des Geiſtes ſelbiger gebeſſert, nicht verſchlimmert wird. Was verdirbt eigentlich die Sitten? Böſe Beiſpiele; und ſo wie epidemiſche Krankheiten in ſehr groſſen Städten gröſſere Verwüſtungen als auf kleinen Dörfern anrichten, ſo greift auch die Seuche des Laſters in ſehr volkreichen Städten weit mehr um ſich, als auf dem platten Lande, wo tagtägliche Arbeit und ein

ein-

eingezogners Leben die Sitten in ihrer Unreinigkeit erhalten.

Es hat Afterpolitiker gegeben, die in dem engen Kreiſe ihrer Ideen eingeſchloſſen, ohne auf den Grund der Sachen zu gehn, geglaubt haben, es ſei leichter eine unwiſſende und dumme Nazion zu beherrſchen, als eine aufgeklärte. Warlich ein ſehr bündiges Räſonnement, da indeſſen die Erfahrung beweist, daß je mehr ein Volk ſich in der Thierheit befindet, je eigenſinniger und hartnäkkiger es iſt; und es hält unendlich ſchwerer, ſeinen Starrſinn zu beſiegen, als ein Volk polizirt genug Vernunft anzunehmen, zu nicht unbilligen Dingen zu bewegen. Was für ein herrliches Land das wäre, wo die Talente ewig erſtikt blieben, und nur ein einziger Menſch ſich befände, minder begränzten Geiſtes, als die übrigen. Ein ſolcher Staat mit Ignoranten bevölkert, würde dem verlornen Paradieſe aus dem erſten Buche Moſis gleichen, das nur von Thieren bewohnt war.

Wiewol es nicht nöthig iſt, dieſem erlauchten Auditorium und dieſer Akademie zu beweiſen, daß die Künſt' und Wiſſenſchaften den Völkern, die ſie beſizen, eben ſo vielen Nuzen als Ruhm

verſchaffen, ſo wird es doch vielleicht nicht ganz unnüz ſein, einige minder aufgeklärte Perſonen davon zu überführen, um ſie zum voraus vor den Eindrükken zu bewahren, die niedrige Sophiſten auf ihren Geiſt machen könten. Man vergleiche doch nur einen Kanadiſchen Wilden mit einem Bürger aus einem polizirten Europäiſchen Lande, und aller Vortheil wird auf der Seite des Leztern ſein! Wie kan man die rohe, plumpe Natur der vervollkomneten vorziehn? Den Mangel an Erhaltungsmitteln einem Leben voller Gemächlichkeiten? Die Grobheit der Geſchliffenheit? Die Sicherheit der Beſizthümer, die man unterm Schuz der Geſeze geniest, dem Rechte des Stärkern und den Räubereien, welche den Glüksſtand der Familien gänzlich vernichten.

Die Geſellſchaft, wenn ſie einen Staatskörper ausmacht, ſo kan ſie weder Künſte noch Wiſſenſchaften entbehren. Das Nivelliren und die Hydraulik ſichern die längſt den Flüſſen gelegnen Gegenden vor Austretungen und Ueberſchwemmungen: ohne dieſe Künſte würden ſich fruchtbare Ebnen in ungeſunde Moräſte verwandeln, und einer Menge Familien ihren Unterhalt rauben. Bei höhergelegnen Ländern mus man

zur

zur Abmeſſung und Vertheilung der Felder noth⸗wendig einen Landmeſſer haben. Die phyſiſchen Kentniſſe, deren Richtigkeit durch die Erfahrung klar am Tage lieget, tragen zur Vervollkom⸗nung des Akkerbaus und zumal der Gärtnerei bei. Die Botanik, die ſich mit dem Studium der Kräuter beſchäftigt, und die Chemie, welche die Geiſter aus ſelbigen zu ziehn weis, dienen wenigſtens in unſern Krankheiten zur Verſtär⸗kung unſrer Hofnung, wenn auch ihre Eigen⸗ſchaften die Kraft nicht haben, uns zu heilen. Die Anatomie führt und leitet die Hand der Wundärzte in jenen ſchmerzhaften aber nothwen⸗digen Operationen, welche einen Theil unſers Körpers auf Koſten des ſchadhaften Theils retten.

Die Mechanik dient zu allem. Sollen Laſten aufgehoben und fortgeſchaft werden, ſo iſt ſie es, die ſelbige fortbewegt. Sollen aus den Einge⸗weiden der Erde Metalle zu Tage gefördert wer⸗den, ſo troknet ſie durch ſinnreiche Maſchinen die Schachte aus, und befreiet den Bergmann von dem Ueberflus des Waſſers, das ſeine Arbeiten verhindern oder gar verderben würde. Müſſen Waſſermühlen gebaut werden, um das uns be⸗kanteſte und nothwendigſte Nahrungsmittel zu

zermahlen? So iſt es die Mechanik, die ſelbige vervollkomnet. Sie iſt es, die dem Handwerker ſeine Arbeiten erleichtert, indem ſie die verſchiedenartigen Stühle verbeſſert, worauf er arbeitet. Alles, was Maſchine iſt, gehört in ihren Bezirk, und wie viel braucht man deren nicht in allen Gewerben? Die Schifsbaukunſt iſt vielleicht eine der grösten Anſtrengungen der menſchlichen Einbildungskraft: allein, wie viel Kentniſſe mus nicht der Steuermann beſizen, um ein Schif zu regieren, und Wellen und Stürmen zu trozen. Er mus Aſtronomie ſtudirt haben, mus gute Seekarten, genaue Kentnis in der Geographie und in der Rechenkunſt beſizen, um die Strekke zu wiſſen, die er hinter ſich gelegt hat und den Ort, wo er ſich jezt befindet; dazu werden ihm inskünftige die Pendulubren helfen können, die man kürzlich in England zur Vollkommenheit gebracht hat.

Künſt' und Wiſſenſchaften bieten einander die Hände; ihnen haben wir alles zu verdanken; ſie ſind die Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts. Der Grosſtädter geniest ſie, ohne daß ſeine ſtolze Weichlichkeit weis, was für Nachtwachen und Arbeiten es koſtet, ſeine Bedürfniſſe anzuſchaffen,

und

und ſeinen oft wunderlichen Geſchmak zu befriedigen.

Der Krieg, oft nothwendig, oft aber aus zu groſſem Leichtſinn unternommen, was für Kentniſſe erfordert er nicht! Die einzige Entdekkung des Pulvers hat deſſen Methode dermaaſſen verändert, daß die grösten Helden des Alterthums, wenn ſie wieder auf die Welt zurükkehren könten, genöthigt ſein würden, ſich mit unſern neuen Entdekkungen bekant zu machen, um ihren ſo rechtmäſſigerweiſe erworbnen Ruhm aufrecht zu erhalten. In den neuern Zeiten mus ein Krieger Geometrie, Befeſtigungskunſt, Hydraulik, Mechanik ſtudiren, um Schanzen anzulegen, künſtliche Ueberſchwemmungen zu bewirken, die Stärke des Pulvers zu kennen, die Bombenwürfe zu berechnen, die Wirkungen der Minen zu dirigiren, und die Fortſchaffung der Kriegsmaſchinen zu erleichtern. Die Lagerkunſt und Taktik mus er gründlich verſtehn, und auch das Mechaniſche der Waffenübungen; von den Terräns und der Geographie mus er genaue Kentnis haben, und ſeine Plane im Felde müſſen einer geometriſchen Demonſtration gleichen, wiewol er nur auf die Kunſt der Mutmaaſſung eingeſchränkt

 iſt.

iſt. Sein Gedächtnis mus mit der Geſchichte aller vorhergehenden Kriege angefüllt ſein, damit ſeine Einbildungskraft aus ſelbiger frei, wie aus einer reichhaltigen Quelle, ſchöpfen kan.

Doch ſind die Generale nicht allein verbunden, zu den Archiven der vergangnen Zeiten ihre Zuflucht zu nehmen: Magiſtratsperſonen, Rechtsgelehrte können ihrer Pflicht nicht Gnüge leiſten, wenn ſie den Theil der Geſchichte nicht recht gründlich ſtudirt haben, welcher die Geſezgebung betrift. Sie müſſen ſich nicht nur mit dem Geiſt der Geſeze ihres Landes genau bekant gemacht haben, ſondern auch die Geſeze andrer Völker und die Anläſſe zu deren Einführung oder Abſchaffung wiſſen.

Selbſt diejenigen, die an der Spize der Nazionen ſtehn, und die, welche unter ihnen die Regierung verwalten, können des Studiums der Geſchichte nicht entbehren. Sie iſt ihr Breviarium; ein Gemälde, das ihnen die feinſten Nüanzen der Karaktere, die Handlungen der Mächtigen, ihre Tugenden, ihre Laſter, ihre glüklich und unglüklich abgelaufnen Unternehmungen und ihre Hülfsquellen darſtellt. In der vaterländiſchen Geſchichte, die ihre Aufmerkſamkeit hauptſächlich

auf

auf ſich ziehn mus, finden ſie den Urſprung der guten und böſen Einrichtungen und Anſtalten, und eine Kette aneinanderhangender Begebenheiten, die ſie bis auf die jezige Zeit führt; ſie finden die Urſachen darin, welche die Völker vereinigt, und die, welche dieſe Bande zerriſſen haben; Beiſpiele zum Befolgen und Beiſpiele zum Vermeiden.

Doch was für ein reichhaltiger Stof zu Betrachtungen für einen Fürſten, wenn er die Menge Regenten, die ihm die Geſchichte darſtellt, die Muſtrung paſſiren läst! Nothwendig befinden ſich unter dieſer groſſen Anzal einige von ſeinem Karakter, oder deren Handlungen wenigſtens mit den ſeinigen einige Aehnlichkeit haben; und in dem Urtheil, das die Nachwelt von ihnen gefällt hat, ſieht er wie in einem Spiegel den ihn erwartenden Ausſpruch, wenn durch ſeine gänzliche Zerſtäubung die Furcht verſchwunden ſein wird, die er einflöst.

Sind die Geſchichtſchreiber die Lehrer der Staatsmänner, ſo ſind die Dialektiker die gewaltigen Zernichter der Irrthümer und des Aberglaubens geweſen; ſie haben die Schimären heiliger und unheiliger Scharlatans beſtritten und zer-

nichtet. Ohne ſie brächten wir vielleicht noch, wie unſre Ahnen, fantaſtiſchen Göttern menſchliche Opfer; beteten das Gemächte unſrer Hände an, müsten blindweg glauben, dürften uns nicht erkühnen zu denken, würden vielleicht noch nicht unſre Vernunft bei einer Materie gebrauchen dürfen, die für unſre Beſtimmung die wichtigſte iſt; würden vielleicht, wie unſre Väter, Freipäſſe ins Paradies und Indulte für die Laſter mit Gold aufwägend uns kaufen; ohne ſie würden die Wolluſtlinge ihr Vermögen zu Grunde richten, um nicht ins Fegfeuer zu kommen, würden wir noch Scheiterhaufen errichten, um zu verbrennen, wer nicht unſrer Meinung wäre; würde die Nothwendigkeit tugendhafter Handlungen durch eitle Kunſtgriffe erſezt werden, und würden geſchorne Betrüger uns im Namen der Gottheit zur Begehung der ſchreklichſten Miſſethaten verleiten. Wenn noch zum Theil Fanatismus vorhanden iſt, ſo kan man dies theils den tiefen Wurzeln beimeſſen, die er in den Zeiten der Unwiſſenheit gefast hat, theils dem Eigennuz gewiſſer ſchwarz, weis, grau, braun, oder ſchäkkig gekleideter Geſellſchaften, welche dies Uebel wieder aufwekken, und deſſen Anfälle verdoppeln, um das Anſehn nicht zu verlieren, worin ſie beim Pöbel noch ſtehen.

Die

Die Dialektik, müſſen wir zwar zugeben, iſt nicht für den Horizont des gemeinen Mannes; dieſer zahlreiche Theil des menſchlichen Geſchlechts wird die Augen immer zulezt aufthun, und wiewol in allen Ländern der Aberglauben bei ihm heilig aufbewahrt wird, ſo iſt demungeachtet nicht minder wahr, daß man es dahin gebracht hat, ihn über Hexen, Beſeſſene, Adepten und dergleichen kindiſche Ungereimtheiten mehr aus dem Irrthum zu ziehn.

Dieſe Vortheile haben wir dem genauprüfendern Studium der Natur zu danken. Die Phyſik hat ſich mit Analyſis und Erfahrung vergeſellſchaftet: man hat das leuchtendſte Licht über die Finſterniſſe verbreitet, welche dem gelehrten Alterthum ſo viele Wahrheiten verbargen, und wiewol wir zu der Kentnis der erſten geheimen Grundurſachen nicht kommen können, die der groſſe Geometer ſich allein vorbehalten hat, ſo haben demungeachtet ſich mächtige Genies gefunden, welche die ewigen Geſeze der Schwere und der Bewegung entdekt haben; ein Kanzler Bacon, der Vorläufer der neuen Philoſophie, oder beſſer geſagt, der Errather und Vorherverkündiger der Fortſchritte in derſelben, hat den Ritter Neuton auf die Bahn ſeiner wunder-

vollen

vollen Entdekkungen gebracht. Seit der Zeit hat man die Luft gewogen *); die Himmel ausgemeſſen; den Gang der himmliſchen Kôrper mit unendlicher Genauigkeit ausgerechnet **); man hat die Sonnen- und Mondfinſterniſſe vorher verkündigt, eine unbekante Eigenſchaft der Materie, die elektriſche Kraft, entdekt, deren Wirkungen die Einbildungskraft in Erſtaunen ſezen; und unſtreitig wird man in Kurzem die Rükkehr der Kometen ſo vorherſagen, wie die Sonnen- und Mondfinſterniſſe. Bereits dem gelehrten Bayle haben wir die Benehmung des Schrekkens zu verdanken, den jenes Phänomen ehmals den Unwiſſenden verurſachte. Geſtehn wir nur: ſo ſehr uns die Schwäche unſres Standes demüthigt, ſo ſehr heben die Arbeiten dieſer groſſen Männer unſren Muth und machen uns die Würde unſres Weſens empfinden!

Schelme und Betrüger können ſich ſonach nur einzig und allein dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaften entgegenſezen, ſich alle Mühe geben, ſie zu verſchreien, weil ſie die einzigen ſind, denen die Wiſſenſchaften Schaden zufügen.

In

*) Toricelli. **) Neuton.

In dem philoſophiſchen Jahrhunderte, worin wir leben, hat man nicht nur die höhern Wiſſenſchaften herunterſezen, verächtlich machen wollen, ſondern es haben ſich ſogar Perſonen gefunden, übellauniſch genug, oder vielmehr, entblösst genug von Gefühl und Geſchmak, um ſich für Feinde der ſchönen Wiſſenſchaften zu erklären. Nach ihrer Meinung iſt ein Redner ein Menſch, der ſich beſtrebt mehr zierlich zu reden, als richtig zu denken; ein Dichter, ein Thor, der mit Sylbenmeſſen die Zeit vertändelt; ein Geſchichtſchreiber, ein Zuſammenſtopler von Lügen; Leute, die ſich mit deren Leſung beſchäftigen, verderben ihre Zeit, und diejenigen, die ſie bewundern, ſind ſchwache Köpfe. Sie möchten gern die Fiktionen der Alten, jene ſinnreichen und allegoriſchen Fabeln verbannen, die ſo viele Wahrheiten enthalten. Sie wollen nicht begreifen, daß, wenn Amphion durch die Töne ſeiner Leier Thebens Mauern erbaute, das ſo viel ſagen will, daß die Künſte die Sitten der wilden Menſchen gemildert und den Urſprung der Geſellſchaft veranlast haben.

Man mus ein ſehr hartes Herz haben, wenn man das menſchliche Geſchlecht des Troſtes und des Beiſtandes berauben will, den es aus den

ſchönen

ſchönen Wiſſenſchaften wider die mannichfaltigen Bitterkeiten des Lebens ſchöpfen kan! Man befreie uns von unſern Widerwärtigkeiten oder erlaube uns ſelbige zu lindern. Nicht ich will dieſen ſchwarzgallichten Feinden der ſchönen Wiſſenſchaften Antwort geben, ſondern jener philoſophiſche Konſul, der Vater des Vaterlandes und der Beredſamkeit ſoll es ſtatt meiner. „Die Wiſſen„ſchaften, ſagt er *), nähren die Jugend und „vergnügen das Alter; ſie ſind eine Zierde im „Glük, und eine Zuflucht und Troſt im Unglük; „ſie ergözen uns zu Hauſe und hindern uns in „der Fremde nicht; ſie übernachten mit uns und „begleiten uns auf Reiſen und aufs Land. Ge„ſezt aber, wir wären nicht im Stande ſie zu „erlernen; geſezt, wir könten ihren Reiz nicht „empfinden: ſo ſollten wir ſie doch bewundern, „wenn wir ſie an andern wahrnehmen.“

Daß doch all' die eifrigen Deklamirer gegen ſelbige das in Ehren halten lernten, was ſo ehrwürdig iſt, und ſtatt ihres Tadels gegen eben ſo anſtändige als nüzliche Beſchäftigungen vielmehr ihre Galle über den Müſſiggang ausſchütteten, den Vater aller Laſter! Wären Wiſſenſchaften und Künſte der Geſellſchaft nicht unumgänglich noth-

*) Oratio pro Archia.

nothwendig; brächt' es nicht Nuzen, Vergnügen und Ruhm ſie zu treiben, wie hätte Griechenland den unſre Augen noch blendenden Glanz in jenen merkwürdigen Zeiten von ſich geben können, da es einen Sokrates, Plato, Ariſtoteles, Alexander, Perikles, Thucydides, Euripides und Xenophon hatte? Altägliche Thatſachen verlöſchen aus dem Gedächtniſſe; allein die Handlungen, die Entdekkungen und Fortſchritte groſſer Männer bewirken haftende Eindrükke.

Eben ſo war's bei den Römern. Ihr ſchönes Jahrhundert war das, wo der ſtoiſche Kato mit der Freiheit zugleich ſtarb, wo Cicero den Verres niederdonnerte, wo er ſein Buch von den Pflichten, wo er die Tuſkulaniſchen Unterſuchungen und ſein unſterbliches Werk von der Natur der Götter ſchrieb; wo Varro ſeine Origines und ſein Gedicht über den bürgerlichen Krieg verfertigte; wo Cäſar durch ſeine Mild' und Huld das vergeſſen machte, was ſein Thronraub Gehäſſiges hatte; wo Virgil ſeine Aeneide rezitirte; wo Horaz ſeine Oden ſang; wo Titus Livius der Nachwelt die Geſchichte all' der groſſen Männer überlieferte, welche die Republik berühmt gemacht hatten. Ein jeder frage ſich:

in welcher Zeit entweder zu Athen oder zu Rom er wol hätte geboren ſein mögen: ohne Zweifel wird er dieſe glänzende Epoken wählen.

Eine fürchterliche Barbarei folgte auf dieſe glorreiche Zeiten; eine Ueberſchwemmung von wilden Völkern bedekte beinahe die ganze Oberfläche von Europa. Sie brachten Unwiſſenheit und alle Laſter mit ſich, die den Weg zum übertriebenſten Aberglauben bahnten. Nur erſt nach elf Jahrhunderten thieriſcher Dummheit konte die Erde dieſen Roſt loswerden, und bei dieſer Wiederauflebung der Wiſſenſchaften ſchäzte man die guten Schriftſteller, die Italien zuerſt berühmt machten, höher als Leo den Zehnten, der ſie beſchüzte. Franziſkus der Erſte, eiferſüchtig über dieſen Ruhm, wollte ihn theilen; er gab ſich aber vergebne Mühe, ausländiſche Pflanzen in einen Boden zu verpflanzen, der für ſie noch nicht zubereitet war. Nur am Ende der Regierung Ludwig des Dreizehnten und unter Ludwig den Vierzehnten begann das ſchöne Jahrhundert, in dem alle Künſt' und Wiſſenſchaften gleiches Schrits auf den Punkt der Vollkommenheit gelangten, der den Menſchen zu erreichen vergönnt iſt.

Seit-

Seitdem breiteten ſich Künſt' und Wiſſenſchaften allenthalben aus. Dännemark brachte den Tycho de Brahe hervor, Preuſſen den Kopernikus, Teutſchland den Leibniz, ſeinen höchſten Stolz. Schweden würde die Liſte dieſer berühmten Männer gleichfals vermehret haben, hätten nicht die beſtändigen Kriege, worin ſich damals dieſe Nazion verwikkelt befand, den Fortſchritten der Wiſſenſchaften geſchadet.

Alle erleuchtete Fürſten haben die Männer geſchäzt, deren gelehrte Arbeiten dem menſchlichen Geiſte Ehre gemacht haben; und heut zu Tage iſt es damit ſo weit gekommen, daß eine Europäiſche Regierung, welche die Aufmuntrung der Künſt' und Wiſſenſchaften nur in etwas vernachläſſigte, bald um ein Jahrhundert in Rükſicht ſeiner Nachbarn zurükgeſezt ſein würde. Polen giebt hiervon ein in die Augen fallendes Beiſpiel.

Wir ſehen, daß eine groſſe Kaiſerin die Einführung und Erweitrung der Kentniſſe in ihren weitläufigen Staaten ſich zur Ehre macht, und alles das, was dazu beitragen kan, für ſehr wichtig hält.

Wen ſezt es nicht in eine freudige Wallung, wen rührt es nicht, wenn er die Ehre erfährt,

welche man in Schweden dem Gedächtniſſe eines groſſen Mannes erzeigt' Ein junger König, der den Werth der Wiſſenſchaften kennt, errichtet jezt daſelbſt dem Karteſius ein Grabmaal, um ſich im Namen ſeiner Vorgänger der Verbindlichkeit zu entledigen, welche ſie ſeinen Talenten ſchuldig waren. Welche ſüſſe Zufriedenheit für die Minerva, welche dieſen jungen Telemach geboren und ſelbſt unterrichtet hat, in ihm ihren Geiſt, ihre Kentniſſe und ihr Herz wieder zu finden. Sie kan mit Fug über dies ihr Werk Wolgefallen und Beifall äuſſern; und iſt es unſrem Herzen nicht vergönnt, all' die Empfindungen ausſtrömen zu laſſen, die uns ihretwegen durchwallen, ſo sei es wenigſtens dieſer Akademie und allen exiſtirenden erlaubt, unter Bezeigung der aufrichtigſten und tiefſten Ehrerbietung ſie aus Erkentlichkeit unter die kleine Anzahl erleuchteter Fürſtinnen zu ſezen, welche die Wiſſenſchaften geliebt und beſchüzt haben.

Inhalt.

Seite

Antimachiavel oder Verſuch einer Kritik über den Fürſten des Nic. Machiavel. 1.

Inhalt des Antimachiavel's. 191.

Lobreden.

Auf Herrn Jordan. 197.

Auf den General von Golze. 213.

Auf den Baron von Knobelsdorf. 233.

Auf Herrn de la Mettrie. 247.

Auf den General von Still. 261.

Auf den Prinzen Heinrich von Preuſſen. 269.

Auf Voltairen. 299.

Auf=

Seite

Aufſäze vermiſchten, meiſtens moral-
philoſophiſchen Inhalts.

Ueber die Gründe, Geſeze einzuführen oder abzuſchaffen. 345.

Verſuch über die Selbſtliebe als ein Grundſaz der Moral betrachtet. 403.

Ueber die Erziehung. 433.

Moraliſcher Dialog zum Behuf der adlichen Jugend. 465.

Von dem Nuzen der Wiſſenſchaften und Künſte in einem Staate. 493.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Berichtigungen.

S. 4. Z. 12 und Z. 15. ſtat *Prencipe* lies *Principe.*
S. 8. Z. 6. ſtat der Ewigkeit überliefern l. der Ewigkeit zu überliefern.
S. 152. Z. 21. ſtat luſtigen l. luftigen.
S. 205. Z. 20. ſtat le Moirre l. le Moivre.
S. 215. Z. 3. ſtat Kommandant l. Kommandör.
S. 241. Z. 4. ſtat Raous l. Raoux.
S. 249. Z. 1 u. 3. ſtat Offray l. Offroy.
S. 320. Z. 3. ſtat Marianne l. Mariamne.
S. 322. Z. 21. ſtat glänzenden l. lebhaften.
S. 325. Z. 12. ſtat untergeſtreute l. die untergeſtreuten.
S. 357. Z. 11 u. 12. ſtat Schwiegertöchter l. Stieftöchter.
S. 380 Z. 3. ſtat unzählbaren l. unzahlbaren.
S. 394. Z. 7. vor zu der ꝛc. l. ſo wol zu der u. ſ. w.
S. 395. Z. 21. ſtat die Recht haben l. wodurch die, welche Recht haben.
S. 407. Z. 10. ſtat Erſchaffen l. Erſchlaffen.
S. 416. Z. 11. ſtat woher l. daher.
S. 454. Z. 15. ſtat Senionen l. Semnonen.

EM.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich

Des Philosophen von Sanssouci sämtliche Werke

Bd.: Zweiter Band

1782

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2816(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11828151-9